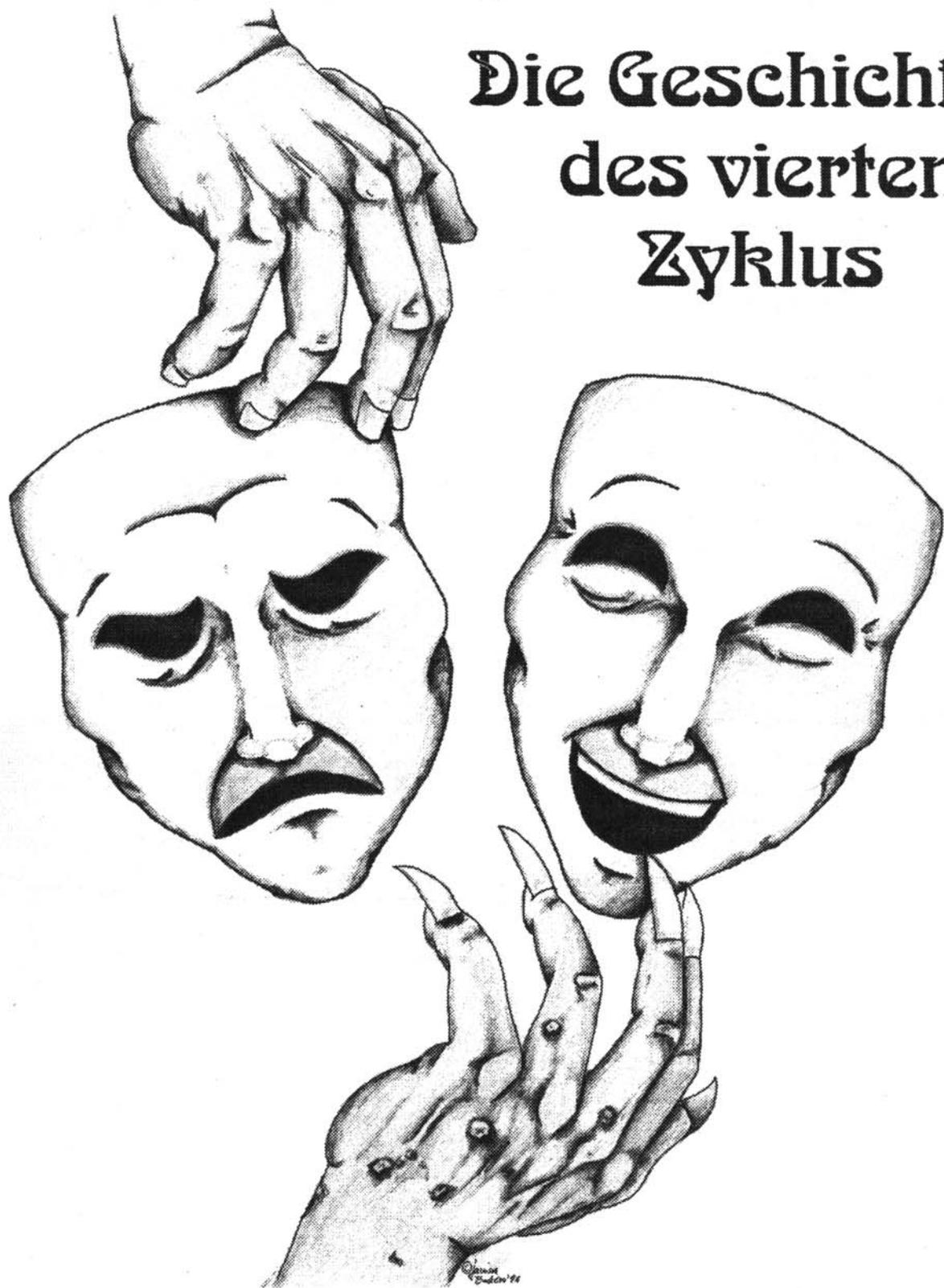


Elek-Mantow

**Die Geschichten
des vierten
Zyklus**



Die gespaltene Stadt

Inhaltsverzeichnis

Vorwort - *André Wiesler*

Impressum

Was ist Elek-Mantow? - *André Wiesler*

Von den Dingen, die zu wissen sich lohnt - *André Wiesler*

Von den Dingen, die Ledamor Felgajek nicht wissen... - *André Wiesler*

 Von den Arietiden und Priskanern - *Janina Enders*

 Von den Nuu-Giik - *Dietmar Cremers*

 Von den Atamanai - *Thomas Peter Goergen*

Karte des Kontinents Nontariell

Karte der Welt Koatlitek und des Stadtstaates Elek-Mantow

Die Stadt Elek-Mantow

Karte der Oberstadt Elek-Mantows

Karte der Unterstadt Elek-Mantows

Geschichten aus der gespaltenen Stadt

Die dunkle Schwesternschaft - *Wolf Ulrich Schnurr*

Bäumchen wechsele dich - *Laura AufderHaar, Catharina Wollmann*

Die Geschichte von Zwî-Bölln, dem Meister der... - *André Wiesler*

Rot I - *Thomas Peter Goergen*

Schatten der Tiefe - *Oliver Nothers*

Nächtliche Abenteuer - *Christel Scheja*

Der erste Morgen - *Kai-Florian Richter*

Diener des Lichtmeß II - Kilians Ankunft - *Janina Enders*

Auferstehung - *André Wiesler*

Rot II - *Thomas Peter Goergen*

Die Greifenkrone - *Helge Lange*

Eine Hochzeit unter dem Galgen - *Christel Scheja*

Die Schattenseite des Gesetzes - *Oliver Nothers*

Sonnenlauf - *Claudia Wamers*

Gutenachtgeschichten - *André Wiesler*

Durch fremde Augen - *Christel Scheja*

Jugendjahre - *André Wiesler*

Zwillinge - *Oliver Nothers*

Ebrians Schatten - *Janina Enders*

Mutig wie ein Wiko - *Janina Enders, André Wiesler*

Mit Herz und Hand - *Janina Enders, André Wiesler*

Vorwort

Wieder ist ein Zyklus erfolgreich zum Abschluß gebracht, und wieder steht ein Vorwort drohend vor der - nun weihnachtlich geschmückten - Tür und will geschrieben sein. Wer sich der ersten drei Zyklen entsinnen mag, wird sich erinnern, daß ich vormals ein aktiver Bekämpfer der Unsitte war, jedem Text ein Vorwort... nun ja, voranzustellen eben.

Mittlerweile bin ich Ungläubiger aber geläutert und preise mit lauter Stimme das Vorwort als die genialste Erfindung der Menschheit seit dem Feuer. Ich wurde nämlich darüber informiert, daß ich nicht nur mit meiner Annahme, kaum einer würde ein Vorwort lesen falsch lag, sondern daß die Leser diese auch noch genießen.

Um also die werthe Leserschaft nicht zu enttäuschen, hier ein Vorwort. Ich will einen kleinen Blick zurück werfen und hoffe, daß ich damit nicht meine Äußerung im letzten Abschnitt lügen strafe.

Vor beinahe zwei Jahren traf mich, um mit Pratchett zu sprechen, ein Inspirationspartikel und *Blitz* war die Idee von Elek-Mantow geboren. Ich dachte mir, das Prinzip der shared world (geteilte Welt), welches unter anderem von Robert Asprins „Diebeswelt“ bekannt ist, muß sich doch noch verbessern lassen. Ergo habe ich grundsätzliche Schwachstellen in diesem Konzept gesucht und machte mich daran, sie auszubügeln. Ich hoffe, daß mir dies gelungen ist, auf jeden Fall bin ich mittlerweile ganz zufrieden.

Was als spontane Idee begann, weitete sich langsam, aber sicher weiter aus. Im ersten Zyklus schrieben fünf Autoren mit, im zweiten über zehn, im dritten über zwanzig. Mittlerweile haben über 40 Autoren auf über 900 Seiten über 70 Geschichten verfaßt - und das in weniger als zwei Jahren.

Auch wenn sich die ersten drei Zyklen nicht gerade durch ihre geringe Fehlerzahl auszeichnen, ist das doch eine ziemlich beachtliche Leistung, wie ich finde.

Das Faszinierende an diesem Konzept aber ist, daß es permanent in Veränderung begriffen ist. Ab diesem Zyklus z.B. wird das nontariellsche Jahr an das irdische angeglichen, d.h. jeder Zyklus erstreckt sich nun auf ein halbes Jahr. Dieser Zyklus führt uns vom Beginn der Jahres bis zur Triumviratswahl am 22. Mittmond. Neben vielen alten Bekannten aus den ersten Zyklen, bevölkern auch in dieser Sammlung wieder interessante neue Helden die Stadt.

Doch genug der (Vor)Worte sind gewechselt, viel Vergnügen nun bei der Lektüre des vierten Zyklus von Elek-Mantow, der gespaltenen Stadt, der Stadt der zwei Gesichter.

André Wiesler
November 1996

Impressum

Alle Rechte an diesen Heften liegen bei dem Elek-Mantow Projekt. Nachdruck, auch auszugsweise, ist ohne vorherige schriftliche Erlaubnis des Verlegers nicht gestattet.

4. Zyklus von „Elek-Mantow - Geschichten aus der gespaltenen Stadt“

1. Auflage

© 1996

Autoren dieser Ausgabe: Laura AufderHaar; Dietmar Cremers; Janina Enders; Thomas Peter Goergen; Helge Lange; Oliver Nothers; Kai-Florian Richter; Christel Scheja; Wolf Ulrich Schnurr; Claudia Wamers; André Wiesler; Catharina Wollmann.

Zeichner dieser Ausgabe: Beatrix Berndt (S.80, 82, 86, 179, 185, 193, 200); Janina Enders (Titelbild, S.53, 102, 105, 218, 253, 258, 278, 288); Thomas Peter Goergen (S.62); Christel Scheja (S.78, 188, 203, 228, 230, 235)

Was ist Elek-Mantow?

Die Frage läßt sich grundsätzlich sehr einfach beantworten: Elek-Mantow ist eine Stadt in einem kleinen Land auf einem erdachten Kontinent einer nicht weniger fiktiven Welt.

Weiter gedacht aber ist es auch ein Experiment und die neue Dimension der Fantasygeschichten. Sogenannte shared world Projekte sind (oder waren) relativ häufig. Aber was bieten diese Projekte dem Leser? Sie führen eine Stadt, vielleicht auch eine ganze Welt ein, in der Geschichten spielen. Wenn es hochkommt, werden auch zwei oder drei Hauptfiguren präsentiert, die sporadisch in anderen Geschichten erwähnt werden. Die Spitze der Intertextualität wird in diesen Sammlungen erreicht, wenn ein Autor im Nebensatz eine frühere Geschichte erwähnt.

Da mich die Grundidee sehr faszinierte, mir aber diese Verwebung zu gering war, machte ich mich daran mein eigenes Projekt zu starten. Ich verfaßte also das Grundgerüst, das mittlerweile schon sehr schön von den Autoren bespannt wurde, aber noch lange nicht ausgereizt ist. Was erreicht werden sollte (und mittlerweile in großen Teilen auch verwirklicht wurde), war folgendes: Die Verbindung zwischen den Geschichten sollte möglichst groß werden. So sollten bestimmte Lokalitäten, wie Schenken, Plätze, Tempel etc. in Elek-Mantow nicht in jeder Geschichte anders aussehen oder neu erfunden werden, sondern der Leser sollte einen Wiedererkennungseffekt erleben. Ebenso sollten die Hauptcharaktere einer Geschichte auch in anderen Geschichten vorkommen und somit eher zu alten Bekannten werden, als nur bloße Figuren sein. Um dies zu erreichen war und ist es nötig, daß sich die Autoren schon bevor sie die Geschichte schreiben darüber klar werden, wie ihre Figuren sein sollen. Sie verfassen dann eine Beschreibung der Figuren, so genau wie nötig, und schicken diese an mich. Ebenso wird mit Häusern verfahren, die 'belegt' werden sollen. Diese Beschreibungen werden gesammelt (sie umfassen momentan ca. 100 DinA4 Seiten!) und an alle Autoren verschickt. Erst dann setzten sie sich hin und schreiben ihre Geschichte, wobei die anderen Charaktere immer dann verwandt werden, wenn es sich anbietet. So entsteht aus allen Geschichten gemeinsam ein lebendiges Bild von Elek-Mantow, das durch die verschiedenen Ansichten der Helden zwar changiert, im Grunde aber immer die gleiche Stadt zeigt - so daß auch der Leser früher oder später in die schmalen Straßenschluchten der Unterstadt oder die breiten Straßen der Oberstadt eintaucht und ein Teil von Elek-Mantow wird - so hoffen wir zumindest.

Mit dieser Hoffnung verbleibe ich,

André Wiesler

PS: Wenn Sie Interesse daran haben, selber ein Teil dieses Projekts zu werden, dann wenden Sie sich an die nachfolgende Adresse. Dort werden alle Fragen beantwortet und dort können auch die ersten drei Zyklen bestellt werden.

André Wiesler
Viktorstr. 8
42275 Wuppertal

Von den Dingen, die zu wissen sich lohnt

André Wiesler

(zusammengefaßt aus Artikeln verschiedener Autoren)

Lange ist es her, daß ich aus dieser Stadt aufgebrochen bin, und nun bin ich zurückgekehrt, um hier zu sterben. Mein Name ist Ledamor Felgajek und ich durchmaß die Länge und Breite Nontariells, dem Kontinent auf dem wir leben, wohl an die drei mal auf meinen Reisen, zu denen mich meine Neugier trieb. Ich sah viel und erlebte mehr noch, was ich nun, im Totenbett, in die Feder des Schreibers diktieren will, damit suchende Geister bescheidene Erleuchtung durch meine Erzählung erfahren mögen. Ich will versuchen mich kurz zu fassen, denn mir bleibt nicht mehr viel Zeit, daß spüre ich. So will ich denn beginnen mit meinem Bericht und vom Großen zum Kleinen kommen, von den Ländern, den Völkern und den Göttern schließlich zu der Stadt, in der ich das Licht zum ersten Mal erblickte und in der es nun für mich auf ewig erlöschen soll - Elek-Mantow.

Von den Gestirnen

Wenn die Sonne sich des Nachts zur Ruhe im Westen begibt, erheben sich die Monde aus ihrem Schlummer, um ihrem Weg zu folgen. Die große weiße Gefährtin, Al'Biontis die von Anirk, ihrem goldenen Gemahl umkreist wird. Aus dieser Umwerbung geht alle 44 Tage, zum Beginn des Monats nach multorischem Kalender, der rote Mond hervor, seinerseits seine Bahn um Anirk ziehend. Nach dieser Geburt verbirgt er sich 43 Nächte, um in der darauffolgenden erneut sein rotes Licht über Nontariell auszuschütten.

Der Himmel über Nontariell wird jedoch auch von zwinkernden Sternen erhellt, deren Formen die Astronomen verleiteten, ihnen Namen zu geben. Da gibt es die achtsternige Harfe, das Zeichen der Dichter. Man sieht das Rad der Sonne, in Form von acht Sternen um einen neunten, welches Symbol des Lebens, der Fruchtbarkeit und der Erneuerung. Im Westen dräuen die elf Sterne des Schlangenskorpionen, dem Zeichen der Grausamkeit, Skrupellosigkeit und Hinterlist. Hoffnung hingegen verströmen die sieben Sterne des Feuervogels, denen ein nebliges Band folgt. Für die Kräfte der Magie steht der Stab, vier Sterne in einer geraden Linie, von denen der oberste blau, der unterste rot schimmert. Das Zeichen Hespites, der Falke, schließlich steht für den Stolz und das Glück in Gelddingen. Auch er besteht aus acht Sternen.

Von den Ländern

Auf meinen Reisen besuchte ich viele Länder. Ich will sie in der Reihenfolge behandeln, in der mich meine Schritte durch sie hindurch führten.

Von den Ostländern

Auch wenn ich natürlich meine Kindheit im Schoße Elek-Mantows verbrachte, will ich mein Heimatland erst am Schluß behandeln, dafür aber in größerer Breite.

Beginnen will ich mit **PERGEMITRON**, welches der Nachbar Elek-Mantows im Norden war, bis der Adlerhorst es verdrängt hat. In Pergemitron leben gar wunderliche Weise, die sich den Namen „Perger“ gaben, was in einer vergessenen Sprache wohl dereinst „denkendes Tier“ oder „Mensch“ hieß. Sie hocken in einer Festung auf einem hohen Berg und schicken von dort Gesandte in die Lande, die Wissen sammeln sollen. Der „Orden von Pergemitron“ mag über die wohl größte Sammlung an Büchern und Karten der Ostländer, vielleicht sogar Nontariells verfügen, indes wird einem Fremden nur selten der Zugang gewährt. Jener Orden ist es auch, der über Pergemitron regiert.

Da auch mir die Einsicht in die Bibliotheken des Ordens verwehrt wurde, lenkte ich meine Schritte nach **HALE**, welches seit Generationen keinen Versuch mehr unternommen hat, seine Grenzen zu erweitern, obwohl solches in den Ostländern an der Tagesordnung ist. Auch kümmert man sich wenig um seine Nachbarn in anderen Belangen, ist aber trotzdem sehr gastfreundlich. Vor allem der „Orden der kleinen Schwestern“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat den Frauen eine Hilfe und Zuflucht zu sein, hat stets eine Suppe für einen armen Reisenden übrig.

Weiter nach Norden zog es mich und führte mich so in das Land **NYDALL**, in dem sich fast multorische Zustände finden lassen. Eine kleine Gruppe von Jägern und Würdenträgern herrscht über die Bauern und Hirten des Landes. Auch ein Menschenopfer wird hier dem Jäger-Gott Anout'drukar gebracht, ein abscheulicher Brauch, den auch die Ächtung der Nachbarn nicht abzustellen versteht. Vor beinahe einem Jahrhundert spaltete sich das Volk in Nydall in zwei Gruppen, die beide ihre Finger nach dem Fürstenthron ausstreckten. Das Haus Tyndrion war siegreich und herrscht noch immer mit eiserner Hand. Aufrührer, an denen es noch immer nicht mangelt, werden grausam hingerichtet. Namen wie Gwirian „Blutmesser“ und Ladissara „Schmerzeshand“ Atalyo lassen jeden Nydaler erzittern.

Dieses an sich schöne Land konnte mich dennoch nicht lange halten, schollen mir doch die Schreie der Gefolterten, die ich des Nachts zu hören glaubte, zu laut im Ohr. Also beschloß ich weiter nach Norden zu ziehen, in das Königreich **REGTHIL**. Die etwa 5000 Untertanen dort sind ein genügsames Volk, zum großen Teil Fischer und Bauern. Von hier stammen die genügsamen Kirtes, Rinder ohne Horn, die eine köstliche Milch geben. Sie fressen das saftige Gras der Ebenen, daß von dem häufigen Regen reichlich gewässert wird. Ich suchte die Hauptstadt Xargos auf, in der Tizulis, der König, lebt und herrscht. Zur Zeit meines Besuches war seine Tochter Begra noch nicht geboren, die doch heute schon an die 25 Jahre zählen muß. Von dort trieb es mich nach Jargas, der einzigen Hafenstadt Regthils, die scharfe Steilküste verhindert den Bau weiterer. In Regthil zählt man die Jahre anders als hier. Es wird von jenem Tag gezählt, an dem die erste Gabe ihres Gottes Rautos an die Küste gespült wurde. Seit diesem Tag sind 522 Jahre vergangen, man befindet sich also dort nun im Jahre 522 nach Rautos Gabe. Was mir auffiel war, daß die Bewohner dieses Landes sich durch eine gewisse Kleinwüchsigkeit auszeichnen. Wenn ein Mann mit drei Tritt¹ und einer Pfeillänge² in den übrigen Ostländern von normalem Wuchs ist, so ist er bei diesem Maß in Regthil schon ein Riese. Auch ihre Haut, wiewohl so hell wie es in den Ostländern üblich ist, ist von seltsamer Färbung, mischt sich doch ein Grau darunter. Ihre Augen sind durchweg von blauer Farbe, eine Einheitlichkeit, die in den Ostländern nirgendwo sonst zu sehen ist, sich aber auch auf ihre Haare bezieht, die rot oder blond sind.

Ich verweilte einige Monate bei den freundlichen, genügsamen Regthilen, dann machte ich mich auf, endlich die Ostländer zu verlassen und die Weiten Nontriells zu durchreisen.

Von dem Hallakinischen Imperium

Aus Übermut wagte ich mich in das Reich der Hallakinen, bei denen durch eine Laune der Götter die Frauen von größerem Wuchs und Stärke als die Männer sind, so daß man sich nicht wundert, daß sie es auch sind, welche Staatsgeschäfte und Kriege führen. Und wahrlich, sie sind furchtlose und grausame Kämpferinnen. Das Wissen wird hier wenig gepflegt, nur selten zeichnet sich das kalte Nordreich durch große Denker aus. Der Grund dafür mag das unfreundliche Wetter dieses Landes sein, denn im Norden ist der Boden das ganze Jahr über hart wie Stein gefroren, und selbst im äußersten Süden des Reiches herrschen strenge Winter.

¹ Tritt = multorische Maßeinheit, entspricht 50 Zentimeter.

² Pfeillänge = multorische Maßeinheit, entspricht 20 Zentimeter.

Das Volk der Hallakinen ist zweigeteilt, doch liegen diese Völker nicht mehr im Streit miteinander, als alle anderen Kriegerinnen dieses Landes auch. Der kleinere Teil des Volkes lebt nach den alten Riten und Bräuchen in Zelten und zieht dem Tau nach über die Ebene, lebt von der Jagd und ist's zufrieden. Der größere Teil aber hat einige wenige gewaltige Städte errichtet, die von Mauern geschützt werden, die gut zehn Mann hoch sind - oder neun Frau, denn wiewohl die Männer des Volkes von normaler Statur sind, also zwischen drei Tritt, einer Pfeillänge und einem Sprung, überragen die Frauen dieses Maß bei Weitem. Sie sind selten unter einem Sprung, meist sogar noch bis eine Pfeillänge darüber. Ihre Haut ist von Natur aus bleich und die wenigen Strahlen der Sonne, die noch in den Norden gelangen, reicht nicht aus ihre Haut zu verdunkeln. Ihre Haare indes haben die gleiche Farbenvielfalt, die man auch hierzulande kennt. Ihre rauhe Art und ihre Unbarmherzigkeit im Kampf brachten dem Imperium den Namen „die grausame Nordfaust“ bei. Die in den Ostländern verbotene Sklaverei wird hier in Maßen angewandt, doch machen die Hallakinen nur selten Gefangene.

Es erging mit nicht sehr gut dort, wurde ich doch respektlos behandelt und als Schwächling beschimpft. Zwar wurde mir einfache Gastfreundschaft angeboten, zumindest bei den Zelträgern, aber die Bezahlung, welche die Anführerin dafür einklagen wollte, war mir zu anstößig. Ich will sie hier nicht wiedergeben, ich will nur erwähnen, daß man trotz der Kälte die Kleidung dafür ablegen mußte. So kam es denn, daß ich mich mehr als einmal in der stille der Nacht davonschlich, um diesem Schicksal zu entgehen, daß sich doch so gar nicht für einen Denker wie mich geziemt. Auf meiner Flucht gelangte ich schließlich in gemäßigtere Gefilde.

Von dem Multorischen Reich

Vor mir breiteten sich die weiten Graslandschaften des Reiches aus, und auf den ersten Blick wirkten sie friedlich. Dennoch war mir bewußt, daß seit Hunderten von Jahren die beiden großen Völker dieses Landes miteinander im Krieg liegen. Die Multorier, einstmals reiche und gebildete Männer und Frauen, errichteten in ihrer Glanzzeit prächtige Städte und Kunstwerke der Architektur. In ihrem Übermut aber wollten sie immer größere und schönere Dinge schaffen, dabei aber weniger arbeiten. So verfielen sie auf die Sklaverei, welche sie aber nicht ihrem eigenen Volk aufbürden wollten. Man hielt sich an die Rekschat, die „Reiter der Weiten“, die „Freiwilden“, wie sie sich selber nennen. Diese lebten genügsam von dem, was sie auf ihren Wanderungen durch das Reich jagen und Sammeln oder Tauschen konnten. Als jedoch die Multorier anfangen ihr Volk für ihre Arbeit zu fangen, begann der Krieg, denn nichts schätzen die Rekschat mehr als ihre Freiheit. Der Krieg hat das Reich in große Schwierigkeiten gestürzt. Die ehemals prächtigen Gebäude erhalten keine Pflege mehr und sind heruntergekommen. Das Volk der Multorier hungert, weil die Felder verwüstet werden und es zu wenige Bauern gibt, die zu viele Soldaten versorgen sollen. Einzig Multor, die Hauptstadt, in welcher Critschak, der oberste Kriegsherr, König und Herrscher Multors lebt, strahlt noch im Widerschein vergangener Pracht. Nach Critschak richtet sich auch die Zeitrechnung des multorischen Reiches. Da er vor nunmehr 17 Jahren den Thron bestieg, schreibt man das Jahr 17 nach Critschak (n.C.).

Die Ernährungsprobleme spiegeln sich auch in der äußeren Erscheinung der Multorer wieder. Sie sind meist dürr, nur wenige haben genug Sklaven und Land, um wohlgenährt zu erscheinen. Ihre dunkle Haut, von hellbraun bis Nachtschwarz, spannt sich über ihrer zwischen drei Tritt und einer bis zwei Pfeillängen hohen Gestalt. Die Rekschat sind kleiner, zwischen drei Tritt und drei Tritt, eine Pfeillänge. Sie wirken gesund und kräftig, ihre Haut ist rauh und braun. Ausnahme dafür sind jene unter ihnen, die als Gesandte der Götter angesehen werden. Ihnen fehlt jede Farbe an Haut und Haar, allein ihre Augen leuchten in seltsamem Rot. Sie leiden unter den Strahlen der Sonne, führen ihre Reiter-Truppen aber trotzdem selber in den Kampf. Was aber die Multorer an Gesundheit einbüßen, machen sie durch reine Zahl und

Disziplin wieder wett. Die Multorer haben über die Jahre eine überragende, wenn auch für einen Mann aus den Ostländern abscheuliche, militärische Vorgehensweise entwickelt. An der Spitze ihrer Truppen marschieren meist die Petekai, mit Holz und Lederplatten behaftete Sklaven und Besitzlose, die ein erstes Hindernis für die Reiter sein sollen, aber auch als lebende Brücke über Gräben oder Flüsse benutzt werden. Gerade für mich war dieser Gedanke erschreckender als jeder andere, war doch meine Familie vor zwei Generationen beinahe von den Multoriern gefangen genommen worden. Zu meinem Glück blieb mir der Anblick einer solchen Schlacht erspart. Bewundern durfte ich allerdings eine ganze Einheit von Kamit-Mitesch, was soviel wie „Göttervaterfreunde“ heißt. Zwar sind auch dies Sklaven, aber von herausragender Disziplin und Ausbildung. Wenn ein Rekschat den Dienst als Kamit-Mitesch fünf Jahre lang überlebt, wird ihm die Freiheit angeboten. Es gibt aber nicht viele, die es so lang schaffen, und nur wenige sehnen sich nach den Jahren des Tötens noch nach der Freiheit. Kamit-Mitesch werden mit Vorliebe für schwierige Aufgaben eingesetzt und zahlreich sind die Lobpreisungen im Liedgut der Multorier. In den Liedern wird immer wieder erzählt, wie tapfer da Rekschat gegen Rekschat kämpften, ohne daß multorisches Blut die Erde tränkte. Es wird wohl verständlich sein, daß ich trotz der überragenden Bildung der Multorier doch die Gesellschaft der Rekschat vorzog, solange ich in diesem Lande weilte.

Doch nach einigen Jahren, in denen ich den Rekschat mit meinen bescheidenen Talenten in der Kriegsführung einige Siege errang, drängte es mich doch fort. Ich hörte den Ruf von Kasralit und folgte ihm willig.

Von den Südländern

Mannigfaltig sind die Wesen der Südländer, und nahezu unerforscht sind ihre dichten, feuchten Wälder. Jedoch kann es als bewiesen angesehen werden, daß es dort in der Tat Echsenmenschen gibt, große, geschuppte Kreaturen, die aber der Sprache mächtig sind. Sie sind so völlig fremdartig, daß ich mich hütete ihnen zu begegnen. Kurz nachdem ich die Wälder des Südens aber betrat, stieß ich auf einige Grantken, dumme, gekrümmt gehende Menschen, die eher dem Affen ähneln, als dem Menschen. Aber auch sie sind einfacher Worte und Gesten mächtig und waren mir, nachdem ich sie mit einfachen Geschenken besänftigt hatte, eine große Hilfe endlich nach Kasralit zu gelangen.

Von Kasralit

Auch hier herrscht, wie leider in so vielen Ländern auf Nontariell, ein Krieg. Dieser wird um die südliche Grenze des Landes geführt, gegen die Waslaner. Obwohl sich heute der Kriegsgrund nicht mehr entschlüsseln läßt, glaube ich eine Erklärung gefunden zu haben. Wie es scheint, rührt er von einem nicht eingelösten Eheversprechen her. Erstaunlich jedoch ist, daß die Kasraliten trotz dieser Unruhen ein so hohes und vorbildhaftes Maß an Kultur und Wissen aufgebaut haben. Es gibt so viele Städte mit Theatern, daß man von jedem Punkt des Landes in höchstens einem halben Tag eines erreichen kann. Die Söhne werden mit sechs Jahren bereits aus der Obhut der Eltern genommen und in verschiedenen Künsten des Kampfes und der Kultur geschult. Dies macht sie zu ehrenvollen und geschickten Kämpfern, aber auch Denckern. Ich fühlte mich jedoch, trotz der großen geistigen Verwandtschaft zu diesen edlen Herren dort, sehr klein und unbedeutend, was wohl hauptsächlich daran lag, daß die Kasraliten von einem Sprung bis zu einem Sprung, zwei Pfeillängen groß werden. Ihre Haut ist von einem blassen Blau und ihre Augen schimmern in einem einmaligen Schauspiel von Farben, wie der Regenbogen am Himmel nach einem sanften Schauer. Da die Kasraliten auch sehr ernst sind, machte ich mich, gleich nachdem ich ausgiebig studiert hatte, vor allem die Werke

des großen Rondar, dem wohl bedeutendsten Denker des letzten Jahrhunderts, wieder auf den Weg.

Von den Völkern

Auf meiner Reise traf ich viele Männer und Frauen aus vielen unterschiedlichen Völkern. Manche davon traf ich in ihrem Land, andere waren wie ich auf der Reise. Von diesen will ich nun berichten.

Von den Nushq'qai

Oft fand ich am Feuer der Nushq'qai ein warmes Plätzchen, und auch, wenn am nächsten Morgen nicht nur meine Gastgeber verschwunden waren, sondern sich auch meine Börse nicht mehr auffinden ließ, habe ich dennoch jeden Abend mit ihnen genossen und habe niemals auch nur den geringsten Schaden an Leib oder Seele erfahren, höchstens an Gold. Diese fahrende Völkchen ist von ausgesprochener Lebensfreude und ihre Sippen halten zusammen wie Pech. Nushq'qai sind im Schnitt wenig größer als drei Tritt und von rötlicher Hautfarbe, die durch die Sonne meist einen dunkleren Ton annimmt. Ihre Haare sind in den allermeisten Fällen von nächtlicher Schwärze, ihre Augen aber von vielfacher Farbe. Ständige Begleiter jeder Sippe sind die kleinen, zotteligen Pferde, welche ihre Wagen ziehen. Die Nushq'qai sind von Geschick in vielen Handwerkskünsten, doch auch ihr Ruf von der Länge ihrer Finger ist berechtigt. Man sagt, und ich kann es weder bestätigen noch verneinen, daß die schönsten ihrer Instrumente, Teppiche oder Schnitzereien von magischer Macht sein sollen. Es gibt keine niedergeschriebenen Gesetze bei den Nushq'qai, doch ihre Regeln sind so eindeutig, daß es selten Schwierigkeiten gibt, droht doch der Ausschluß aus der Sippe, was für jeden von ihnen schlimmer als der Tod ist. Zeichen ihrer Verbannung ist ein Brandmal, das die „schwarze Perle“ genannt wird, da es mit einer heißen Perle in die Haut gebrannt wird.

Von den Panlil

Es scheint wie ein Märchen, doch schwöre ich bei meinem Federkiel, daß ich wahr spreche: Es gibt Wesen, vernunftbegabte Wesen, die wie eine aufrechtgehende Katze von immenser Größe wirken. Nicht nur, daß sie von großer Freundlichkeit sind, sie sind darüber hinaus von großer Kunstfertigkeit. Es gelang ihnen unfaßbar feines und dünnes Pergament herzustellen, welches sie Papier nennen. Heute ist es weit bekannt und wird von allen Schreibern geschätzt, aber damals, als ich die wandernde Panlil traf, war es noch ungesehen. Wie es scheint, leben sie im Süden an der Küste, aber wo genau, war ich bis heute nicht in der Lage herauszufinden. Sie verabscheuen Gewalt, wenden sie nur an, wo es unausweichlich ist, und streben nach Freundschaft mit jedem und allem. Die Panlil, die in der Tat wie Katzen aussehen, mit Fell und allem anderen, sind aufgerichtet, und ich sah sie nie auf vier Beinen, von drei Tritt bis zu einem Sprung groß.

Von den Charach

Ein weiteres Volk von Tiernmenschen zieht durch die Weiten Nontariells. Es sind die Charach, Jäger und Sammler, die in der Gestalt an einen aufrecht gehenden Wolf gemahnen. Ich entkam nur knapp einer ihrer Jagden und bete zu allen Göttern, daß ich niemals wieder einem begegne. Sie waren alle um einen Sprung groß, hatten gar grausige Köpfe mit langen Fängen und Fell in verschiedenen Farben, auf das wiederum farbige Zeichen gemalt waren. Scheinbar befand man sich im Krieg und ich mittendrin. Nur durch Glück entkam ich dem sicheren Tod.

Von den Göttern

Ich will nun von den Göttern sprechen, mögen sie mir gnädig sein und mich bei sich aufnehmen. Ich kenne bei weitem nicht alle der Götter, mögen mir die verzeihen, die mir nicht geläufig sind.

Von den Göttern der Ostländer

Am meisten Gefolgschaft hat wohl in den Ländern des Ostens der Gott der Träume und Visionen, **HESVITE** mit Namen. Er wacht über die Schlafenden und lebt jenseits der Mauer des Geistes in den Traumlanden. Sein heiliges Werk, die **BOTSCHAFT**, ist milde und spricht von einer besseren Zukunft. Seine Priester sind meist prunkvoll gekleidet, tragen keine Waffen, im Gegensatz zu den Wanderpredigern Hesvites und seinen Laienlektoren, die stets mit der Klinge in der Hand unterwegs sind, um den Erzfeind Hesvites zu jagen. Dieser ist **SELEFRA** und sein Reich ist die Lüge. Wo Macht und Heimlichkeit sich mischen, wo Meuchelmörder Auf- und Abstieg eines Herrschers bestimmen, da ist Selefra im Spiel. Wo Hesvite den stolzen Purpurfalken als Zeichen hat, wird Selefra von einer dunklen Wolke mit gleißenden Augen vertreten.

CHERINDRASTA, die man auch als „Der Schleier“ oder „Die Verschleierte“ benennt, steht für das Schicksal, für die Gabe jedes Menschen, etwas aus eigenem Willen zu schaffen. Somit ist sie vielmehr Verkörperung einer Tugend, als ein Wesen und wird somit nicht in Tempeln verehrt. Von ihr stammt das geflügelte Wort „Schön und begabt wie Cherindrasta“, welches besagt, daß jene Person viel mehr aus den ihr innewohnenden Gaben machen könnte. Man stellt sie als verschleierte Frau dar.

Eine sehr wohlwollende Göttin ist **ASTANACE**, deren Zeichen die silberne Hand ist, aus der eine blaue Quelle entspringt. Oft wird sie auch „die Verborgene“ genannt. Astanace schützt das Leben und dieser Aufgabe kommen auch ihre Priester nach, die Astanaciner. Sie ziehen umher und heilen, tun Gutes. Dabei stellen sie sich niemals auf eine Seite, man erlebte schon, daß ein Astanaciner auf einem Schlachtfeld erst den einen, dann den anderen der Gegner behandelte. Den mächtigsten ihrer Priester sagt man sogar nach, sie könnten durch die Kraft ihrer Göttin heilen. Die Diener Astanaces sind in helle Farben gekleidet und allen gemein ist der weiße Mantel, den sie tragen. Auch nennen sie einen Wanderstab ihr eigen, an dessen Spitze eine silberne Hand mit angedeuteter Quelle steckt. Die Astanaciner sind beliebt für ihre Siechenhäuser und Schulen und ihre Güte. Um sich trotzdem verteidigen zu können, sind sie im Kampf ohne Waffen geschult.

Als Sohn der gespaltenen Stadt kann ich natürlich nicht umhin den Schutzgott Elek-Mantows zu erwähnen, **ELEK-MANTOWIN**. Nach ihm wurde unsere Sprache benannt, das Mantowin. Er hat nur die eine Aufgabe, Elek-Mantow und seine Bewohner zu schützen. Das er dabei seiner Aufgabe nicht sehr gut gerecht wird, hat die Vergangenheit gezeigt. Es gibt stets nur einen Priester des Elek-Mantowin und dieser wird vom Triumvirat ernannt. Die armen Leute der Stadt sehen in ihren Steuern schon eine Spende an den Gott, aber bei den Reichen gehört es zum guten Ton, viel zu spenden, um seinen Reichtum hervorzuheben.

In Reghtil nun verehrt man nur einen einzigen Gott, wenn auch die anderen bekannt sind: **RAUTOS**. Er ist der Gott des Meeres und des Lebens und seine Tiere sind die Möwen und Krähen. Wann immer ein unbekanntes Gut an den Strand angespült wird, sieht man in ihm eine Gabe von Rautos und feiert dessen Fund.

In Nydall schließlich wird der Jäger **ANOUT'DRUKAR** verehrt, der mit einem Anout, einem grün-gelb gefärbten Berglöwen, durch die Täler zieht. Ihm zu ehren wird einmal im Jahr eine heilige Jagd ausgerichtet, bei der sich der Gott ein Menschenopfer holt.

Von den Göttern des multorischen Reiches

Die Götter der Multorer leben in einer militärisch strikten Ordnung. An der Spitze steht **KAMIT**, der gnadenlose und aufbrausende Göttervater und unter ihm seine Söhne und Töchter. Deren Kinder wieder stehen unter diesen, und so weiter. Kamit greift ein, wenn große Tapferkeit oder Feigheit im Spiel ist. Dann sendet er seine Naturgewalten Sturm, Donner und Blitz, um zu richten oder zu belohnen. Nur wer tapfer kämpft, darf nach dem Tod in Kamits Heer eintreten und mit ihm am letzten Tag um die Herrschaft über die Seelen kämpfen und alle Ungläubigen zu vernichten.

Einer seiner Söhne ist **PETEK**, nach dem auch die Petekai benannt sind. Er steht für die Boshaftigkeit und Gnadenlosigkeit. Von den Soldaten wird er verehrt, vom gemeinen Volk gefürchtet und durch Gaben besänftigt. Er wird meist als Mann mit Adlerkopf und Adlerklauen dargestellt, der in seinen Händen eine Waffe hält. Es gibt so viele Götter und Halbgötter bei den Multoriern, daß ich sie mir nie merken konnte.

Übertroffen in dieser Vielfalt werden die Multorer nur noch von den 10.000 Göttern der Rekschat. Ich weiß nur zu sagen, daß sie für jede Pflanze und jedes Ding einen eigenen Gott zu haben scheinen. Die einzigen, der mir in Erinnerung geblieben sind, sind **PEN´QUIN**, der Gott des Frostes und dessen Bruder, der **BRENNER**, welcher in Ketten gelegt, immerwährende Qualen erleidet, die für ihn das Leben sind, und der vergeblich und doch fortwährend auf Erlösung, auf den Einzug ins Paradies hofft. Man zieht Hoffnung in aussichtslosen Momenten aus ihm. Obwohl er für die Rekschat eigentlich wenig bedeutend ist, hat er sich als Schutzgott der Leichenverbrennung auf ganz Nontariell verbreitet. Es gibt nur wenige Priester für die Rekschatgötter und ein jeder von ihnen ist meist einigen Dutzend zugleich geweiht.

Von den Göttern der Südländer

Die Panlil verehren die sanfte Göttin **ASHKENOBISTAR**, die ihre einzige Göttin ist. Sie strebt zu einem Gleichgewicht der Dinge und Frieden zwischen allen Geschöpfen. Ihre heiligen Farben sind Grün, Gelb und Gold, ihr Zeichen eine Sonne mit Katzenauge darin. Ihre nur weiblichen Diener haben den höchsten Stand im Volk der Panlil.

Bei den Kasraliten hingegen findet man drei Götter. **NOFRA**, welche die Göttin des Kampfs ist, **RADON**, den Gott der Künste und schließlich **KASRU**, die Göttin der Fruchtbarkeit. Die Kasraliten aber zeichnen sich nicht durch eine große Verehrung dieser aus, nur an einigen Tagen im Jahr werden ihnen Opfer gebracht.

Von Elek-Mantow

So will ich denn mit der letzten mir im Alter verbliebenen Kraft von meiner Geburts- und Todesstadt sprechen: Elek-Mantow, die gespaltene Stadt, Stadt mit zwei Gesichtern.

Das Land Elek-Mantow ist das größte der Ostländer. Durch die Mitte der Stadt zieht sich eine tiefe Spalte, wohl an die zweihundert Sprung geht es nach unten und etwa 30 ist sie breit, die nur über eine breite Steinbrücke überwunden werden kann. An feuchten Tagen steigt der allzeit gegenwärtige Nebel aus der Schlucht bis in die Straßen der Stadt und scheint sie zu verschlingen. Hierhin werden die Abwässer der Oberstadt und die Leichen der Unterstadt entsorgt, und ich möchte niemals gezwungen sein, dort hinunter zu steigen, denn neben dem Abfall lebt dort der Sage nach das rote Fräulein. Sie ist eine Dämonin, die umhergeht und die Geister von Kindern einsammelt. Die Brücke ist früher wie heute von Statuen an beiden Seiten gesäumt, allein die Gesichter haben sich geändert, denn wenn einer genug zahlt, wird die vorherige Statue in die Schlucht gestürzt und die seine aufgestellt.

Die Spaltung der Stadt hat zwei Seiten entstehen lassen. Im Norden liegt die Oberstadt, wo die Reichen und Mächtigen leben und wo die Sorgen klein sind. Im Süden liegt die Unterstadt,

das „Rattenloch“, in dem die Armen und Glücklosen leben müssen. Sie müssen über die schmale und gefährliche Armenbrücke in die Oberstadt gelangen, denn einen Passierschein können sie sich nicht leisten, und selbst wenn sie das Gold auftreiben könnten, würde niemand aus der Oberstadt für sie bürgen.

Das Wetter hier ist, wie die Stadt selber, entweder das eine, oder das andere. Im Winter friert einem die Suppe über dem Feuer, so klirrend kalt wird es, im Sommer verdampft sie. Entweder es ist staubtrocken, oder es regnet aus Eimern.

Das Jahr hier ist nach dem Kalender des multorischen Reiches, in neun Monate geteilt. Das Jahr beginnt mit dem Erststrahl, dann kommt der Verle, Bri, Hamilé, Mittmond, Oberring, Talu, Nirtsch und das Jahr beschließt der Nontariell. Jeder Monat hat, nach dem Lauf des roten Mondes, 44 Tage, die in vier Teile, sogenannte Viertel, zu je 11 Tagen eingeteilt werden. Am 22. Tag des Mittmond, also zur Mitte des Jahres, wird in Elek-Mantow die Triumviratswahl abgehalten, in der die drei Regierenden des nächsten Jahres bestimmt werden. Eine Stimme muß erkauft werden, so daß die Armen der Stadt nie mitbestimmen können, besitzen sie doch kaum genug, um sich Brot zu kaufen. Der steinige Boden um Elek-Mantow gibt nur wenig her.

Gezahlt wird hier mit den bekannten Münzen, den Sonnen. Es gibt Goldsonnen, die 10 Silbersonnen wert sind, von denen eine jede wiederum 10 Bronzesonnen wert ist, für jede einzelne davon erhält man wiederum 10 Eisensonnen. Einmalig dürften die Privatwachen dieser Stadt sein. Neben der Stadtwache hat ein jeder Reiche hier einige Männer und Frauen, die sein Hab und Gut bewachen und sogar an Stelle der Stadtwache seine Straße patrouillieren. Die Stadtwache kommt, es ist fast müßig zu erwähnen, nur selten in die Unterstadt, des Nachts meist gar nicht. Die Zeit wird hier vom Tag der Gründung gerechnet, der nun 168 Jahre her ist (168 n.G.).

Von dem Tod

Ich spüre, wie die heiße Luft des Mittmonds meine Lungen austrocknet und meinem gebrochenem Körper die Kraft entzieht. Der Tod ist nah. Ich wünschte nur, ich könnte das Fest zur Wahl noch miterleben, aber diese zwei Tage werden mir die Götter nicht mehr gewähren. Ich hoffe, meine Rede war von Sinn und hat Fragen beantworten können.

Ledamor Felgajek verstarb am 20. Tage des Monats Mittmond, im Jahre 168 nach Gründung der Stadt, zur Zeit des Sonnenuntergangs.

Von den Dingen, die Ledamor Felgajek nicht wissen konnte, die der werte Leser aber doch erfahren soll

Von den Arietiden und Priskaner

Die Arietiden leben auf dem Kontinent südöstlich von Nontariell, Karses mit Namen. Früher einmal waren sie friedliche Wesen, die nichts so liebten wie den Tanz und den Gesang. Heute jedoch sind sie grausame Krieger, die gegen die Priskanern einen gnadenlosen Krieg führen. Der Krieg geht um den Lichtmeß, einen prophetischen Stein, der sich im Moment in der Hand der Arietiden befindet. Doch der schreckliche Herrscher der Priskaner, Agathon, setzt alles daran ihn zu erlangen.

Alle Arietiden haben die Gabe zu heilen, vorrangig sich selbst, aber auf Wunsch auch andere. Das Ganze ist eine Art Regeneration. Außerdem besitzen viele von ihnen die Sehergabe, also die Fähigkeit mit dem Lichtmeß zusammenzuarbeiten. Die Körpergröße der Arietiden ist unterschiedlich, jedoch ist keiner kleiner als drei Tritt, eine Hand³ und keiner größer als ein Sprung. Die Hautfarbe ist von einer vornehmen Blässe, da arietidische Haut Sonnenstrahlen abweist. Die Augenfarbe variiert von schwarz über violett und dunkelblau.

Arietiden haben eine Lebenserwartung von ca. 300 Jahren, falls sie vorher nicht getötet werden. Die Jugend und das Erwachsenenalter zeigen sich jedoch nicht in der äußeren Erscheinung, sondern nur im Geiste und in der Haarfarbe. Ist der Geist noch unwissend und jung, variiert die Haarfarbe von rot bis rotblond, blond und schwarzbraun. Wenn der Geist an Erfahrung gewonnen hat, durchziehen graue Strähnen das Haar, bei der endgültigen Reifung ist das Haar schlohweiß. Doch in Folge des Krieges gibt es kaum mehr noch jemanden, der mit weißen Haaren stirbt.

Janina Enders

Von den Nuu-Giik

Die Nuu-Giik sind stark behaart und sehr groß. Sie wirken, da sie sich dazu noch in Felle kleiden, von Ferne fast wie ein Bär.

Die Nuu-Giik sind ein sehr verstecktes Volk. Nur wenige Gelehrte und einige Leute mit engen Beziehungen zu den wenigen verbliebenen Nuu-Giik-Trappern im Hallakinischen Imperium kennen einige Aspekte ihrer Kultur und wissen, wie sie aussehen. Alle anderen halten sie für etwas ärmliche, stark behaarte Menschen mit einem seltsamen Hang zu Knochen, die sich dringend 'mal waschen sollten. Doch wer sind die Nuu-Giik wirklich? Hier ein paar Stimmen:

Ein einsamer Trapper in den Bergen des Nordreiches:

Ja, natürlich jage ich sie. Kann euch sagen, sind ganz schön schlau, die Viecher. Verstecken sich hier irgendwo, kann sie fast riechen. Die Priester in der Hauptstadt geben mir 'ne Menge Pfeile für 'nen vollständigen Körper. Und von irgendwas muß der Mensch ja leben. Was? Nein, äh, gefangen hab' ich noch keinen. Mach' deshalb die meiste Zeit über in Gold. Unten am Fluß findet man 'ne ganze Menge, wenn man lange genug schürft. Aber letzten Sommer, da war ich ganz dicht dran. Das Biest hatte meinen Kumpel gefressen. Ja, wenn ich's euch sage. Gefressen! Puh, ich fand seine Überreste hier unter diesem Baum. Genau da, wo ihr jetzt stehen. Und seine Gedärme waren über 'nen Ast gehängt. Zum Trocknen, für später. Kein schöner Anblick, kann ich euch sagen. Seine Spur hab' ich dann aber leider verloren...

Den Mein Ruz, *Bewahrer des roten Steins:*

³ Hand = multorische Maßeinheit, entspricht 10 Zentimeter.

Seit Generationen jagen sie mein Volk. Wir fressen Menschen, sagen sie. Wir töten ihre Frauen und schlachten ihre Kinder, sagen sie. Doch dies alles sind Lügen. Sie sind es, die uns das Land genommen haben. Sie sind es, die unsere Freunde jagen: den Hirsch, den Bär. Und wir, wir sind auch nicht mehr viele. Sieh sie dir doch an, meine Kinder. Mager sind sie. Zerlumpt. Und ständig auf der Flucht vor den Goldsuchern. Erst letzte Woche mußten wir unser Winterlager aufgeben und in dieses entlegene, karge Tal weichen. Welches Leben kann ich denn meinem Volk noch bieten? Ich sollte mich töten und meine Kraft einem Jüngeren übertragen. Das verstehst du nicht? Die Kraft deines Lebens: sie pulst in deinen Adern, atmet in deinen Knochen. Vor allem im Kopf, dort ist der Sitz deiner Seele. Deshalb trinken wir das Blut unserer Feinde. Doch niemals von den Schwachen. Und deshalb habe ich dort 58 Schädel an meinem Zelt. Aber nur die Seele eines kräftigen Menschen oder Tieres, in gerechtem Kampf errungen, kann uns stärken. Wozu sollte ich also Kinder töten? Du siehst übrigens auch nicht gerade schwächlich aus...

Dietmar Cremers

Von den Atamanai, den atamanischen Sammlern

Ihre Herkunft ist unbekannt, sie beherrschen eine Vielzahl von Sprachen. Es gibt wohl nicht allzuviele von ihnen, aber sie stellen ein eigenes, homogenes Volk dar. Aus Berichten aus ganz Nontariell läßt sich folgendes Profil erstellen: es sind hochgewachsene, bleichhäutige Fremde, mit faltenlosen, glatten Gesichtern selbst in hohem Alter (und sie werden dem Vernehmen nach sehr, sehr alt). Ihre Augenbrauen wachsen an einem von der Nasenwurzel aufsteigenden Delta bis zu den Schläfen in seidigen, buschigen Strähnen. Diese sind zumeist blond - da sie haarlos sind, allesamt mit fabelhaft kahlen Schädeln, darf man sie also als „blonde Rasse“ bezeichnen. Eigenartig sind auch ihre Augen: mit einer dreifachen, scharf ineinander abgegrenzten Iris, welche die schmalen Lider fast gänzlich ausfüllt - der äußere Ring schwarz, der zweite weiß, der dritte wieder schwarz, das Augeninnere selbst ist weiß (bei den poetisch veranlagten Kasraliten sagt man, die Augen der Atamanai seien gefährlicher als die der Nattern, die beinahe Nofra selbst verschlangen).

Ihre Bewegungen sind, auch in Hinblick auf ihre langen Gliedmaßen, fließend und geschmeidig; sie sind zäh und flink, kräftig, wenn auch nie sehr muskulös und hünenhaft. Zu ihren besonderen Talenten gehören daher eine Vielzahl von waffenlosen Kampftechniken - sie sind beachtliche Gegner.

Noch niemals wurde etwas wie eine Atamanai-Frau gesehen - allerdings wird für möglich gehalten, daß sie ihren Männern äußerlich gleichen, daß sie ein Fremder nicht auseinanderhalten kann. Da alle Atamanen nur *eine* Profession haben - die des Sammlers - wären Frauen auch nicht an der Verrichtung bestimmter Arbeiten zu erkennen. Überdies sind Attamanen Einzelgänger, sie treten äußerst selten auch nur zu zweit auf.

Möglicherweise existiert eine Atamanai-Kolonie mit einer Art Regierung, einer Art Priesterrat (von der sie ihre Botschafter in die verschiedenen Teile des Kontinents senden würden); hier lebten dann auch andere Atamanai, die nicht als Sammler durch die Welt reisen - wenn eine solche Enklave existiert, wird ihr Geheimnis von den Sammler jedenfalls umsichtig gehütet. Vorzugsweise wird diese „Siedlung“ im äußersten Süden Nontariells angenommen - schon allein deswegen, weil die ethnischen Lehrer mit dem Gedanken liebäugeln, die Atamanai seien Abstammlinge eines südlich gelegenen Kontinents, fern von Koatlitek.

Die Atamanai sind, der Begriff ist gut gewählt, religiöse Fanatiker. Sie glauben, daß nach der Erschaffung der Welt durch die Götter diese vor Entsetzen darüber, wie sie die ihnen vorgegebene Harmonie des Universums durch die jäh entfaltete Disharmonie der Sterblichen zerstört hätten, in abgrundtiefe, tränenreiche Verzweiflung gerieten, dabei in absoluter Erschöpfung all ihrer Kraft verlustig gingen. Sie vegetieren im Nichts dahin, paralysiert durch das

sterbliche Chaos, unfähig dem Ganzen Einhalt zu gebieten - und, Unheil zugleich für die Sterblichen, die Essenz der Vergehenden verliert sich, da den Göttern zustrebend, nach dem Tode ebenfalls im Nichts.

Um dies zu ändern, sammeln die Atamanai die *Domomai*, die auf die Erde vergossenen Tränen der Götter, sie den Verzweifelten zurückzugeben. Dann würden die Göttern ihre Kräfte wieder erlangen, könnten die Weltschöpfung rückgängig machen und einen ewigen Zustand der Harmonie wiedererrichten.

Die Göttern selbst sind den Atamanai insofern gleichgültig. Sie haben noch jeden Gott, jeden Kult, dem sie begegnet sind, mit nahezu atheistischer Gleichgültigkeit toleriert. Die Differenzen zwischen Göttern, ihre unterschiedlichen „Zuständigkeiten“ (Feuer, Wasser, Wind etc.) wären in einem Zustand völliger Harmonie sowieso aufgehoben.

Auf der Suche nach den *Domomai* haben die Sammler schon die ganze bekannte Welt - und vielleicht noch darüber hinaus - bereist.

Obwohl die Atamanai eine so positive Philosophie befolgen, sind sie ein Volk, das zu bestimmten Zeiten regelrechten Pogromen ausgesetzt war. Sie wurden und werden verfolgt und getötet - kaum ein Volk Nontariells, das nicht schon atamanisches Blut an den Händen seiner Väter und Großväter kleben hat (das hallakinische Imperium ist noch heute ein lebensgefährliches Pflaster für die Sammler).

Der Grund: Atamanen sind, man glaubt es kaum, für Außenstehende nichts anderes als Räuber, Schwarzkünstler und auch Mörder. Denn die begehrten *Domomai* erblicken die Sammler einzig in den großen Schöpfungen der Sterblichen - hier sehen sie sich verdichtende Schöpferkraft der Götter. Und wenn sie etwas sammeln, dann nehmen sie es sich. Sie haben Werke der Kunst und Wissenschaft gestohlen, ob aus Tempeln oder weltlichen Verwahrungen. Ruhmreiche Waffen, Artefakte mit mystischer Legende - sogar die Zunge eines berühmten Bardens schnitten sie aus dessen Kehle. Und unbekannt ist, wieviel verborgene Schätze und Gräber, welche Koatlitek verloren gegangene oder nicht bekannt gewordene Herrlichkeiten sie „gesammelt“ haben - die Atamanai sind ausgezeichnete Schatzsucher (was ihre sagenhaften finanziellen Mittel erklären mag). Das sind Tatsachen - mal zur Abwechslung - Atamanai sind schon des öfteren scheinbar skrupellos-brutale Mörder gewesen.

Also sind die Atamanai allgemein unbeliebt, wenn nicht verhaßt, und Mütter ziehen ihre Kinder beiseite, sehen sie einen der roten Röcke schon von weitem.

Man weiß wenig über die speziellen Talente der Sammler. Sie sind erfahren auf den bekannten Wegen zu reisen, sind gute Nautiker oder Fährtenfinder oder Reiter. Auch scheinen sie mit einer Vielzahl von Waffen umgehen zu können, bedingt dadurch, daß ihnen auf ihren Reisen ein unsortiertes Angebot in die Hände fällt. So kann ein Atamanai durchaus plötzlich einen Grantkenspitzhaken ziehen, nachdem er vorher noch eine hallakinische Schleuder oder einen Kasra-Degen geführt hatte.

Ebenso durcheinander ist im allgemeinen was sie bei sich tragen: vielleicht ein Nautikum aus Regthil, eine Schreibfeder eines multorischen Gantergeiers, Kochgeschirr aus Ferkalitz... Und doch verlieren sie nie die Übersicht, sie gäben gute Stadtkämmerer ab.

Haben sie übernatürliche Kräfte? Viele behaupten es, und ein Großteil der getöteten Atamanai endet auch nicht als Dieb am Galgen, sondern als Hexer auf dem Feuerrost.

Die Lehrer, die sich mit den Atamanai beschäftigt haben, halten zumindest für erwiesen, daß die seltsame Augenpartie dieser Leute einen verwirrenden, tranceartigen Effekt hat - insoweit stimme der Kasraliten-Vergleich vom Schlangenblick der Sammler. Und wirklich ist es schon oft vorgekommen, auch in Kampfsituationen (in denen sich Sammler bisweilen wiederfinden), daß der Gegner für Sekunden die Konzentration verlor, angesichts dieses hypnotisierenden Blicks, entscheidende Sekunden... Ob dies nun arkane Ursachen hat oder auf eine Art Schlange-Hase-Reaktion des Gegenübers zurückzuführen ist, bleibt unbeantwortet.

Atamanai beherrschen wirksame Meditationstechniken, die ihnen unter anderem tagelanges Wachbleiben im Austausch gegen ein paar Stunden Meditieren gestatten. Ferner sind sie geschickt im Verfertigen von Salben und Düften (und Giften?), ebenso von Tabaksorten, all diese können durchaus eine den anderen berauschte, vernebelnde Wirkung haben. Jeder Atamanai legt immer (und situationsbezogen) eine Vielzahl von Gerüchen auf, zeitweilig erscheinen sie wie wandelnde Parfümauslagen. Das trägt nur wenig zu ihrer Integration in eine fremde Gesellschaft bei...

Sehr zum Verdruss von Generationen an Kopfgeldjägern sind Atamanai recht magieresistent - an sich starke Sprüche, die jede hallakinische Reiterfürstin halbtot in die nächste Ecke befördert hätten, bedeuten einem Atamanen regelmäßig bloß eine heftige Ohrfeige... Illusionen, Tarnzauber etc. beeindrucken einen scharfäugigen Sammler gemeinhin nicht sonderlich. Allerdings nicht nur böswillige, auch gutwillige, etwa Heilmagie fruchtet dementsprechend nichts...

Abschließend ist zu sagen, daß die Atamanai vermutlich keine originären magischen Kräfte haben, von den oben genannten Methoden, ihre Umgebung vor allem zu verwirren, zu „hypnotisieren“, abgesehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß, wenn es magische Gegenstände gibt, ein Atamanai einige davon in seinen Taschen hat, gesammelt im Lauf der Zeit, ist hingegen groß - womöglich rührt auch ihre magische Immunität nur von diversen, mitgeführten Amuletten etc. her!

Peter Thomas Goergen

Von den Maßen

In Elek-Mantow werden meist die multorischen Maßeinheiten verwandt, die sich durch die multorische Vormachtstellung im Handel über ganz Nontariell verbreitet haben.

Längenmaße	Gewichtsmaße	Hohlmaße
1 Pfeilbreite=1 cm	Ein Rad=200 kg	Ein Faß= 500 Liter
1 Ring=3 cm	Ein Stemm=50 kg	Ein Zuber=200 Liter
1 Daumen=5 cm	Eine Hebe=10 kg	Ein Eimer=20 Liter
1 Hand=10 cm	Ein Laib= 1,5 kg	Ein Krug= 2 Liter
1 Pfeillänge=20 cm	Ein Helm= 500 Gramm	Ein Becher= 200 ml
1 Tritt=50 cm	Ein Hut= 10 Gramm	Ein Spritzer=20 ml
1 Sprung=2 m	Eine Spitze= 2 Gramm	Ein Tropfen= 2 ml
1 Pfeilweite=100 m	Ein Hauch= 0,5 Gramm	
1 Lauf=1 Km		
1 Tagesmarsch=20 km		
1 Tagesritt= 100 km		
1 Wochenreise= 1000 km		

Die Stadt Elek-Mantow

Häuser, die in dieser Liste nicht aufgeführt sind, haben noch keine Bestimmung zugeteilt bekommen.
Die Zahlen beziehen sich auf die nachfolgenden Karten.

Oberstadt

- 1 Nordtor
- 2 Die Stallungen des Züchters Haaruk
- 3 + 4 Das Fuhrunternehmen Tibrand
- 5 Kerker
- 6 Die Gastwirtschaft zum Hinkenden Hirschen.
- 7 Die Lyzeum des verwirrten Geistes.
- 8 Atligan da Carbrinan bewohnt dieses Haus
- 9 Die Botschaft der Atamanai.
- 11 Haus des Instrumentenbauer Zlatan
- 17 Feste der Stadtwache: a) Ställe b) Kasernen c) Übungshaus d) Offiziershaus
- 20 Der Krämerladen von Tan'dehe Lga
- 23 Der Markplatz
- 25 Haus des Richters Kuran
- 28 Kunstatelier Holoe fü Triss.
- 29 Gasthaus zur „fliegenden Taube“
- 31 Osttor
- 32 Westtor
- 36 Feste des Triumvirats mit der Stadtbibliothek.
- 37 Das Haus der Familie Silberfarn. Hier wohnt im Untergeschoß Artin Rebur.
- 38 Haus von Kommandant Rhiallos
- 40 Der Tempel des Stadtgottes Elek-Mantowin
- 42 Lederwarengeschäft von Roger Tyriôn.
- 43 Pension in der Kranichgasse
44 Prinz-Schukan-Internat
- 45 Haus der Witwe und Tin von Erzfeld.
- 46 Die „Wirkstätte“ von Maldraedior und Drakonvert
- 49 Die Villa der Familie Valdrakyne
- 50 Haus der Witwe Abakul
- 51 Haus von Marek Iundak dem Heiler.
- 52 „Frischer Quell“, ein Edelbordell
- 53 Reisebedarf Huluk.
- 55 Haus des Goldschmiedes Orlepnijet Aska Per
- 56 Die thermischen Bäder
- 57 Das Lokal „Zum schillernden Vogel“
- 58 Das Haus der Familie Broschakal.
- 59 Das Haus des reichen Alekmani
- 60 Das Gasthaus zum Echo
- 65 Haus von Marek Iundak
- 66 Kräuterhandel Astrektasch.
- 67 Der Selefra-Tempel
- 68 Haus des Hauptmanns Larkur
- 69 Münzprägerei.

70 Die Terrasse des Luxuslokals „Zum schillernden Vogel“.

71 Die Brücke

Unterstadt

Das Haus des alten Wingart und der schwarzen Jakla

Shaminos Hängematte

71 Brücke

78 Haus und Schmiede von Lyr.

81 Rominas Ramschladen

84 Haus von Ailanth k'irianh Ly'e der Mechanica und Astrologin

85 Der Hesvitetempel zu Elek-Mantow

87 Feste der Stadtwache: Ställe

88 Feste der Stadtwache: Kasernen

89 Feste der Stadtwache: Übungshaus

90 Feste der Stadtwache: Offiziershaus

103 Dieses Haus trägt keinen klingenden Namen, auch wird für dieses Haus offene Werbung gemacht. Trotzdem weiß jeder in der Unterstadt, das man hier Liebe für Geld kriegen kann.

105 Geheimer Eingang zur Arena der Selefra.

106 Das Haus von Hamaliel

107 Haus von Irban Barilkian

109 Haus von Talisiem

114 Das „Succube“

122 Haus von Manyr

124 Feste der Stadtwache: Wachturm

125 Feste der Stadtwache: Wachturm

139 Schmiede des Schmiedes Krallik

143 Gaststätte „Der schwarze Bär“

163 Das zweischneidige Schwert

176 Krämerladen

192 Die Schusterei von Miuz Regi

196 Kaschemme „Totenkopf“

211 Sahajs Höhle

213 Hautbildstecherladen von Kaltauge

244 Den Aloumenn-Vioûs Haus

253 Der Tempel des Brenners

282 Tierpräparator und Ledergerberei

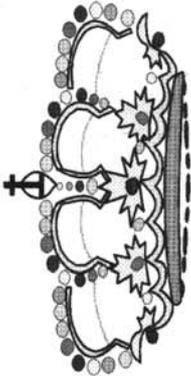
285 Haus von Logusch, nun von Inigo Bello-dores

300 Tandreks fliegendes Pferd.

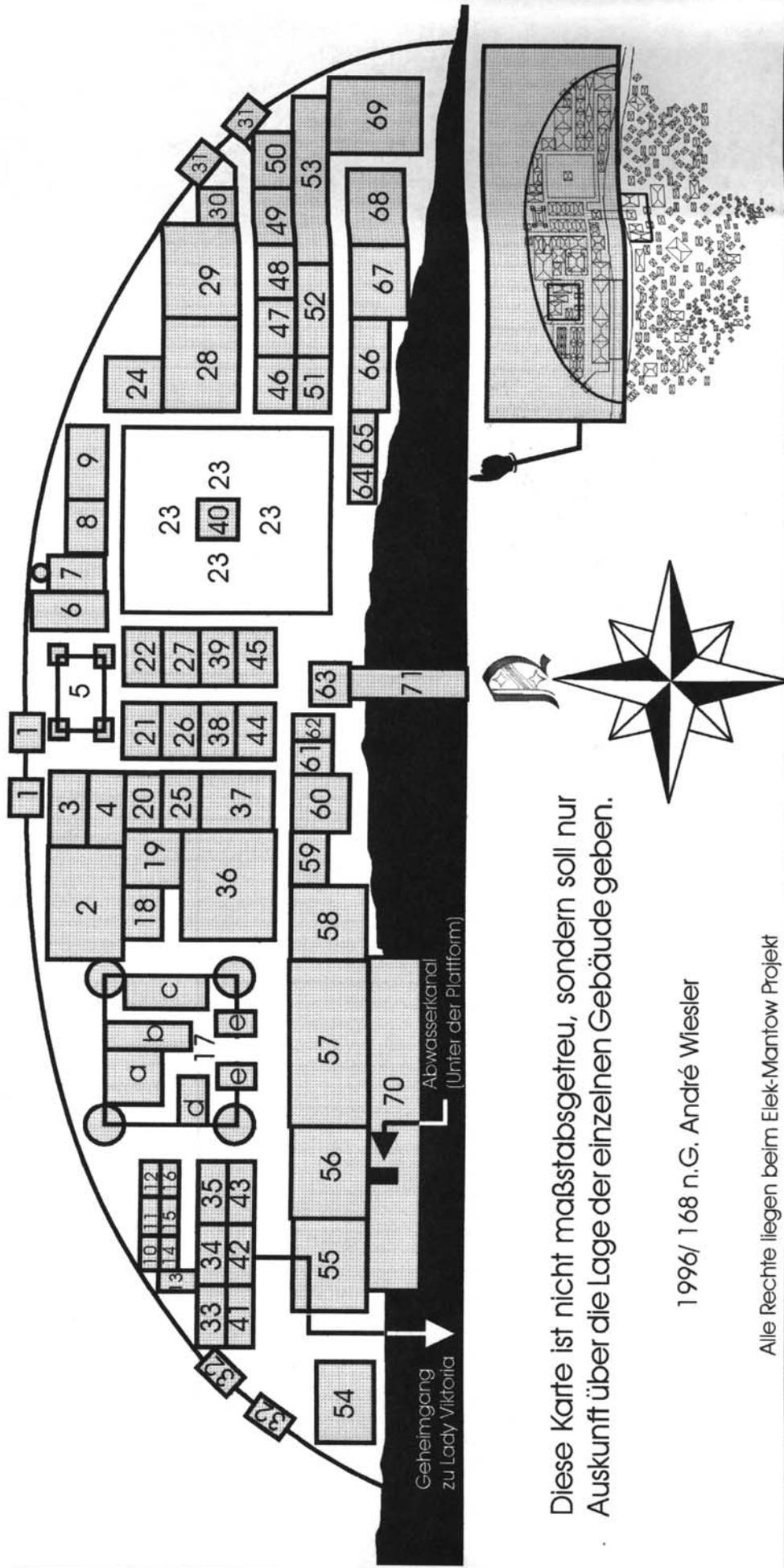
317 Haus des Totengräber Paresastre Lugbrues

321 Toshis Schmiede

325 Judiths Wohnung und der Schrein der Ashkenobistar



Die Oberstadt Elek-Mantows

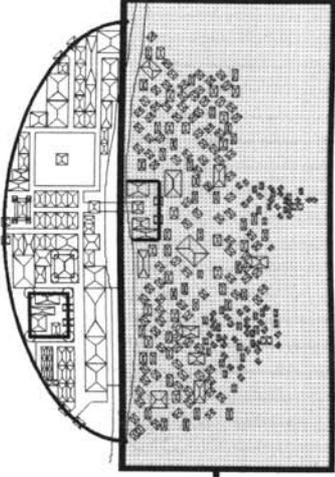
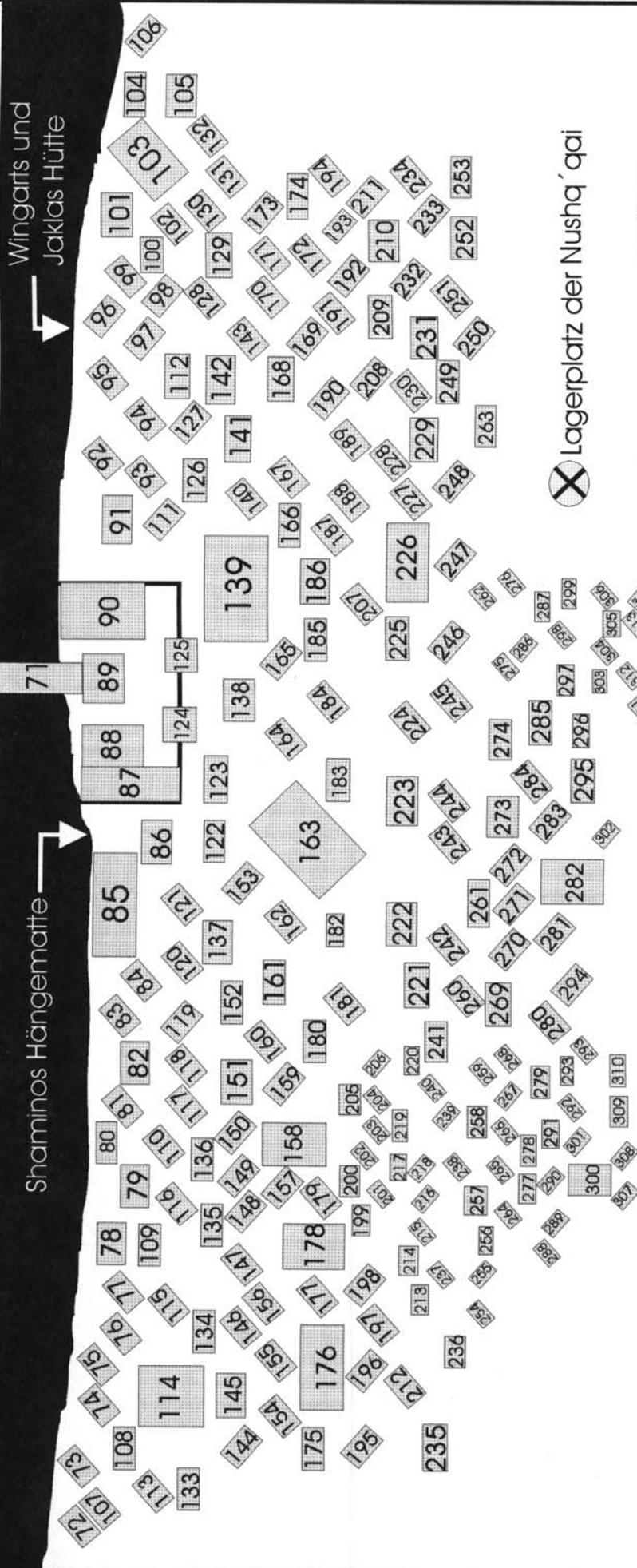


1996/ 168 n.G. André Wiesler

Alle Rechte liegen beim Elek-Mantow Projekt



Die Unterstadt Elek-Mantows



Diese Karte ist nicht maßstabgetreu, sondern soll nur Auskunft über die Lage der einzelnen Gebäude geben.

1996/ 168 n. G. André Wiesler

Alle Rechte liegen beim Elek-Mantow Projekt

Die dunkle Schwesternschaft

42. Nirtsch 166 n.G. - 3. Nontariell 166 n.G.

I.

42. Nirtsch 166 n. G., Abend

Unruhig trat Uleanor Silberfarn von einem Bein auf das andere: Ausgerechnet in dieser Gegend, nach Einbruch der Dunkelheit, in der Kälte mußte Ritter Yanec einen fröhlichen Schwatz mit einigen dieser kleinen Herumtreiber halten, die ohnehin ständig vor dem Tempel herumtollten! Der Degen an ihrer Seite verlieh der Patriziertochter ein trügerisches Gefühl der Sicherheit, doch Uleanor war klar, daß sie damit nur die wenigsten Halsabschneider im Rattenloch, der Unterstadt Elek-Mantows, beeindrucken konnte. Egal, alleine ließ sie der Priester ohnehin nicht umherziehen - fast wie damals, als sie noch im Palast ihres Vaters Erial gewohnt hatte. Selbst in der Oberstadt - Elegion, wie der Patrizier sie oft nannte - war sie stets von mindestens einem Leibwächter begleitet worden, oft gar von Artin Rebur persönlich, dem gefürchteten Zauberer und Kopfgeldjäger. Aber Yanec war so anders...

„Danke, Jantara, danke Andoja, Dank an euch alle, Hesvite sei mit euch! Auf Hesvites Schatzen kann ich mich doch immer verlassen. Nehmt dies.“ Yanec d'Ibrisco reichte den ehrfurchtsvoll um ihn versammelten Kindern einige Pakete, die, wie Uleanor wußte, mit Süßigkeiten, Lebensmitteln und den kleinen, nützlichen Dingen des Alltags gefüllt waren. Weshalb sprach ihr Mentor mit diesen Rotznasen wie mit Erwachsenen? Warum kniete er sich in den Schnee, sie seine überragende Größe nicht spüren zu lassen?

„Uleanor“, begann der Ritter, der die mißmutigen Blicke wohl bemerkte „die Kinder sind eine wichtige Informationsquelle. Laß uns weitergehen, ehe wir hier noch festfrieren! Pen'Quin, der Gott des Frostes meint es wirklich gut mit uns.“

Anirk, der goldene Mond, warf sein seltsames Licht auf den frisch gefallenen Schnee, der noch nicht vom Rauch aus Dutzenden ärmlicher Schornsteine verschmutzt war. Mit großen Schritten stapften Yanec und Uleanor durch das kalte Weiß. Endlich erreichten sie, fast schon am Rande der Unterstadt, die berühmte Kaschemme „Totenkopf“. Nachdem sie ihre schweren Fellstiefel vor dem Eingang abgetreten hatten, öffnete Yanec seiner Schülerin die eisenbeschlagene Türe.

„Was sucht ihr überhaupt hier, Meister?“ fragte die silberblonde Schöne den Ritter.

„Der Träumer entsandte mich, einer von Hesvite in diese finstere Stadt gebrachten Frau meine Hilfe anzubieten. Erkennen soll ich sie an ihrem roten Haar.“

Rauchgeschwängerte Luft, nach billigem Fusel und Parfüm gleichermaßen stinkend, schlug dem großgewachsenen Ritter und der zierlichen Novizin entgegen. Zahlreiche mißtrauische Gesichter blickten zur Türe, lediglich Harl, der einäugige Wirt, schaute etwas freundlicher. Wie meistens war auch an diesem kalten Winterabend lediglich ein Tisch unbesetzt: Der, an dem einst Kam Tak gesessen hatte - Yanec fuhr durch den Kopf, daß er seinen alten Freund seit Monden nicht gesehen hatte! Lag es daran, daß er ob der verstärkten Aktivitäten der Selefrakultisten, die allem Anschein nach durch die Ankunft eines neuen, geheimen Hohepriesters ausgelöst worden waren, kaum noch Zeit für eigene Unternehmungen hatte? Oder scheute der Meuchler inzwischen den Kontakt mit ihm? Zielstrebig trat der Hesvitepriester auf den kleinen, in der dunkelsten Ecke des niedrigen Raumes stehenden Tisch zu und nahm Platz - mit dem Rücken zum Schankraum. Seit eineinhalb Sommern, seit ihn die erste Sendung des Träumers nach Elek-Mantow geführt hatte, zählte er zu den Gästen des „Totenkopf“ und hatte unter den Gestalten des Rattenlochs eine gewisse Bekanntheit errungen. Nur ein leichtsinniger oder tollkühner Gegner würde ihn noch angreifen. Und schließlich hatte Hesvite

ihm auch Uleanor gesandt, die über seinen Rücken wachen würde. Die junge Frau setzte sich ihm gegenüber. Seitdem er sie nach dem Tod ihres Bruders Fineon als Novizin aufgenommen hatte - diese Tage des Schreckens lagen fünf Monde zurück - war sie merklich gereift.

In diesem Moment fiel ihm die gedrungene Gestalt auf, die soeben in den Schankraum gehuscht kam: Ein mit Eisensonnen besetzter Panzer, eine Augenklappe, gehetzter Blick - „Kam Tak!“ Der Assassine schrak auf, sah den freudig aufgestandenen Glaubenskrieger, Erkennen flackerte in seinem verbliebenen Auge. Irritiert bemerkte Yanec, wie sein Freund schmerzvoll das Gesicht verzog, dann hob jener abwehrend die Linke: „Nein, Priester, bleib fern von mir!“ Doch schon im nächsten Augenblick hatte er sich wieder unter Kontrolle - oder etwas ihn?
„Halte mich nicht vom Geschäft ab, Lügendiener. Aus dem Weg!“ Zielstrebig schob er sich an Yanec vorbei.

„Was ist los, Kam Tak, alter Freund? So lange haben wir uns nicht gesehen und du willst nicht mit mir reden? Fehlt dir etwas, kann ich Dir helfen?“ Er legte dem Kleineren die Hand auf die Schulter, doch hatte er nicht mit dessen Reaktion gerechnet. Mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fuhr Kam Tak herum, plazierte seine schrundige Faust am Kinn des hünenhaften Ritters. Erstaunlich, welche Kraft hinter diesem einzigen Hieb steckte - das waren Yanecs letzte Gedanken, ehe tiefe Bewußtlosigkeit ihn umfing.

Erst schien ihm, als ob er wieder erwacht sei, doch dann erkannte Ritter Yanec Hesvitiel, daß er eine Vision hatte. Purpurne Nebelschwaden zogen am Rand seines Gesichtsfeldes vorbei und die vor ihm liegende Szenerie wirkte merkwürdig entrückt. Er sah Kam Tak in kraftvoller Umarmung mit einer schönen Fremden, ein Bild der Liebe, so schien es. Doch halt! Eine schwarze Wolke materialisierte sich über dem Paar, zwei böse Augen glommen auf - Selefra! Der Hesvitepriester erzitterte unter der machtvollen Aura des finsteren Gottes. ‘Es ist nur ein Traum!’ rief er sich ins Gedächtnis. Die schwarze Wolke kann mir nichts anhaben! Die Schöne löste sich mit sanfter Gewalt aus den Armen des Assassinen und gab ihm einen Wink. Kam Tak streifte sein Hemd ab - und Yanec erschrak: Ein ekler, zahnbewehrter, von vielen Tentakeln gesäumter Trichter befand sich da, wo bei normalen Menschen die Magengrube lag. „Nein!“ Mit einem Schrei erwachte er.

Uleanor, die sich schützend über ihren Meister erhoben hatte, wich von ihm zurück und blickte fragend: „Ist alles in Ordnung?“

Yanec richtete sich auf: „Wo ist Kam Tak?“

„Er eilte nach draußen, während ihr besinnungslos wart, nachdem er euch niedergeschlagen hatte.“

„Wir müssen ihn finden, er schwebt in großer Gefahr!“ Wenn es denn die Zukunft war, was Hesvite ihm gezeigt hatte! Sollte die Szenerie gar ein Bild aus der Vergangenheit gewesen sein... nun, daran wollte der Priester nicht denken. Mit Schaudern erinnerte er sich an jenen Abend im Mittmond vor einem Sommer. Kam Tak hatte, ohne eine Erklärung abzugeben, seinen Bauch sehen wollen. Bestimmt war der Assassine seit damals schon auf der Spur der Tentakelwesen. Wenn er nicht bereits einer von ihnen war... Hesvite hilf! Ungeachtet der Eiseskälte ergriffen Yanec und Uleanor Umhang und Mantel und verließen die Kaschemme.

II.

1. Nontariell 166 n. G., Abend

Bei einem heißen Becher Cluva saßen Uleanor Silberfarn und ihr Mentor in dessen Klause im Hesvitetempel am Rande der Schlucht beisammen. Nicht so recht wollte die Patriziertochter Yanecs Ausführungen über die ältere Geschichte des Kultes der Träume folgen, doch war sie respektvoll genug, ihn nicht zu unterbrechen. Wenigstens rezitierte er nicht wieder endlose Passagen aus der BOTSCHAFT.

„...deshalb beschloß der Priesterrat im Jahre 528 nach dem Erscheinen unseres Herrn Hesvite...“

Sie hätte nur zu gern gewußt, was wirklich hinter der Sache mit diesem Meuchelmörder und der Absence ihres Mentors steckte. Wahrlich, genug seltsame Dinge hatte sie in den fünf Monden ihrer Novizenzeit mit dem Priester bereits erlebt. Zwar hatte ihr Vater sie gelehrt, es gebe „keine dem gebildeten Menschen überlegenen Wesenheiten, volkstümlich Götter genannt“, und selbst ihre Teilnahme an den Festen zu Ehren der Freiheitsgöttin Simeura war mehr aus Langeweile und Freude am Tanz gekommen. Doch inzwischen schien es ihr immer glaubhafter, daß tatsächlich irgendein überlegenes Wesen, irgendeine Macht über Yanec wachte. Dennoch versagte im Falle Kam Taks seine sonst fast traumwandlerische Sicherheit, wenn es darum ging, im Rattenloch (er sagte Unterstadt) einen Hilfsbedürftigen zu finden. Yanec vermutete, daß Selefras Macht die Auffindung des Bedrohten verhinderte und nach dem, was ihrem Bruder Fineon widerfahren war, schien Uleanor dies durchaus möglich. Zwar hatte sie keine genaue Vorstellung von der „schwarzen Wolke mit den glühenden Augen“, als die Yanec den bösen Gott der Macht und des Verborgenen beschrieb, doch war diese Wesenheit mächtig genug gewesen, den harmlosen, dem Rausch verfallenen Fineon in ein bestialisches Monster zu verwandeln. Sie würde alles tun, um ihren Bruder zu rächen und ein erster Schritt war ihrer Ansicht nach, dem Priester zu helfen, eine andere gefährdete Seele zu retten. Wo sollte man suchen, nachdem alle möglichen Orte, an denen Tak sich sonst aufhielt, bereits ergebnislos im Laufe eines langen Tages überprüft worden waren? Hatte sie in glücklicheren Tagen Trauer empfunden, so hatte sie sich immer zu ihrem Vertrauten geflüchtet, ihrem älteren Bruder ihre Sorgen mitgeteilt. Ob Kam Tak, der gefürchtete Meuchelmörder auch einen solchen Freund besaß?

„Hat Tak vielleicht einen Vertrauten?“

„Wie?“ Verwirrt ob der abrupten Unterbrechung seiner Ausführungen blickte Yanec, der ‘Verteidiger der Botschaft Hesvites’ (dies die Bedeutung seines zweiten Vornamens), seine Schülerin an.

„Na, jeder hat doch irgendjemand, dem er vertraut, dem er sagt, was ihn bewegt. Euer Freund Kam Tak vielleicht außer euch auch? Sicher wüßte so jemand, wo er zu finden ist!“ Unverhofft stand er auf, den Blick ins Leere gerichtet. In der engen, knapp ausgestatteten Klause schritt er auf und ab, die linke Hand am schwarzbärtigen Kinn: „Corbani“, stieß er nach einer Weile aus. „Ich hätte daran denken müssen! Danke, Uleanor, womöglich hast Du mich auf die richtige Spur gebracht.“ Ein Blick durch das kleine Fenster in die Dunkelheit nach draußen, zu den Lichtern auf der anderen Seite der Schlucht: „Es ist spät, um diese Zeit pflegt der Messerwerfer durch die Straßen Mantows zu streifen, ist nicht in seinem Refugium. Morgen werde ich ihn aufsuchen!“

„Wir, Meister, wir! Schließlich war es meine Idee! Ich begleite euch.“ Ein undefinierbar Ausdruck huschte über Yanecs im Kerzenschein scharf umrissenes Gesicht. Dann entspannte er sich: „Nun gut. Morgen früh. „

Noch verbarg sich die Sonne Koatliteks unter dem Horizont, es war die kälteste Stunde der Nacht im Tal von Elek-Mantow. Die Schatten schienen bestrebt, die wenigen verbliebenen Lichter der Stadt zu löschen. Einer der Schatten bewegte sich. Eine hünenhafte Gestalt, gekleidet in schwarzen Stahl und purpurnen Stoff, entfernte sich geräuschlos über die Dächer der Unterstadt vom ebenfalls im Dunkel liegenden Hesvitetempel. Erst als die Gebäude in größerem Abstand zu stehen begannen, ließ sie sich wieder zum Erdboden hinab, geschmeidig und stark wie ein kasralitischer Sumpftiger.

Uleanor mochte noch so gedrängt haben, ihn zu begleiten, noch war sie für eine direkte Konfrontation mit finsternen Mächten nicht genug vorbereitet. So hatte Yanec sich in den frühen Morgenstunden alleine zu Corbani aufgemacht, der zu dieser Zeit gewiß in seinem Zimmer im

Dachgeschoß eines Hautbildstecherladens zu finden war. Schließlich erreichte der Priester sein Ziel, stieg eine schmale Holzterasse hinauf zur Klappe am First, die den Eingang zu des Messerwerfers Refugium bildete. Nach kurzem Zögern öffnete Yanec diese und wand sich hindurch. Ein seltsam widerlicher Geruch empfing ihn, ein Geruch nach Weihrauch und konzentriertem Alkohol, gemischt mit etwas undefinierbarem, wie es der „Duft“ eines Raubtierkäfigs ohne den Gestank von Kot war. Im ersten Moment beherrschte Schwärze seinen Blick, dann sagte ihm sein Instinkt, nicht das Auge, daß dort unter der mit Pergament bedeckten Dachluke ein menschliches Wesen aus unruhigem Schlaf erwachte.

„Corbani?“

„Ah... der Herr Ritter“, klang es aus dem Dunkeln zurück und der Angesprochene konnte schemenhaft erkennen, wie sich der Bewohner dieser Räumlichkeit rasch ein Oberhemd überwarf. Eine trübe Öllampe glomm auf. In ihrem flackernden Schein konnte Yanec die Gesichtszüge des jungen Messerwerfers erkennen, der, gekleidet in eine Tuchhose und ein grobwollenes Hemd, auf seiner Liegestatt kniete. Sie wirkten seltsam verzerrt und Yanecs untrüglicher Instinkt sagte ihm, daß mit Corbani etwas nicht stimmte. Eine schwache, deshalb unbestimmte Aura, die dem Priester dennoch bekannt vorkam, ummantelte sein Wesen. Trotz eines unguuten Gefühls der Gefahr setzte er sein ursprüngliches Vorhaben in die Tat um und fragte: „Weißt du, wo Kam Tak ist?“

Ein höhnischer Ausdruck beherrschte die Miene des Jüngeren, als er sprach: „Hm... Kam Tak... oh ja... wir wissen wo Kam Tak ist...“

„So bring mich rasch zu ihm, er schwebt in großer Gefahr!“

„Gefahr... das war einmal... nun braucht er nichts zu fürchten, beim Brenner!“ Leichtfüßig kam er auf Yanec zu, lauernd war seine Körperhaltung: „Kam Tak hätte die Ehre zugestanden, dich zu einem Kind Sahajs zu machen... oh ja... doch da du nun direkt zu mir gekommen bist... ein ehemaliger Hesvitediener als Kind des Weltuntergangs... welch perfide Perversion!“ Yanec verstand kaum etwas von dem, was Corbani - Corbani? - sprach, doch erkannte er rechtzeitig dessen Absicht, ihn mit seinen Worten abzulenken. Er hechtete zur Seite, als der Messerwerfer in mit klauenartig gespreizten Fingern ansprang, rollte sich auf dem mit Unrat übersäten Boden ab.

‘In dieser engen Dachkammer ist nicht genug Platz, mit dem Langschwert zu kämpfen’, fuhr es ihm durch den Kopf und er schaute sich nach einer geeigneteren Waffe um - Corbani hätte er normalerweise mit bloßen Händen bezwungen, doch andererseits hätte dieser ihn nie anzugreifen gewagt. Er mußte Zeit gewinnen: „Wieso willst Du mich... bekehren? Und zu wem? Wer ist Sahaj? Du weißt, daß ich in meinem Glauben unerschütterlich bin!“

Ein böses Lachen: „Die dunkle Schwesternschaft... sie hat Fähigkeiten, von denen du nur träumst... oh ja... wir können dich... bekehren... verwandeln... damit du Sahaj hilfst, im Geheimen die Macht in Elek-Mantow zu übernehmen!“

Ein eisiger Schauer durchfuhr den Missionar, der einst dem Gott der Macht und des Verborgenen gedient hatte: „Selefras Ränke!“

Die ersten Strahlen der Morgensonne fielen durch das pergamentverhangene Dachfenster, und er bemerkte auf einem niederen Regal einen schweren, metallenen Kerzenständer mit langem Dorn. Diesen kurzen Augenblick nutzte Corbani (oder wer immer ihm da gegenüberstand) zur Offensive, ergriff den kettenbewehrten Arm und schleuderte Yanec aus der Drehung an die schräge Wand. Schwer atmend stürzte jener auf einen Haufen schmutziger Wäsche, fühlte mit Erleichterung, daß ihn sein Kettenhemd vor Knochenbrüchen bewahrt hatte, und rappelte sich wieder auf. Die Person... das Wesen, das wie Corbani aussah... besaß fast dieselbe dämonische Kraft, wie sie Kam Tak gezeigt hatte - und dennoch schien sie/es nur gespielt zu haben. Seine Muskulatur aufs Äußerste strapazierend setzte Yanec die Erfahrung seiner Assassinenzeit ein und wagte einen Flugsprung, gezielt gegen Corbanis Gesicht. Die Nase des Messerwerfers zerbrach mit einem Splittern, doch fing er die Wucht des Angriffs, die ausgereicht hät-

te, weitaus stärkeren Männern als es der echte Corbani gewesen war, den Kopf abzureißen, mit einer Drehung ab: „Gut gemacht, mein Lieber... oh ja, Sahaj wird in Dir einen mächtigen Diener finden!“ Dunkles Blut floß ihm übers Gesicht, dennoch lächelte er: „Hören wir auf zu spielen...“ sagte er und trat mit ausgebreiteten Armen auf Yanec zu, wie von Geisteshand hielt er plötzlich zwei seiner Messer zum Streich. Gehetzt sah sich sein Opfer um: Er stand genau neben dem mit Holzriegeln und Krimskrams bedeckten Regal, wieder fiel ihm der Kerzenständer ins Auge. Ihn zu ergreifen und Dorn voran in Corbanis Magengrube zu stoßen war eine Bewegung, doch hatte Yanec nicht mit dessen Reaktion gerechnet: Ein unmenschlicher Schrei entrang sich... nein, nicht seiner Kehle! In wilden Zuckungen wand sich der junge Mann, der einst Yanec die finstersten Orte der Unterstadt gezeigt hatte, am Boden. Eine krampfhaftige Bewegung seines Armes zerrte das lange Hemd bis zur Brust nach oben und entblöbte die Quelle der anhaltenden Schreie: Ein zahnstarrender, von schleimbedeckten Tentakeln umgebener Trichter gähnte in Corbanis Unterleib! Der Dorn des Kerzenständers hatte eine klaffende Wunde mittendurch gerissen, eklig grüne Flüssigkeit tropfte daraus zu Boden. Doch zu Yanecs Entsetzen zwang sich das verletzte Wesen in eine hockende Position, grinste ihn böse an - nun erinnerte nichts mehr an die schweigsame Art Corbanis: „Übler Streich, Lügendiener!“ klang es gleichzeitig aus Mund und Trichter. „Die nächste Runde geht aber an . MICH!“ Aus der Hocke hechtete das... Ding auf den Priester zu, die blaßrosa Tentakel peitschten ihm entgegen. Doch es war durch die schwere Verletzung geschwächt, fast spielend wich Yanec dem Angriff aus und zog nun doch sein Schwert. Das durch die Dachluke fallende Morgenlicht spiegelte sich silbern in der Klinge geweihten Stahls. „Hesvite steh mir bei!“ Bis zum Heft trieb Yanec die Waffe in das... Maul des Wesens, das mit einem letzten Schrei zu Boden stürzte. Das Schwert zur Abwehr bereit trat er zu dem Sterbenden und schlug das heilige Symbol Hesvites über ihm: „Möge dir der Herr der Träume vergeben, was immer Du auch bist, und Dich gnädig in die Traumlande aufnehmen... „ Yanecs Gegner spuckte ihm Blut vor die Füße: „Sahaj wird dich töten... oder Kam Tak... genau wie die Närrin heute Abend... beim Tempel des Brenners... oder anderswo...“ Eine letzte Zuckung, dann starb das Wesen, das einst der Messerwerfer Corbani gewesen war. Yanec Hesvitiel d'Ibrisco sprach ein Totengebet. Dann unterrichtete er die Stadtgarde davon, was hier geschehen war: Ein Monster hatte Corbani getötet und er hatte diesen gerächt...

III.

2. Nontariell 166 n. G., Abend

Der eisige Winterwind heulte um die ärmlichen Häuser Mantows, als sich Ritter Yanec in der fallenden Dunkelheit aufmachte, die Monstrosität in Gestalt seines Freundes Kam Tak zu treffen. Sie tödlich zu treffen, das hatte er sich vorgenommen, denn auf Gnade durfte auch er selbst von dieser Kreatur Selefras nicht hoffen. Erst recht war es undenkbar, daß sich das Wesen einem Priester Hesvites ergab. Eiligen Schrittes eilte er durch die verwaisten Gassen, die der fallende Schnee mit seinem weißen Leichentuch bedeckte. Vorbei an der Garnison der Stadtwache führte sein Weg und im Vorübergehen wechselte er ein paar aufmunternde Worte mit den patrouillierenden Gardisten, ehe er die im dunkeln bedrohlich wirkende Schmiede des „weisen Krallik“ passierte. Ohne Verzögerung erreichte er den Stadtrand. Der Wind ließ den roten Adelsumhang flattern, als Yanec über die Wiese schritt. Eine plötzliche Eingebung lenkte seinen Blick durch das Schneetreiben zu einer Hausecke. Eine magere Gestalt preßte sich wie schutzsuchend an sie, mit dem Rücken zu ihm. Die fremde Person signalisierte mit ihrer Körperhaltung Furcht, doch kein Zeichen einer Vorsichtsmaßnahme. Den unsicher von der linken Hand umklammerten Dolch des Fremden zählte Yanec nicht, für ihn war offensichtlich, daß jener nicht mit ihm umzugehen verstand. Die Kleidung wies ihn zudem als Bewohner der Oberstadt aus, der sich als Bewohner des Rattenlochs zu verkleiden suchte - ein kluger

Freund des Hesvitedieners hatte einst gesagt: „Sie mögen zerrissene Hosen und ein schartiges Schwert tragen, doch an ihren blank geputzten Schuhen erkennt man die Oberstädter.“ Vielleicht konnte er ja nicht nur eine Kreatur Selefras vom Antlitz Nontariell vertilgen, sondern auch eine gefährdete Seele vor Schlimmem bewahren.

Leisen Schrittes näherte er sich dem Oberstädter, der dicke Pulverschnee dämpfte jedes Geräusch seiner gefütterten Stiefel vollends. Freundlich sprach er sein Gegenüber an: „Ihr solltet nicht alleine in dieser finsternen Gegend herumstehen. Das ist fast eine Einladung an das üble Gelichter, welches es hier gibt, euch an die Gurgel und die Börse zu gehen.“ Yanec blickte in das erschreckte, feingeschnittene Gesicht eines jüngeren Mannes, der mit ungelenk vorgehaltenem Dolch aus ängstlich geweiteten, grünen Augen zu ihm aufblickte. Der Ritter verschwendete keinen Gedanken an die Waffe, diesen zierlich gebauten Jüngling würde er notfalls mit bloßen Händen überwältigen: „Eure Kleidung und euer Verhalten beweisen mir, daß ihr weder hier in der Unterstadt geboren wurdet noch mit ihren Gefahren vertraut seid. Doch solltet ihr die Waffe sinken lassen. Ich werde euch kein Leid tun, obgleich mich dieser Dolch nicht davon abhielte, wollte ich es - genausowenig wie die Halsabschneider, die hier ihr Unwesen treiben.“

Ein verlegenes Lächeln huschte über das Gesicht des Fremden und er ließ die Hand sinken: „Verzeiht, ich bin etwas nervös.“

„Das habe ich bemerkt. Doch was treibt euch zu dieser Zeit an diesen Ort, Herr...“

„... Broschakal, Torador Broschakal.“

Bei der Nennung dieses Namens fiel Yanec ein, woher ihm diese Züge bekannt vorkamen: Dies war der Sohn Richterin Geral Broschakals, einer der einflußreichsten Frauen Elektantows! Sie hatte ihn unlängst zu einer der prunkvollen Feiern eingeladen, die auch viele andere kandidierende Patrizier veranstalteten, um mögliche Wähler zu beeindrucken. Auf dieser Feier hatte sie - wie üblich - ihr Wahlprogramm vorgestellt, und der Priester hatte darin einen Punkt gefunden, der unterstützenswert schien. Dame Broschakal wollte nach ihrer Wahl die heilkundliche Versorgung der Unterstädter verbessern. Yanec hatte deshalb schon mehrere Gespräche mit ihr geführt. Wie sie zum Hesviteglauben stand, wußte er allerdings noch immer nicht.

Er reichte Torador die Hand zum Gruße: „Ich bin erfreut, nun auch euch kennenzulernen. Ich hatte schon die eine oder andere Unterhaltung mit eurer Frau Mutter, aber wir sind uns noch nicht begegnet.“

Erkennen leuchtete in Toradors Gesicht auf: „Dann müßt ihr der Herr d'Ibrisco sein, die gute Seele des Rattenlochs! Ihr wißt gar nicht, wie froh ich bin, euch hier zu treffen. Ihr fragt, was mich hierher führt. Das ist eine etwas längere Geschichte, doch will ich sie kurz für euch zusammenfassen. Es begann alles damit, daß Melirae „Todesstreich“, eine hallakinische Söldnerin, einen geistig verwirrten Bettler, den einzigen Zeugen des Mordes an ihrem Gefährten, in die Lyzeum des verwirrten Geistes brachte. Durch Zufall fanden wir heraus, daß hinter dieser Greuelthat nur der berühmte Meuchelmörder Kam Tak stecken konnte... „

„... nach welchem ihr nun auf der Suche seid!?“

Torador nickte, überrascht vom Schrecken in den Augen des Priesters. Yanec vermutete, daß sich Melirae, die Begleiterin des jungen Geistheiligers, in ernster Gefahr befand. Er mußte ihr gegen Kam Tak beistehen, hatte sie doch nicht einmal die Vermutung einer Schwachstelle. „Wo ist die Söldnerin hingegangen?“

„Sie sagte mir nur, ich solle hier warten. Vielleicht...“

Am Tempel der Rekschatgötter zerbarst eine Butzenscheibe, ein unüberhörbares Zeichen für Yanec: Dort fand ein Kampf statt! Den Eineinhalbhänder von seinem Rücken ziehend rannte, er los, sein scharlachroter Umhang flatterte im eisigen Nachtwind: „Ihr wartet hier!“ rief er dem jungen Mann über die Schulter zu. Doch jener schien nicht gewillt, dieser Anordnung Folge zu leisten. Mit eiligen Schritten kam er hinter dem Priester hergeeilt. Sei's drum! Yanec

Hesvitel hatte keine Zeit, ihm zu erklären, welcher Macht sie würden gegenüberreten müssen.

Der Ritter Hesvites erblickte zwei Gestalten, die aus dem Tempel auf das schneebedeckte Feld schritten. Das fahle Licht Al'Biontis', der „weißen Gefährtin“, verlieh der Szenerie eine unheimliche Intensität. Sie begannen zu fechten. Plötzlich fiel die größere Person zu Boden und die andere - unverkennbar Kam Tak - setzte ihr das schartige Schwert auf die Brust.

„Von der Frau weg, Kam!“ befahl Yanec mit lauter Stimme. Drohend näherte er sich aus der Gasse, die am Rekschattempel vorbei weiter ins Rattenloch hinein führte, den geweihten Stahl von einer in die andere Pranke wechselnd. Der Meuchelmörder machte einen Schritt von seinem Opfer weg, dann kam er auf Yanec zu, das schwarze Schwert mit der abgebrochenen Spitze gesenkt: „Alter Freund, weshalb die harten Worte? Du hast Dich doch sonst nicht für meine Arbeit interessiert!“

Die Stimme des Ritters war hart und ein wenig mit Trauer erfüllt, als er an die gefährlichen Situationen dachte, die er mit Kam - dem echten Kam - überstanden hatte: „Kam Tak war mein Freund, Du aber bist ein Wesen der Finsternis, eine Kreatur Selefras. „

„Das hast du herausgefunden?“ Die Stimme des Wesens triefte vor Hohn. „Ich bin beeindruckt! Leider ist dies auch Dein Todesurteil. Eigentlich wollten wir Dich für unsere 'Schwesternschaft' gewinnen, aber wenn es denn nicht sein soll...“

Übergangslos machte es einen Ausfallschritt auf Yanec zu, zischend fuhr die Klinge durch die Luft. Mit einer raschen Bewegung riß der Priester seine Waffe hoch und wehrte den tödlichen Streich ab. Die unerwartete Wucht ließ ihn taumeln und er sah bestätigt, was er befürchtet hatte: Corbani war kein guter Kämpfer gewesen, doch hatte er seinen Doppeltgänger nur mit Mühe besiegt. Der echte Kam Tak hingegen konnte Yanec im Zweikampf fast das Wasser reichen - und das Wesen, das ihn nun verkörperte (wie treffend!) verfügte über unmenschliche Kraft. Es würde in harter Kampf werden. 'Möge der Herr Hesvite mit mir sein!' Mit diesem stillen Stoßgebet holte Yanec zum Gegenangriff aus. Hin und her wogte ihr ohne jede Rücksicht geführter Kampf, Erfahrung und Körperbeherrschung gegen rohe Kraft, und keiner der beiden in ganz Elek-Mantow bekannten Recken konnte einen Vorteil erzielen. Weder konnte Kam einen seiner brutalen Streiche bei seinem ehemaligen Freund landen, noch Yanec die Deckung des Meuchlers durchbrechen, um einen Treffer in die Magengrube zu plazieren - die einzige Stelle wo die „Kinder Sahajs“ zu schädigen waren, wie er dank Corbani wußte. Plötzlich drehte sich Tak zur Seite. Ein mit mörderischer Kraft geführter Schlag der hallakinischen Söldnerin ging ins Leere. Sie hatte sich mühsam erhoben und verlor durch das überraschende Manöver ihres gemeinsamen Gegners nun ihre Axt. „Zwei gegen einen? Das ist also die viel gelobte Ehre der Purpurfalkenritter?“

Das Wesen appellierte an Yanecs Einstellung, niemals ohne Not zu unehrenhaften Mitteln zu greifen, doch dieser schleuderte ihm eine Sentenz aus der BOTSCHAFT entgegen: „Als da die Kreaturen Selefras sich nicht den Gesetzen des Herren unterwerfen, sollen sie auch auf Nontariell nicht mit der Gnade der Diener Hesvites rechnen! Und der Herr befiehlt, gegen sie mit allen notwendigen Mitteln vorzugehen, auf daß sie nicht die Seelen der Gläubigen verderben!“

„In dem Falle werdet ihr mich entschuldigen. Ich muß noch Fechtstunden nehmen.“ Die Kreatur wirbelte herum und flüchtete, dicht gefolgt von Yanec, der Hallakine - Melirae, hatte der Geistheiler gesagt? - und Torador. Kam erarbeitete sich einen kleinen Vorsprung und eilte um eine Hausecke. Als seine Verfolger die rechtwinklig abknickende Gasse erreichten, sahen sie trotz Al'Biontis' Schein keine Spur des Meuchlers, keine Abdrücke im Schnee. Ein Geräusch lenkte Yanecs Schritte zu einer halb im Schatten verborgenen Türe, die er aufriß. Im Licht einer tranigen Funzel beugte Tak sich soeben über eine leblose Gestalt und blickte überrascht dem Hesvitepriester entgegen: „Schade, ihr habt mich gefunden. Nun denn...“ Er trat den nun

Versammelten entgegen. Yanec täuschte einen Streich gegen Kam Taks Kopf an, unterlief die Parade und traf mit der Breitseite seines Schwerter den Unterarm. Krachend splitterte der Ellenknochen und aufstöhnend ließ sein Gegner die Waffe fallen. Völlig überraschend kam Kams linke Hand hoch und umschloß wie eine Stahlklammer Yanecs Waffenarm. Im direkten Kräftevergleich war er klar überlegen, zwang den Ritter zu Boden. Ineinander verkeilt rollten sie durch den Raum. Tak ließ mit Schwung seinen Kopf auf Yanecs Nasenbein krachen, das zerbrach wie Glas. Der Schmerz machte diesen beinahe besinnungslos. Der stahlharte Griff löste sich mit einem Mal und Waffengeklirr zeugte davon, daß Melirae endlich eingriff. D'Ibrisco mühte sich auf die Beine, den Kopf mit der blutenden Nase schüttelnd, um ihn wieder klar zu bekommen.

„Hesvite sei mit uns!“ Während er noch das um seinen Hals hängende, geweihte Symbol berührte erklang warnend Torador Broschakals Stimme: „Euer Umhang! Herr d'Ibrisco, er brennt!“

Kam Tak schleuderte die Hallakine zu Boden und drehte sich zu dem Neuankömmling herum: „Ein Dritter? Allmählich wird es ja richtig anstrengend!“

Tatsächlich nahm Yanec aus den Augenwinkeln ein Flackern wahr. Ohne Zögern riß er mit der linken Hand die Kordel entzwei und ließ den brennenden Umhang zu Boden gleiten. Dann griff er erneut an, wiederum ohne sichtbaren Erfolg. Das Wesen kämpfte fast wie unverletzt und dem Glaubenskrieger wollte kein Treffer in seinen Unterleib gelingen. Während das Gefecht an Hitze gewann, griffen auch die lodernden Flammen von d'Ibriscos rotem Umhang auf am Boden verstreutes Stroh über, von da rasch auf die alten Holzwände und die zerwühlte Liegestatt. Rasch stand ein großer Teil der Hütte in Flammen. Indes versuchte Torador der gestürzten Hallakine aufzuhelfen. Vergebens, Melirae war zu schwer für den schwächtigen Heiler. Er blickte zu den kämpfenden Berserkern hinüber: Der Hesvitepriester stand mit dem Rücken zu ihm und wurde mehr und mehr in die Defensive gedrängt. Mit einer geschwinden Drehung wich er einem Streich des Assassinen aus - und plötzlich stolperte, fiel dieser auf Torador zu! Jener riß instinktiv den in seinen schwachen Händen lächerlich groß wirkenden Dolch hoch, und Kam Tak fiel mitten in ihn hinein.

Ein gräßlicher Schrei entrang sich dessen Brust und Yanec pries Hesvite, daß der Herr der Träume den jungen Mann zu seinem unerwarteten Mitstreiter erkoren hatte: Ausgerechnet durch seine Hand erhielt Kam eine gefährliche Verletzung, die kampfscheidend sein konnte! Mit beiden Händen hob er den Anderthalbhänder und ließ ihn auf Kam Tak niederstoßen. Der aber konnte mit letzter Kraft den Schlag parieren und seinerseits Yanec schwer am Halse treffen. Durch einen roten Schleier sah er, wie Kam erneut zum Angriff ansetzte. Ein Krachen des Gebälks lenkte beider Blicke zur Decke. Im selben Moment rissen starke Arme den Priester nach hinten und retteten ihn so davor, wie Tak von einem einstürzenden Teil des brennenden Daches begraben zu werden. Dann schwanden ihm, von Rauch und Blutverlust halb erstickt, die Sinne.

IV.

3. Nontariell 166 n. G., Mittag

Ein verirrter Sonnenstrahl weckte Hesvite d'Ibrisco und er schlug die Augen auf. Sein ganzer Körper schien zu schmerzen und er wußte nicht, wo er sich befand. Nach und nach erkannte er, daß er in einem luxuriösen Himmelbett lag, vielfach bandagiert und mit brummendem Schädel. Er blickte zur Seite und sah eine ältere, gut aussehende Frau neben einem anderen Bett sitzen und Toradors Hand halten: „Richterin Geral Broschakal“, murmelte Sie mußte es vernommen haben, denn nun kam sie zu ihm her: „Es ist alles in Ordnung, Euer Eminenz. Ihr befindet euch auf meinem Anwesen und werdet versorgt. Ruht euch aus.“

Torador, soeben erwacht, unterbrach das sich anbahnende Gespräch mit einem Stöhnen. Die Richterin eilte zu ihrem Sohn: „Mein Junge, was ist passiert? Wie geht es Dir?“ Aus müden Augen blickte der Geistheiler seine Mutter an: „Das ist eine lange Geschichte... Wir müssen Herrn d'Ibrisco danken, er hat uns aus der brennenden Hütte gerettet. „ Yanec schauderte, als er diese Worte hörte: Das konnte nicht sein! Er hatte keine Erinnerung daran. Er dachte an das Erlebnis zurück, das sein ganzes Leben verändert hatte: Er, der den Dienern Hesvites stets das Böseste gewollt hatte, war von einem unbekanntem Priester des Gottes der Träume aus einem Tempel gerettet worden, den er selbst angesteckt hatte. War diese Schuld nun weitergegeben worden?! Seine Stimme zitterte vor gläubigem Erkennen, als er sich halb aufrichtete: „Dankt nicht mir, dankt dem Herren Hesvite, daß er uns zusammenführte! Keiner von uns hätte die Konfrontation mit diesem... Wesen überlebt, wäre er alleine gewesen.“

Wolf Ulrich Schnurr

Bäumchen wechsele dich

12. Bri 167 n.G.

Schwaden von Rauch, Schweiß und Bier wehen Morlock entgegen als er die Tür zum Totenkopf aufstößt. Er schlendert durch den schlecht beleuchteten Raum zur Theke. „Ich suche die Hautbildstecherin“, wendet er sich an den Wirt. Dieser nickt brummend in eine unbestimmte Richtung und fährt dann fort, einen Bierkrug mit einem fettbefleckten Tuch auszuwischen. Morlock folgt dem Blick des Wirtes und sieht eine dunkle Gestalt, die vor der in einer Ecke der Kaschemme hängenden Wurfscheibe steht und Messer um Messer in dieselbe schleudert.

„Nennst du dich Kaltauge?“

„Seh' ich so aus?“ fragt sie, ohne sich umzuwenden.

„Du kannst Hautbilder stechen?“ Langsam dreht sie sich zu ihm um und blickt ihm in die Augen. Kurz findet eine Art stummes Gefecht zwischen einem hellblauen und einem dunkelbraunen Augenpaar statt. Schließlich wendet sie den Blick ab und betrachtet igendetwas hinter Morlock. „Komm morgen in den Laden, und jetzt hau ab!“ faucht sie ihn an und wendet sich wieder dem Wurfspiel zu. Selbstgefällig grinsend setzt sich Morlock an einen der Tische.

„Heute paßt mir aber besser.“

„Wie du siehst bin ich beschäftigt“ ungehalten kehrt sie ihm den Rücken zu.

„Ich kann warten...“ sagt Morlock und lehnt sich zurück.



Ein Schrei dringt an sein Ohr, als Corwin am Hautstecherladen vorbeihastet. „Au, ich dachte du verstehst dein Handwerk.“ mault Morlock, „Heißt du wirklich Kaltauge?“

„Als was arbeitest du eigentlich?“ lenkt Kaltauge ab und fährt fort das Bild eines Totenkopfes in seine Schulter zu stechen.

„Ich bin Drogenhändler.“

„Was? Wirklich?“ kurz hält sie in ihrer Arbeit inne und blickt ihn erstaunt an, „Mischst du sie auch selbst?“

„Ja, wieso?“ fragt Morlock verwundert.

„Ich hab' Erfahrung mit Drogen.“ erklärt Kaltauge.

„Bist du etwa abhängig?“

„Ach Quatsch, aber ich würde gerne lernen wie man Drogen herstellt.“

„Ich könnt's dir beibringen.“



Am nächsten Tag kommt Kaltauge viel zu früh, wie Morlock findet, in dessen Haus an. Er führt sie in ein schummeriges, schwefeliges Zimmer. „Dies ist mein Arbeitszimmer.“ Stolz präsentiert er ihr Regale voller Tiegelchen und Gläser.

„Sieht aus wie eine Alchimiewerkstatt!“ meint Kaltauge skeptisch und streicht sich ein paar von der Decke hängende Kräuter aus dem Gesicht. Am Ende des Raumes erblickt sie einen riesigen Kessel, der an einem Haken im Kamin, über dem Feuer hängt.

„Na gut, dann laß uns beginnen...“, Morlock beugt sich über ein engbeschriebenes Pergament, welches auf dem schweren, schwarzen Holztisch in der Zimmermitte steht. „Reich mir mal bitte die Schwarzwurzeln, Kaltauge.“

„Klar, wo steh'n die denn?“

„Im Regal“, murmelt Morlock geistesabwesend, immer noch in dem Pergament lesend.

„Aha, und in welchem? Ich meine es ist ja nicht so, daß dein Alchimiezimmer regallos wäre...“

„Was? Ach so...Im dritten an der linken Wand. Ganz oben glaub' ich.“ Gläser und Flaschen scheppern laut, als sie aneinander schlagen. Eine Weile sucht Kaltauge nach den Wurzeln. „Da sind keine Schwarzwurzeln“, stellt sie schließlich erschöpft fest. „Da müssen aber welche sein!“ beharrt Morlock. „Da sind keine, denkst du, ich bin blind?!“ „Hey, schon gut“, beruhigt er die etwas ungehaltene Kaltauge. „Dann besorgen wir eben neue. Treffen wir uns morgen bei Sonnenaufgang am Waldrand, in Ordnung?“ „In Ordnung. Kann man nicht schon mal ohne Schwarzwurzeln mit der Zubereitung beginnen?“, fragt Kaltauge hoffnungsvoll. „Nein. Außerdem muß ich jetzt eh los. Bis morgen, Kaltauge.“ Die beiden verlassen Morlocks Wohnung. Er hastet sofort von dannen, während Kaltauge noch kurz auf der Straße stehen bleibt.



‘Na gut, dann geh ich noch auf'n Bier in den Totenkopf’, denkt Kaltauge niedergeschlagen und macht sich dorthin auf. Als sie die Kaschemme betritt, platzt sie direkt in eine Kneipenschlägerei hinein, die jedoch gerade vom Wirt geschlichtet wird. Einer der Kämpfenden schwankt von einem Schlag des Gegners hart getroffen, zurück. Im Fallen reißt er Kaltauge mit, die hinter ihm steht. Diese stürzt, durch die Wucht des Aufpralls mitgerissen, auf den Schoß eines Mannes, der an einem der hinteren Tische sitzt. „Was fällt dir ein, du besoffener Idiot!“ schnauzt sie den am Boden liegenden an. Als sie sich umdreht schaut sie in das attraktive und erstaunt guckende Gesicht des Kerles auf dessen Schoß sie gerade sitzt. „Oh... äh... tut mir leid...“ Hurtig steht Kaltauge auf und rückt ihre verrutschte Kleidung zurecht. So würdevoll wie möglich wankt sie, vom Sturz noch leicht benommen nach draußen. Mit einem Mal wird ihr die Peinlichkeit ihrer Lage bewußt und heiße Röte steigt ihr ins Gesicht. Den Rest des Weges rennt sie, um die Hitze aus ihrem Gesicht zu vertreiben. ‘Oje, wenn mich jemand geseh'n hat!’ denkt sie beschämt. Als sie Zuhause im Bett liegt muß sie wieder und wieder an dieses Gesicht denken...’Was ist bloß los mit mir?’ wundert sie sich. Auf jeden Fall werde ich morgen in den Totenkopf gehen und ihn nach seinem Namen fragen... oder besser den Wirt...’ Mit diesen Gedanken schläft sie ein.



Dunkel ragt der morgendliche Wald vor ihnen auf als sie die Wiese am Waldrand erreichen. „Weißt du wie Schwarzwurzeln aussehen?“ begrüßt Morlock Kaltauge. „Ja, so ungefähr.“ „Steig auf, Talesián kann uns beide tragen.“ Etwas skeptisch betrachtet Kaltauge Morlocks Stute, entscheidet dann aber, daß das dunkelbraune Pferd sympathisch wirkt, bindet ihren Rock hoch und schwingt sich hinter Morlock auf Talesiéns Rücken. Die zwei reiten unter den hohen Bäumen durch, während die ersten Sonnenstrahlen das Blätterdach durchdringen und den Wald in ein schummrig grünes Licht tauchen. Tief atmet Kaltauge die frische Frühlingsluft ein. „Wie waren deine Lieferungen gestern Abend?“ bricht Kaltauge die Stille des Waldes. „Ganz in Ordnung. Wenn es dich interessiert kannst du mich ja das nächste Mal begleiten. Aber ich muß dich warnen: sind manchmal verdammt fiese Kerle. Vor allem die stark Abhängigen.“ „Als ob mir die was ausmachen würden!“ schnaubt Kaltauge, „Ich kenne solche Kerle.“ „Und was hast du gestern noch gemacht, so ganz alleine?“

Kaltauge zuckt mit den Schultern: „Ach, nichts besonderes, ich war noch im Totenkopf...“ Schlagartig fällt ihr der Mann von gestern Abend wieder ein und sie erlebt gedanklich noch einmal die ganze peinliche Szene, was ihr abermals die Röte ins Gesicht treibt.

„He! Kaltauge! Träumst du? Fall nicht vom Pferd!!“ Morlock hilft Kaltauge wieder richtig auf Talesiéns Rücken zu rutschen. „Zu wenig geschlafen gestern?“

„Das kann man wohl sagen... - Hey, schau mal da drüben! Ist das nicht Schwarzkraut?“ Kaltauge zeigt mit ausgestrecktem Arm auf eine grüne Pflanze mit matt violetten, sternförmigen Blüten, die im dichten Unterholz ihre zartgrünen Blätter entfaltet.

„Das? Nein, das ist eine Linio. Getrocknet sind sie gut gegen Schnupfen. Außerdem riechen die Blüten sehr angenehm. Hier riech mal!“ Morlock pflückt eine Blüte und hält sie Kaltauge vor die Nase.

„Hmm... riecht gut. Aber von der Pflanze hab' ich noch nie was gehört... Linio...“ murmelt sie fragend. „Ist auch ein verbreiteter Jungename. Der Sohn einer Verwandten heißt so“, erinnert sich Morlock.

„Wo kommst du eigentlich her?“ fragt Kaltauge ihn.

„Ich? Aus dem Süden... wirst du nicht kennen die Gegend. Und du?“

„Ach, aus dem Norden...“ sagt Kaltauge unbestimmt. „Laß uns weiter suchen.“ Die beiden steigen ab und bahnen sich zu Fuß einen Weg durch die Dornenranken die hier den Boden bedecken. „Hier schau, das ist wieder eine Linio“, erklärt Morlock.

„Ich seh's.“

„Sag mal, warum bist du eigentlich immer so schlecht drauf?“ Kaltauge blickt vom Boden auf „Bin ich das?“

„Ja.“

„Ich weiß nicht... vielleicht gibt es einfach zu wenig zu lachen... Oh schau! Das ist jetzt wirklich eine Schwarzwurzel!!“

„Ja, diesmal hast du Recht.“

‘Eigentlich ist Kaltauge gar nicht so kalt, wie ich dachte. Man muß sie nur besser kennen. Aber jetzt werde ich öfter mal versuchen, sie zum lachen zu bringen!’, denkt Morlock.

„Willst du mir nicht noch verraten wie du wirklich heißt?“ fragt er. Kaltauge sagt jedoch nichts mehr und stumm setzen sie ihre Arbeit fort und reiten danach zurück zur Stadt. „Auf Wiedersehen Kaltauge!“

„Elaine“, sagt sie und verschwindet.



Am nächsten Tag treffen sich die Beiden wieder in Morlocks Labor um sich endlich an die Zubereitung der Droge Trasin zu machen.

„Also: Schwarzwurzeln haben wir, Scranblatt?“

„Moment...“ Kaltauge wühlt in einem der hinteren Regale. „Ja, hab' ich.“

„Schneckenpulver?“

„Hier.“

„Getrocknete Trastenfrüchte?“

„Was soll das denn sein?“, fragt Kaltauge entgeistert.

„Die wachsen in meiner Heimat. Da drüben stehen sie im Glas... gut, dann hätten wir alles.“

Die nächsten Stunden verbringen Kaltauge und Morlock pflanzenschnippelnd oder sich tief über einen Kessel beugend.

„Hör bloß nicht auf zu rühren, Elaine... ich meine Kaltauge!“

„Nenn mich ruhig Elaine. Aber nur wenn uns niemand hört, verstanden?“ Schweigend rührt sie eine Weile weiter. „Wie kommst du mit dem Hautbild klar?“

„Meinst du ob es noch weh tut?“

„Nein ich meinte ob du es schon bereust“, sagt sie grinsend.

„Hey, du lachst ja!“, freut sich Morlock. Elaine schaut aus dem Fenster. „Es wird schon dunkel... ich muß los!“

„Wohin denn so eilig?“

„Ich hab’ noch etwas zu tun, In Ordnung?!“ meint sie gereizt, schlägt die Tür zu und hinterläßt einen nachdenklichen Morlock...



‘Und was mach’ ich heute Abend noch? Kaltauge arbeitet... Hey! Das ist die Idee! Ich besuche sie im Laden und laß mir noch ein Hautbild stechen!’, beschließt Morlock, ‘Aber erst muß ich selbst noch arbeiten.’

Während Morlock ein paar Döschen mit verschiedenen Drogen zusammenpackt, schlendert Kaltauge zum Totenkopf. Erstaunt hört sie wie ihr Mund lustige Liedchen pfeift. Etwas erschrocken bricht sie das Lied ab, summt aber im Kopf weiter. Sie ist sehr stolz auf sich selbst, daß sie bis jetzt noch keinen Rückzieher gemacht hat. Als sie den Totenkopf erreicht ist sie jedoch wieder etwas ernüchtert, außerdem befällt sie plötzlich Ungewißheit, ob ihre Idee wirklich so gut ist?! Sich selbst überwindend betritt sie den Totenkopf und geht schließlich auf den Wirt zu, deutet mit dem Kopf unauffällig in die Richtung in der sie den Kerl von gestern ausgemacht hat und fragt: „Wie heißt der Mann dort?“

Vielsagend grinst der Wirt sie an: „Na, gefällt der dir?“

Wie beiläufig spielt sie mit einem spitzen Messer, das sich seltsamerweise plötzlich auf den Wirt richtet. „Hab’ ich dich nach deiner Meinung gefragt? Außerdem habe ich geschäftliches Interesse an ihm.“

„Heißt Inigo, der Kerl“, brummt der Wirt und dreht sich um.

Kaltauge steckt das Messer weg und bewegt sich möglichst unauffällig auf seinen Tisch zu. Angestrengt die Wurfscheibe betrachtend setzt sie sich mit dem Rücken zu Inigo an seinen Tisch. „Verzeiht, aber seid ihr nicht die junge Dame, die mir gestern sozusagen in den Schoß fiel?“

Mit einem Ruck dreht sich Kaltauge um und blickt ihn mit zusammengekniffenen Augen scharf an. „Du mußt mich verwechseln“, sagt sie knapp. „Ich hab’ dich noch nie geseh’n, bist du neu hier?“

„Nein, aber ich bin selten im Totenkopf“, berichtet Inigo. Er ist sich sicher, daß sie die Frau von gestern ist und ärgert sich, daß sie es nicht zugeben will. Während er hinüber zur Wurfscheibe schaut, nutzt Kaltauge die Gelegenheit ihn eingehend zu betrachten. Er ist wirklich hübsch, stellt sie fest. Ein aufgeknöpftes Hemd gibt seine anziehende Brust frei und auch sein Gesicht ist hübsch geschnitten und hat freundliche Züge. Außerdem hat er eine interessante Ausstrahlung. „Bist du gut im Messerwerfen?“, fragt Kaltauge ihn.

„Ich hatte bis jetzt noch nie die Gelegenheit es zu probieren“, antwortet Inigo.

„Ich kann’s dir beibringen.“ versucht sie möglichst gleichgültig zu sagen und doch schwingt der leichte Klang von Hoffnung in ihrer Stimme mit.

„Ich danke Euch für das Angebot.“ Inigo erhebt sich. „Bedauerlicherweise hindert mich eine Verpflichtung daran es anzunehmen. Ihr werdet mich entschuldigen?!“

Kaltauge zuckt mit den Schultern, steht ebenfalls auf und wendet sich wieder gleichgültig der Wurfscheibe zu. Inigo verläßt die Schenke. Wütend schleudert Kaltauge Messer in die Scheibe und brüllt einen Mann an, der ihr zufällig in die Quere kommt. Danach geht es ihr etwas besser. ‘Gut, daß das niemand geseh’n hat.’ denkt sie und geht nach Hause. ‘Erst mal baden.’... Mit dem Wasser spült sie all ihre Wut und Enttäuschung runter - hofft sie.

Inigo macht sich auf den Weg zu einer Freundin, die seit einer Weile nichts mehr von sich hören lassen hat. Er findet ihr Haus jedoch leer vor, und beschließt mit der netten, kleinen Rothaarigen, die er vorhin auf der Straße getroffen hat, eine lustige Nacht zu verbringen.



Unterdessen hat Morlock seine Geschäfte erledigt. Er hatte einige Probleme mit einem Neureichen, der dachte, er könnte ihn bedrohen, um die Drogen umsonst zu bekommen. 'Gut, daß ich immer einen Dolch bei mir trage', denkt Morlock selbstgefällig. 'Dem hab' ich's gezeigt! Ha! Den Rest der Nacht hab' ich frei!' freut sich Morlock. 'Dann werde ich jetzt Kaltauge besuchen.' Morlock spaziert in Richtung Kaltauges Laden.



„He, Kaltauge!“ Morlock betritt den Hautbildstecherladen. Kaltauge ist nicht zu sehen. „Bist du da?“

‘Sie muß da sein’, denkt er, ‘sonst wäre die Tür nicht offen.’ Er geht in den hinteren Teil des Ladens, wo Elaine ihre Wohnung hat. „Elaine, bist du hier?“, fragt er während er eine Tür aufstößt.

„Oh, äh... krft...äh, ich meine...äh...“, stottert Morlock.

Kaltauge steht wie erstarrt da und läuft langsam tiefrot an. Schnell versucht sie ihre Blöße mit Händen und Haaren zu bedecken, was ihr jedoch nicht besonders gut gelingt. Morlock dreht sich ruckartig um und flüchtet auf die Straße.

„Oh, Mist!“, flucht Kaltauge, wie peinlich! ‘Wie kommt der Kerl auf die Idee in meine Wohnung zu kommen, unangemeldet!’, denkt sie weiter: ‘Demnächst werde ich die Tür abschließen, wenn ich baden will!’

Morlock läuft unterdessen verstört durch die Unterstadt nach Hause. Seine Gefühle sind ein einziges Durcheinander und das erstaunt Morlock. ‘Ich hab’ schon öfter unbekleidete Frauen gesehen. Warum macht mich das bei Elaine so fertig?’ denkt Morlock. ‘Das letzte Mal als ich so gefühlt hab’... war als ich Inigo kennenlernte, denkt Malaín zärtlich weiter. Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als ich ihn zum ersten Mal sah.



Malaín schlenderte über den vollen Marktplatz, um noch die letzten Besorgungen zu machen. Sie war gutgelaunt heute: Sie hatte die Preise am Obst- und Gemüsestand bis ins Bodenlose heruntergetrieben und den Verkäufer zur Verzweiflung gebracht. Außerdem hatte sie ihre Tasche noch und überhaupt!

Es war einfach ein schöner, sonniger Tag...

Plötzlich stürzte sie zu Boden. Ein junger Mann beugte sich über sie, um ihr hochzuhelfen. Unter ständigen Entschuldigungen half ihr der Mann auf die Beine; augenscheinlich derselbe, der sie eben noch auf so unangenehme Weise zu Boden befördert hatte.

„Ist Ihnen etwas passiert?“ Besorgt betrachtete er sie von oben bis unten.

„Nein... danke, geht schon,“ beeilte sich Malaín, der die Situation langsam unangenehm wurde, dem Herrn zu versichern.

„Ich habe euch sicherlich zu Tode erschreckt. Es tut mir wirklich leid...Ihr werdet mir verzeihen, hoffe ich?“

Malaín schüttelte abwehrend den Kopf. „Ist schon in Ordnung, wirklich...“

„Wißt Ihr was?“ fragte der Kerl schon wieder gutgelaunt: „Ich lade euch ein, um das wieder gut zu machen.“

Malaín nickte. ‘Zeit habe ich ja,’ dachte sie, ‘und außerdem scheint er sympathisch zu sein.’

Während sie beide das verstreute Obst und Gemüse einsammelten, sah er plötzlich auf... „Sagt mal, wie heißt ihr eigentlich?“

„Malaín, und Ihr..?“

„Ich heiße Inigo!“ Schweigend sammelten sie den Rest zusammen und gingen danach in die nächstgelegene Schenke.



‘So lernte ich ihn kennen’, seufzt Malaín...

‘Jetzt sind wir erst ein paar Wochen zusammen und mir kommt es schon wie Jahre vor. Natürlich hatte er ein paar Nebenbeziehungen, aber damit kann ich leben.’ Tief in Gedanken versunken schlenderte sie nach Hause. ‘... ich glaube, ich habe ihn in letzter Zeit ziemlich vernachlässigt... wegen Morlock und Kaltauge...’

Inzwischen ist Malaín zu Hause angekommen. ‘Es ist schon nach Mitternacht.’ denkt sie und begibt sich zu Bett.



Am nächsten Morgen beginnt Morlock seinen Tag wie immer mit einem Ausritt.

Während um ihn die Welt verschwimmt, durch die Geschwindigkeit Talesiéns verwischt, hat er Zeit nachzudenken: Er läßt noch einmal seine gestrige Begegnung mit Kaltauge Revue passieren... ‘Was sie wohl gerade tut?’ denkt er. Dann beschließt er sie einfach zu besuchen und mit ihr darüber zu reden. Über seine Gefühle... Ruckartig wendet er sein Pferd. ‘Aber was ist mit ihren Gefühlen...? Was, wenn sie nicht will...? Egal! Ich muß es riskieren!’ denkt er dramatisch. Plötzlich muß er lachen. ‘Wie in einer billigen Liebesballade höre ich mich schon an.’

Immer noch grinsend kommt er vor Kaltauges Laden an.

Kaltauge hat den Morgen deprimiert in einer Ecke sitzend verbracht. Sie ist sauer, traurig und enttäuscht, weil Inigo sie schon wieder hat abblitzen lassen. Außerdem hat sie ihn gestern Nacht noch mit einer Rothaarigen im Arm gesehen!

‘So ein Mistker! Aber was soll ich machen?’ denkt sie.. ‘Ich mag ihn nun einmal.. Wie albern! Ich kenne ihn doch gar nicht...’

Tief in Gedanken versunken sitzt sie in ihrem Arbeitszimmer. Ihr Blick fällt auf die Uhr. ‘Oh Nein, ich war ja verabredet mit Morlock.’... ‘Morlock,’ denkt sie, ‘bei dem hab’ ich mich ja auch mal wieder mächtig blamiert. Was ist nur los mit mir? Ich bin ständig dabei, mich zum Löffel zu machen. Naja, jetzt werde ich erst mal zu Morlock gehen, wenigstens kann ich dann auf andere Gedanken kommen.’ Seufzend steht Elaine auf und öffnet die Ladentür. Im gleichen Moment überwindet sich der draußendstehende Morlock, und die beiden prallen hart zusammen.

„Autsch... oh, entschuldige, habe ich dir weh getan?“

„Nein, schon gut... Und wie geht’s dir? Tut mir leid... ich meine.. ich wußte ja gar nicht, daß du gerade rauskommst...“ entschuldigt sich Morlock. Kaltauge guckt ihn an, und die beiden fangen plötzlich an schallend zu lachen. Als sie sich beruhigt haben, beschließen sie, an den Drogen weiterzuarbeiten, und wandern gemeinsam zu Morlock.

Stunden vergehen... Kaltauge hat wieder eine Menge gelernt und die beiden haben ein paar Drogen bereitet. Erschöpft schauen sie sich an. „Und jetzt haben wir uns eine Pause verdient.“ Morlock führt Elaine ins Schlafzimmer und deutet mit der Hand auf sein Bett.

„Hier, leg dich hin, wenn du was brauchst, findest du mich auf dem Sofa.“

„Ja, danke..“, murmelt sie, schon halb im Schlaf.

Morlock kann nicht schlafen. Er wälzt sich eine Weile auf seinem Sofa hin und her, bevor er aufsteht und beschließt, ein wenig Geld verdienen zu gehen.

‘Es ist zwar noch früh am Abend, aber mein neuer Kunde braucht bestimmt wieder Nachschub.’ Er macht sich auf zum „Zweischneidigen Schwert“, um ihn dort zu treffen.



Dort angekommen wendet er sich an eine hochgewachsene, in helle feine Sachen gekleidete Gestalt, die sich mit einem kleinwüchsigen Ganoven unterhält. Als er sich nähert, verstummen

die Beiden und der „Herr“ gibt dem anderen mit einem Wink zu verstehen, er solle sich entfernen. „Oh, hallo Morlock!“ flüstert er mit leiser, öliger Stimme. „So früh schon hier? Brauchst wohl dringend Geld, he?!“ Ein Zucken um seine Mundwinkel soll ein freundschaftliches Grinsen sein, was er durch einen kumpelhaft gemeinten Stoß in die Rippen noch bekräftigt. Morlock tritt angeekelt einen Schritt zur Seite. Sein Gegenüber übergeht dies jedoch und fragt, scheinbar gutgelaunt: „Na, was hast du im Angebot?“

„Für dich nicht’s“, erwidert Morlock trocken. „Du schuldest mir noch das Geld für die letzte Lieferung!“ Schlagartig ändert sich das Gesicht des Brillenträgers.

„Du nimmst den Mund ziemlich voll, meinst du nicht?“ fragt er drohend. „Ich habe gesagt ich zahle, also bekommst du dein Geld. Bald.“

„Kein Geld, kein Nachschub.“ sagt Morlock, zuckt bedauernd mit den Schultern und wendet sich zum Gehen. Mit einem stahlharten Griff um Morlocks Arm, hält der Kunde ihn zurück und sagt leise: „Ich kenne hier viele Leute, weißt du? Meine Freunde sehen es gar nicht gerne wenn sie keine Drogen bekommen... Und ich mag es nicht, wenn man mir etwas vorenthalten möchte. Also: besorg den Stoff, wir treffen uns morgen hinter’m ‘Totenkopf’. Und falls du nicht kommen solltest...ich weiß, wo du wohnst.“ Mit einem fiesem Grinsen läßt er Morlock los. Etwas lauter sagt er dann: „Also, mach’s gut mein Freund. Beehre mich doch bald wieder mit deiner Gegenwart!“ Der Kunde streckt eine beringte Hand aus und hält sie Morlock hin. Dieser dreht sich jedoch ohne einen Blick zurückzuwerfen um, und verläßt die Schenke.



Kaltauge erwacht, als Morlock wieder nach Hause kommt. „Oh...hallo...warst du weg?“

„Ja, ich war im ‘Zweischneidigen Schwert’ um Geld abzukassieren...aber dieser Kerl...“

„Du bist ja geladen! Los setz dich erst mal hin und erzähl!“

Morlock berichtet ihr alles was passiert ist. „Und jetzt will er sich morgen mit mir treffen um mehr Stoff zu bekommen. Er verkauft ihn weiter! Einfach so. Ohne mich zu fragen. So ein mieser Schuft, dem werde ich...ich werd’s ihm schon zeigen! Mit mir nicht! Ha! Wäre ja zu schön...“

„He, beruhige dich, Morlock.“ Sie packt ihn an der Schulter und schüttelt ihn.

„Au!“ schreit dieser. Mit schmerzverzerrtem Gesicht krepelt Morlock seinen Ärmel hoch und legt dadurch seine, vom harten Griff des Weißen gequetschte Schulter frei, die grade dabei ist blau und lila anzulaufen. „Was hast du denn da gemacht?“ fragt Elaine entgeistert.

„Ach, nichts...“ weicht Morlock aus.

„Ausgerechnet auf der Schulter mit der Tätowierung.“ beschwert sich Kaltauge.

„Kann ich zu dir unter die Decke?“ fragt Morlock unvermittelt.



Am nächsten morgen erwacht Kaltauge in Morlocks Bett. ‘Huch!’ denkt sie, ‘was mach ich denn hier?... Ach ja, ich erinnere mich...’ ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. ‘Lustiger Abend gestern!’ denkt sie grinsend, steht auf um sich fertig zu machen und nach Hause zu gehen. Morlock ist nirgends zu sehen. ‘Wahrscheinlich reitet er auf Talesiën aus.’ Elaine begibt sich nach draußen um nach Hause zu gehen. Dort angekommen überlegt sie es sich jedoch anders und beschließt ein bißchen rumzuschlendern.



Inigo ist ungehalten. Malaín ist nie da, wenn er sie sehen will. Er ist zwar sehr für Freiheit in einer Beziehung, ist es aber keineswegs gewöhnt, daß er vernachlässigt wird. Meistens ist es eher so, daß die Damen sich über seine Unbeständigkeit beschwerten. Und nun das! Außerdem ist sie momentan seine einzige Beziehung...Bei den ganzen Mädchen, die ihm momentan hin-

terherlaufen ist keine Richtige dabei, überlegt er. 'Außer...die Kleine aus dem Totenkopf, die schien ganz interessant zu sein. Aber dann müßte ich ja schon wieder in den Totenkopf. Erst Malaín, die sich ständig dort mit mir verabredet und dann nie kommt, und jetzt die Blonde...' Angestrengt nachdenkend stapft Inigo durch die Straßen der Unterstadt. Jäh werden seine Gedanken zerrissen, als er gegen eine Gestalt stößt. Als er aufblickt, schaut er in das Gesicht des Mädchens, über welches er grade nachdachte.

„Oh...hallo...“ stottert Elaine. „Jedesmal wenn ich dich sehe, renne ich dich um oder springe dir auf den Schoß!“

„Ha! Ihr wart es also doch!“ ruft Inigo triumphierend.

„Na gut.“ gibt Kaltauge zu. „Was macht das für einen Unterschied?“

„Gar keinen.“ sagt Inigo fröhlich, ergreift ihre Hand und zieht sie hinter sich her. „Kommt mit mir! Wir werden einen wunderschönen Tag erleben!“

‘Komisch’, denkt Inigo, ‘ständig lerne ich meine Beziehungen kennen, indem ich sie umrenne...’



Als Morlock von seinem Ausritt zurückkehrt, ist Kaltauge nicht mehr da.

‘Sie ist wohl im Laden’, denkt Morlock und wendet sich seinen Geschäften zu. Bis zum Abend arbeitet er an einer neuen Droge. Als es zu Dämmern beginnt beschließt er jedoch Kaltauge aufzusuchen. Er sattelt Talesiën und reitet zum Tätowierladen. Doch auch dort ist Kaltauge nicht. Also wendet sich Morlock wieder seiner Arbeit zu und sucht seinen Kunden auf.

Morlock trifft hinter'm Totenkopf ein und schaut sich um. Nirgendwo ist jemand zu sehen, der seinem Kunden auch nur annähernd ähnelt. Jedoch bemerkt er ein beleuchtetes Fenster in einem naheliegenden Haus. In der Annahme sein ‘Freund’ könnte sich dort aufhalten, betritt er das Haus.

„...die Zutaten zum Strecken und hier die Droge... auf dem Tisch liegt die Kundenliste von Morlock, ein Freund hat sie mir besorgt...“, erklingt die herrische und doch gedämpfte Stimme, die Morlock doch so unangenehm bekannt vorkommt. Er umgeht ein paar Kisten, die ihm bisher die Sicht versperren und erblickt die hochgewachsene, weißgebleichte Gestalt, die er erwartet hat.

„Du Schwein! Nicht genug, daß du meine Ware weiterverkaufen willst, nein du nimmst dir auch noch das Recht sie zu strecken!! Strecken!! Meine Arbeit!! Du Schuft!!“

„Oh, hallo mein Freund! Wieso so erregt? Meine Freunde hier mögen es nicht, wenn man so viel schreit. Nicht wahr?!“ wendet er sich an die drei Gestalten, die um einen Tisch sitzen und sich bedrohlich vorbeugen. In einem erkennt Morlock den Kleinwüchsigen aus der Kneipe wieder.

„Hast du die Drogen dabei?“ fragt der Weiße gespielt freundlich.

„Die wirst du nicht bekommen, nie!“ schreit Morlock erbost und wendet sich zum Gehen. Beinah’ prallt Morlock gegen eine weitere Gestalt, die den Ausgang versperrt. „Willst du uns etwa schon verlassen?“, bemerkt der Kleinwüchsige spöttisch, „Und jetzt rück den Stoff raus!“

„Ihr kriegt die Drogen nicht! Nur über meine Leiche!“ ruft Morlock und stürzt sich auf den Kleinen. Während des Kampfes steht der Weiße abseits und lacht leise in sich hinein. In seiner Wut gelingt es Morlock zu überleben und außerdem sogar die vier Schurken zu überwinden. Zufrieden schaut er sich die am Boden liegenden Männer an. ‘Der Weiße fehlt’, stellt er fest und dreht sich langsam, voll Vorahnung um. Eben noch hinter sich erblickt er den Weißen vor dem Ausgang aufragen. Leise lachend zieht er einen Dolch und schleudert ihn in Morlocks Richtung. Plötzlich sackt er zusammen. Ein entsetzter Ausdruck breitet sich auf seinem eben noch so siegessicheren Gesicht aus als er zu Boden stürzt. In der letzten Sekunde gelingt

es Morlock dem heranfliegenden Dolch auszuweichen. Als er aufblickt steht eine schwarze Gestalt über dem zusammengekrümmten Weißen. „Kaltauge! Was machst du denn hier?“ „Er hat dich bedroht. Also mußte ich ihn umbringen... seine Kleidung gefiel mir sowieso nicht.“ Minuten später geht ein Haus in der Unterstadt plötzlich in Flammen auf...



‘Irgendwie hab ich den Verdacht, daß Inigo noch eine Frau hat’, denkt Elaine. Als er sie am nächsten Abend verläßt, schleicht sie ihm heimlich nach und folgt ihm bis zu einem kleinen Haus in der Unterstadt. Erschreckt stellt sie fest, daß es das Haus Morlocks ist! ‘Was er wohl hier will?’ Sie betritt etwa eine halbe Stunde nach ihm leise die Wohnung, öffnet die Tür zum Schlafzimmer und bleibt wie erstarrt stehen: Inigo liegt mit einer unbekannten Frau in Morlocks Bett.

„Was... was ist hier los?“ flüstert Kaltauge. Erschreckt fährt das Paar zusammen. Das Mädchen springt auf und läuft in das benachbarte Zimmer.

„Malaín!... Ach Mist! Kaltauge was tust du hier?“, fragt Inigo, ohne sie anzusehen und betritt dabei das andere Zimmer, um Malaín zu beruhigen.

„Kaltauge, komm schnell her!“ flüstert er erregt. Als sie durch den Türspalt spähen erblicken sie sowohl Malaín als auch Morlock.

„Was ist hier los!“, kreischt Kaltauge wieder. Morlock bzw. Malaín dreht sich um, zuckt dann jedoch resigniert mit den Schultern. „Na gut, jetzt da ihr es gesehen habt... werde ich’s euch erzählen. Ich bin nämlich Geschlechtswechsler, daher meine Schizophrenie. Das alles begann so...“, setzt Morlock an und berichtet seinen gespannten Zuhörern die Geschichte seines Volkes. Als er geendigt hat blickt er sie erwartungsvoll an. „Und was nun?“

„So gern ich euch beide habe... Dies alles hier ist mir zu unheimlich. Wir bleiben Freunde?!“ sagt Inigo und wankt, durch den Schock noch leicht benommen, von dannen. Elaine und Morlock schauen sich an und beschließen stillschweigend nicht mehr darüber zu reden. Hand in Hand gehen sie zu Bett.

Laura AufderHaar + Catharina Wollmann

Die Geschichte von Zwî-Bölln, dem Meister der Narretei, des Schwertes und der Magie

33. Nontariell 167 n.G. (16 n.C.) - 17. Verle 168 n.G. (17 n.C.)

1. KAPITEL

IN DEM ZWÎ-BÖLLN DIE KRONE DES MULTORISCHEN REICHES ERHÄLT, YESIL ZUR FRAU NIMMT
UND EINEN GEHEIMEN AUFTRAG BEKOMMT.

Der König hielt sich den Bauch vor Lachen. Sein normalerweise ernstes Gesicht strahlte wie die Morgensonne. Sein lautes, dröhnendes Lachen war sogar über das Gelächter des gesamten Hofstaates zu hören. Da war kicherndes, gackerndes, glucksendes, prustendes, dröhnendes, kratzendes und liebliches Gelächter, sogar die imposanten Heerführer konnten sich nur mühsam ein Lachen verkneifen.

Und inmitten dieses mächtigen, spaßigen Tumults stand Zwî-Bölln und sein Blick schweifte über die mit Lachtränen verzierten Gesichter und blieb schließlich an einem bezaubernden Antlitz hängen, das ihm mit zärtlichem Blick betrachtete... süße Yesil. Zwar war sie die Tochter des Königs, doch trotzdem würde sie ihm gehören. Bald!

Er hob die Arme - sofort verstummte das Gelächter, nur hier und da kicherte noch jemand verhalten. Alle Blicke richteten sich wieder auf den besten Hofnarren Nontariells. Er zögerte einige kurze Augenblicke, dann hub er an und seine Stimme klang voll von den hohen, bunten Fenstern des Thronsaales wieder: „Warum geht ein Huhn über die Straße?“

Man wandte sich einander zu, verblüfft und ratlos, wisperte. Dann machte der König dem Rätseln ein Ende: „Werter Zwî-Bölln, hab Gnade mit uns! Erlöst uns!“ Zwî-Bölln deutet eine Verbeugung an. Dann ließ er das komödiastische Gespann los und sein Erfolg war wie immer grandios: „Weil es auf die andere Seite will!“

Minutenlang hätte man sich auch durch lautestes Schreien nicht verständlich machen können. Der Hofnarr verbeugte sich sparsam und nahm die Blumen der Damen und die goldenen Geschenke der Herren entgegen. Dann wurde es erneut still, als die Prinzessin Yesil sich erhob und leichtfüßigen Schrittes auf Zwî-Bölln zulief. Sie blickte ihn schüchtern an, dann fiel sie vor ihm auf die Knie: „Höchster aller Hofnarren, ich bitte euch, erwählt mich zur Frau!“

Er zog sie an den Schultern auf die Füße und blickte dann fragend zum König: „Nun, Critschak, altes Haus, wie ist es?“

Der König nickte eifrig und sprang auf: „Nehmt sie und mein halbes Königreich dazu. Ach, was rede ich da? Nehmt das Ganze!“

Mit diesen Worten nahm er die Schärpe und das Schwert ab, die Zeichen seiner Ehre und legte sie Zwî-Bölln um. Yesil jauchzte auf vor Freude und fiel ihm um den Hals. Dann streckte sie die Zunge heraus und leckte ihm naß über das Gesicht. „Aber Yesil“, rief er aus und versuchte sie ein wenig wegzudrücken. „Ihr seid so stürmisch und... stoppelig?!“ Zwî-Bölln schlug die Augen auf und sah in das halb geöffnete Maul eines Wildesels, der seine nasse, übelriechende Zunge durch Zwî-Böllns Gesicht zog und dabei leicht schnaubte.

Prustend drückte ihn Zwî-Bölln weg und wischte sich angewidert den Mund: „Bah!“

Ein Traum, alles war nur ein Traum gewesen. Die harte, grausame Wirklichkeit hatte ihn wieder. Mit hängenden Schultern saß er auf dem Strohlager, in dem er nächtigte. Ein tiefer Seufzer entfuhr seinem schmalen Brustkorb und die Enden seines spitzen Schnurrbartes hingen traurig nach unten. Mit einer fahrigen Bewegung strich er sich das blonde Haar aus dem Gesicht und raffte sich auf. Keinen Moment zu früh, denn schon wurde die Tür des riesigen Stalles aufgerissen und der Oberaufseher der Tiere schrie vom Eingang: „Zwî... An die Arbeit!“

Wie tief war er gesunken.. jetzt gaben ihm Rekschat-Sklaven schon Befehle. Da war ja sogar die Arbeit als dritter Handlanger des achtunzwanzigsten Hofnarren seiner Majestät besser gewesen, da hatte er wenigstens einmal im Monat in den Thronsaal gedurft. Und nun... Unterhalter der königlichen Wagen- und Zugtiere. Dabei war er für Höheres geboren. Er könnte der erste Hofnarr des Königs sein, wenn man ihm nur die Gelegenheit gab. Oder ein großer Held. Oder ein weitbekannter Frauenliebhaber. Immerhin war er der Sohn von Kra'Bölln, dem vormaligen ersten Hofnarren seiner multorischen Majestät. Er war Neffe von Kri-Bölln, dem Heerführer und Enkel von Sa-Bölln, der Beraterin des Kriegsherrn. Ganz zu schweigen von seinen Vorfahren väterlicherseits, die quer durch alle hohen Positionen des Hofstaates wanderten. Er hätte geachtet, geehrt und angesehen sein sollen.

Statt dessen war er ein Unterhalter für Esel, Pferde, Krosa und Bre'much...Na ja, er würde das Beste daraus machen.

Er zwirbelte seinen Schurrbart nach oben. Die rechte Spitze hielt sich einige Augenblicke, dann fiel sie wieder herab, schlaff und unansehnlich. Zwî-Bölln wollte sich aufrichten, aber auch das gelang ihm nicht besonders. Also trottete er aus dem Strohlager und blickte den sich über fast zwei Pfeilschußweiten erstreckenden Gang herunter, an dem sich rechts und links die Stallungen der Tiere befanden. Sklaven waren damit beschäftigt Stroh unter die Tiere zu streuen und frisches Gras in die kleinen Kästen vor ihren Nasen zu schütten.

Zwî-Bölln zog sich die Narrenkappe auf. Es war ein prächtiges Stück mit hell klingenden Glocken, in vier verschiedenen Farben und mit vier Zipfeln.

Nach einem erneuten Seufzer, der die Enden seines Schnurrbartes erzittern und die Glöckchen leise klingen ließ, begann er sein Tageswerk: Er hüpfte und schlug Purzelbäume, sprang vor, zurück, tanzte, sang... und blickte doch nur in teilnahmslose, stumpfsinnig kauende Gesichter. Diese Viecher hatten einfach keinen Humor. Nicht mal die Sklaven lachten. Verdammte Welt.



Eine kleine Gestalt huschte an der Mauer entlang. Sie trug einen schwarzen Kapuzenmantel, den sie tief ins Gesicht gezogen hatte. Vor der Tür zu den Stallungen stand eine Wache des multorischen Hofes. Sie versperrte der Gestalt den Weg mit ihrer breiten Hellebarde, deren Klinge kunstvoll durchbrochen war: „Wer da?“

Statt zu antworten schob die Gestalt nur kurz die Kapuze zurück. Der Soldat erbleichte und trat zur Seite. Bevor sie in die Stallungen huschte, wisperte die Gestalt noch: „Wenn euch euer Kopf lieb ist, habt ihr mich nie gesehen!“

Die Wache nickte hastig, wisperte heiser: „Natürlich, Majestät!“



Zwî-Bölln sprang erschrocken von dem umgedrehten Futtertrog auf, auf dem er resigniert Pause machte. Sein Leben war nicht besser als das, was rauskam, wenn die Esel mit dem Gras fertig waren. Trotzdem mußte man es sich nicht mit dem Oberaufseher verscherzen. Doch herein kam nur eine dunkel verhüllte Gestalt. Sie kam auf ihn zu, strich an ihm vorbei, als hätte sie ihn nicht bemerkt, flüsterte dann aber: „Komm, Zwî-Bölln!“

Zwî-Böllns Herz schlug höher. Es war die Prinzessin, er hatte sie sofort an ihrer Stimme erkannt. Yesil kam zu ihm... zu ihm! Das konnte nur eins heißen: Sie wollte mit ihm fliehen, seine Frau werden. Endlich... er lief ihr nach, stand vor ihr. Da, sie öffnete den Mund. Er würde sich zögerlich geben, damit sie sein Verlangen nicht zu sehr erkannte. Starke Frauen mochten keine kurzentschlossenen Männer. Jetzt hatte sie ihn gefragt.

„Oh, ich weiß nicht recht...“, antwortete er ihr.

Yesils Gesicht, das er nun im Schatten der Kapuze erahnen konnte, verdunkelte sich: „Was war das, Narr?“ fragte sie und ihre Stimme nahm einen drohenden Unterton an. „Natürlich

werdet ihr in die Ostländer reisen. Das war keine Bitte, es war ein Befehl, ein Befehl eurer Prinzessin.“

Der Narr wurde bleich. Yesil hielt nur mit Mühe ihren Unmut zurück. Was bildete sich diese Witzfigur ein? Nun ja, da sie sich auf ihn verlassen mußte: „Versteht mich nicht falsch, Zwî-Bölln. Es ist unabdingbar, daß ihr in einer höchst geheimen Sache nach Elek-Mantow reist, einer Stadt in den Ostländer, und dort einen Brief abliefern. Hier, nehmt!“

Sie reichte ihm eine Lederschutzhülle, in der sich eine Pergamentrolle befand.

„Ihr werdet sie Inigo Bellodores übergeben, und nur ihm persönlich. Er lebt in der Unterstadt. Sagt ihm, ihr wartet auf Antwort und wenn ihr diese erhalten habt, kehrt ihr so schnell wie möglich hierher zurück!“

Die Enden des Schnurrbartes des dünnen Mannes zitterten vor Aufregung und seine Wangen färbten sich rot. Ein Glänzen und Funkeln erschien in seinen Augen: „Warum habt ihr mich ausgewählt, oh Prinzessin?“

‘Weil ihr entbehrlich seid, euch keiner vermißt und man keine Verbindung zwischen uns finden kann!’, schoß es Yesil durch den Kopf, aber das konnte sie ihm natürlich nicht sagen... also sprach sie und versuchte ihre Lüge nicht deutlich werden zu lassen, immerhin wollte sie den armen Narren nicht verletzen: „Weil es eines mutigen und verschwiegenen Mannes bedarf, diesen Auftrag auszuführen. Und wen sonst sollte man nehmen, wenn nicht euch?“

Zwî-Böllns Brust blähte sich ein wenig auf und er nickte bestätigend.

Yesil fuhr fort: „Gut, hier sind 100 Goldsonnen, damit solltet ihr sicher nach Elek-Mantow und zurück kommen. Und hier noch einmal 500, welche ihr dem Mann übergeben werdet. Wißt ihr noch seinen Namen?“

Wie von der Sehne geschnellt kam die Antwort: „Inigo Belladeros!“

„Bellodores, er heißt Inigo Bellodores, merkt es euch! Und denkt auch daran, daß niemand davon erfahren darf!“

Der Narr nickte.

Etwas mulmig war ihr schon, diesen Mann mit einem Brief an ihren Liebsten zu betrauen, aber was sollte sie tun? „Dann macht euch so schnell wie es möglich ist auf euren Weg!“ sagte sie noch, dann huschte sie wieder hinaus.

Zwî-Bölln war stolz. Ein Geheimauftrag der Prinzessin. Endlich hatte man seine Qualitäten erkannt. Hoherhobenen Hauptes drehte er sich herum, um zu neuen Heldentaten aufzubrechen und... fiel über eine Schubkarre der Länge nach auf die Nase.

So kam es, daß Zwî-Bölln, Unterhalter der königlichen Tiere, sich aufmachte nach Elek-Mantow.

2. KAPITEL

IN DEM ZWÎ-BÖLLN SICH AUFMACHT NACH ELEK-MANTOW ZU REISEN, MANTOWIN LERNT, SEINE KLINGE ÜBERREICHT BEKOMMT, EIN LEBEN RETTET UND SCHLIEßLICH DIE STADT ERREICHT.

Zwî-Bölln betrachtete sich noch einmal im Wasser der Tränke. Er war schon ein imposanter Anblick. Seine kräftige, straffe Gestalt gehüllt in golden-rote Roben, ein dunkelblauer, kunstvoll verzierter Umhang mit silberner Schnalle umwallte seine blonden Locken und brachte sie prächtig zur Geltung. Das ganze hatte ihn einiges seiner Reisebörse gekostet, aber das mußte sein. Sogar die Enden seines Bartes standen spitz nach oben, wie es sich für eine Respektperson wie ihn gehörte. Er wandte sich um, warf den Mantel über die Schulter und erstarrte. Täuschte er sich, oder lachten diese Viecher plötzlich? Tatsächlich wieherten und schnaubten die Stalltiere - fast als würden sie lachen. Zwî-Bölln kniff den Mund zusammen und bewegte die Lippen pikiert hin und her, daß seine Schnurrbartenden auf und ab wippten. Böse blitzte er die Tiere an. Was bildete sich dieses proletenhafte Zugvieh denn ein.

Er bemerkte nicht wie die linke Bartspitze jeglichen Halt verlor und wippend nach unten fiel. Ein letztes Mal blickte er sich um und holte dann mit einer weiten Geste aus: „Leb wohl Schmach, ich ziehe aus, um Abenteuer zu erleben!“

„Aber doch wohl nicht in diesem Aufzug!“ erscholl eine kratzige Stimme hinter ihm.

Er drehte sich herum und machte einen Schritt nach hinten. Vor ihm stand ein Monstrum von Weib, zwar einen Kopf kleiner, aber mindestens fünfmal so breit wie er. In ihrem Gesicht prankte eine Nase, die als Erker zu beschreiben schmeicheln hieße. Darunter wucherte der dichteste Damenbart, den zu sehen Zwî-Bölln jemals das Pech hatte. Es war die Hauptzofe der Prinzessin. Böse Zungen, an denen es am Hofe niemals mangelte, behaupteten, sie wäre nur durch den Mord an den anderen Zofen dazu geworden - sie hatte sich angeblich draufgesetzt.

Zwî-Bölln schluckte zweimal: „Was meint ihr, ich...“

„Gebt euch keine Mühe! Ich weiß bescheid.“ keifte die Zofe dazwischen. „Eine Branntwein-idee ist das! Sie kann uns beide den Hals kosten, wenn das rauskommt.“

Zwî-Bölln wurde bleich und umfaßte seinen Hals mit beiden Händen: „Den... Hals?“ Er schluckte noch einmal.

Die Zofe nickte und ihre drei bis fünf Kinne schwabbelten mit klatschendem Geräusch hin und her: „Ja! Wenn der Herrscher von dem Brief erfährt: Krrgh!“ dabei streifte sie mit dem Daumen über die Speckschichten unter denen sich ihr Hals verbergen mußte.

Zwî-Bölln wollte etwas erwidern, brachte aber nur ein Krächzen hervor.

„Deswegen, damit keiner etwas merkt, werdet ihr das hier tragen!“ Sie zauberte unter ihrem rosa Kleid ein einfaches weißes Hemd, eine nicht minder einfache Lederhose und Reiterstiefel hervor und warf ihm das Ganze vor die Füße: „Los, zieht das an! Und diesen anderen Kram gebt ihr zur Vorsicht mir!“

Gehorsam nahm Zwî-Bölln das Bündel auf und blickte die Zofe auffordernd an.

„Was ist?“ fauchte diese.

„Ich werde mich nun ankleiden!“

„Nur zu!“

„Ähnm, wollt ihr zuschauen?“

„Du hast nichts, was ich nicht schon prächtiger und größer gesehen hätte, Bohnenstange!“

Zwî-Bölln schnaufte schockiert auf. Was bildete sich dieser Fleischberg ein.

„Wendet euch gefälligst ab, ihr lüsternes...“, die Worte blieben Zwî-Bölln im dürren Hals stecken, als die Zofe ihn am Kragen packte und an sich heranzog: „Nicht in diesem Ton Jüngchen!“

Zwî-Böllns Bartspitzen zitterten. Trotzdem drehte sie sich um, nachdem sie den Narren abgestellt hatte. Der beeilte sich, die Kleider zu wechseln. Aus einem trotzigen Gedanken heraus löste er die silberne Brosche von dem Umhang und klemmte sie an den Gürtel. Er konnte gerade noch das Hemd darüber werfen, bevor das Monster sich umwandte: „Na bitte! Jetzt her mit dem anderen Zeug.“

Mit dem Ausdruck echten Bedauerns schaute Zwî-Bölln dem schmucken Gewand hinterher, daß nun in den weiten Falten des rosa Kleides verschwand.

„Und, nun...“, zischte die Zofe und nahm eine Kette vom Hals, an der ein schmuckloses rundes Medaillon aus Gold hing, „legt das an!“

Zwî-Bölln hob abwehrend die Hände: „Nicht, daß ich euch beleidigen wollte, aber mir liegt wirklich nichts an einem Andenken an euch!“

„Narr!“ grunzte die Frau und ihr Ton machte klar, daß sie es nicht als Berufsbezeichnung meinte. „Dies ist ein Werk des Hofmagus. Mit diesem Medaillon versteht ihr die Sprache der Ostländer, dieses Mantowin und seine Abarten. Wie wolltet ihr denn sonst mit den Leuten da sprechen?!“

Zwî-Bölln hob die eine Hand: „Öhm..“, senkte sie wieder, verschränkte beide Arme: „Ähm...“ und ließ sie dann herunterhängen.

„Jetzt los mit euch! Die Wache wird euch durchlassen. Vor dem Tor wartet ein Pferd auf euch!“

Mit diesen Worten schob sie Zwî-Bölln, keinen Widerstand duldend, aus der Tür. Draußen war finsterste Nacht. Er verbeugte sich noch einmal leicht zu der Zofe und huschte dann zum Tor.

Die Wache blickte ihn an und gleich wieder weg.

Als sie erneut zu ihm schaute, er wartete nun unter der Fackel, zwinkerte er ihr zu.

Sie blickte wieder weg und dann noch einmal hin. Zwî-Bölln zeigte auf sich, dann auf das Tor und ließ Zeige- und Ringfinger eine Gehbewegung nachahmen.

Die Wache blickte wieder weg, dann wieder hin, entnervt als Zwî-Bölln wieder wild Zeichen machte: „Geht endlich, bevor man uns erwischt!“ zischte sie schließlich. Zwî-Bölln nickte, verschwörerisch, lief los und stieß dabei mit dem Fuß gegen einen Schemel. Erst als er zum Mannschlupf des schweren Tores hinaus war, fiel der Schemel um, kullerte ein Stück und stieß mit einem lauten, gongartigen Klang gegen einen vergessenen Schild. Die Wache zuckte zusammen und hätte fast aufgeschrien. Noch lange danach hörte man sie leise Gebete murmeln.

Draußen bestieg Zwî-Bölln den rassigen Hengst, der auf ihn wartete und preschte los, leider nicht ganz in die Richtung, die Zwî-Bölln vorgesehen hatte. Er galoppierte mitten in den dunklen Wald. Zwî-Bölln hüpfte hilflos auf und ab. Es schien, als wolle er auskundschaften, wieviel Luft er zwischen sein Hinterteil und den Sattel bringen konnte.

„In die andere Richtung...“, war das letzte, was die Wache von ihm hörte und sie war sehr froh darüber...



Dieser Klepper war zum Weinen. Seit einigen Tagen, er hatte vergessen zu zählen, versuchte er den Gaul dazu zu bringen nach Osten zu reiten, aber statt dessen ritt er kreuz und quer. Er konnte nur hoffen, daß dieses Pferd ihn zumindest ungefähr in die richtige Richtung trug. Zu allem Überfluß hatte es auch noch angefangen zu regnen und der schlechte Weg auf dem er sich befunden hatte, war nun nur noch ein langgestrecktes Schlammloch. Der Gaul war schon die ganze Zeit noch nervöser gewesen als er normalerweise schon war. Zwî-Bölln hatte alle Hände voll zu tun, sich trotz des Sturmes auf dem Pferderücken zu halten. An Lenken war nicht zu denken.

Plötzlich flammte der Himmel auf, und mit einem lauten Knall schlug ein Blitz in fast unmittelbarer Nähe des Reiters ein, so nah, daß die Luft brandig roch und Zwî-Böllns Haare sich aufstellten. Das Pferd wieherte erschrocken auf, stieg auf die Hinterbeine. Zwî-Bölln wurde aus dem Sattel gerissen und flog durch die Luft. Mit lautem Klatschen landete er im Matsch.

Als er sich wieder aufrappelte, war sein Reittier längst verschwunden. Gerade als er einen lauten Fluch loslassen wollte, erfaßte ihn eine starke Böe und warf ihn, die Nase voraus, zurück in den Matsch. Kurz überlegte sich Zwî-Bölln, ob er nicht einfach liegen bleiben sollte. Doch dann raffte er sich erneut auf. Immerhin wartete da draußen irgendwo ein Abenteuer auf ihn. Also straffte er sich so gut es ging, tiefend naß, matschbedeckt und den Mund voller Dreck... Ein Bölln, so hatte sein Vater immer zu sagen gepflegt, ein Bölln läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Immerhin stammte er aus einer guten Familie! Also schwoll seine Brust noch ein Stück weiter an, er warf den Mantel mit einer eleganten Bewegung nach hinten. Er war bereit es mit allem aufzunehmen. Schon beim nächsten Schritt erfaßte ihn eine starke Windböe und warf ihn erneut in den Schmutz. An manchen Tagen fühlte Zwî sich so müde...



Der Thronsaal war leer, bis auf zwei Gestalten, dem kräftigen König auf seinem Thron und einem untersetzten Mann zwei Sprung⁴ vor ihm, am Fuße der schlichten Treppen. Er hatte Knie und Kopf gebeugt und lauschte aufmerksam den Worten seines Königs. Sein narbengeziertes Gesicht zeigte keine Regung.

Critschaks Stimme war von Ungeduld und Zorn unterlegt: „Wer weiß, was sie ihm in diesem Brief alles offenbart... Heeresstärke, geheime Truppen... Nicht nur einem gemeinen Bürger muß sie ihre Schwärmereien widmen, nein auch noch einem Nushq'qai... Wie oft schon hat sich dieses Gesindel als Spion herausgestellt. Rator, du wirst den Narren abfangen. Mach mit ihm, was du willst. Den Brief bringst du mir. Diesen Schänder königlichen Blutes schalte aus. Wer weiß, auf was für Ideen er kommt. Yesil mag nur aus dem Schoß meiner Mätresse entsprungen sein, aber dennoch ist sie mein Kind. Eile dich, der Narr hat einige Tage Vorsprung.“

Rators grausame Züge umspielte ein Lächeln. Er würde seinen Imperator nicht enttäuschen! Dasselbe Lächeln trug er, als er auf das bereitstehende Pferd sprang und losgallopierte. Er würde das eine oder andere zuschande reiten müssen, aber das war es ihm wert.



Es war später am selben Tag, als Zwî-Bölln vor sich auf der Dreckpiste, die er in Ermangelung einer anderen Bezeichnung noch immer Straße nannte, einen schwarzen Punkt sah. Der Regen hatte aufgehört und war durch einen kühlen Wind ersetzt worden, der den tapferen multorischen Boten bis auf die Knochen auskühlte. Seine Zähne klapperten, daß seine Bartspitzen munter auf- und niedergeworfen wurden. Der Punkt wurde größer, je näher er kam und entpuppte sich als Wagen. Der Kutscher, ein kleiner, untersetzter Mann aus den Ostländern, dessen dicker Wanst von einer speckigen Lederschürze nur mäßig bedeckt wurde, stand neben dem Wagen und fluchte. Gegen die Kälte schützte ihn ein fadenscheiniger grauer Mantel. Das rechte, hintere Rad des Kastenwagens war in einem tiefen Matschloch stecken geblieben und scheinbar von dem Kutscher nicht mehr zu bewegen. Der war gerade dabei angekommen, was Rubarek, der dreiköpfige Kinderfresser, alles mit dem Erbauer dieser Straße anstellen sollte, als er Zwî-Bölln entdeckte: „He! He, Du da!“. Obwohl Zwî-Bölln noch nie in seinem Leben ein Wort der östlichen Dialekte verstanden, geschweige denn gesprochen hatte, war ihm klar, was der Mann gesagt hatte. Als er nun antwortete, wurden die Worte, die er in seinem Geiste formte, in fremde Laute verwandelt. Zwî-Bölln hoffte nur, daß der Mann auch wirklich das verstand, was er sagen wollte. „Ja, werter Herr? Womit kann ich von Diensten sein?“

Zwî-Bölln war sich bewußt, daß er so wie er war, matschbedeckt, naß und durchgefroren, keinen sehr guten Eindruck machen mußte, versuchte aber, so würdevoll wie möglich zu wirken. „Hilf mir den Wagen rauszuziehen!“

Zwî hob beide Augenbrauen. Dieser Mann schien nicht zu wissen, wen er vor sich hatte: „Verzeiht, aber ich bin Zwî-Bölln, Meister der...“

Er wurde unwirsch unterbrochen: „Ja, ja, Grulm mein Name, jetzt mach schon. Du bist schon dreckig wie ein wildes Schwein. Da macht dir das bißchen mehr auch nichts mehr aus. Also schieb!“

Der Multorer war so verduzt, daß er sich ohne weiteres Reden daran machte, den Wagen zu schieben. Überdies, warum nicht etwas Größe und Gnade zeigen. Wer sich mit den einfachen Leuten gut stellte, der hatte nie zu leiden, hatte seine Großmutter Ru-Bölln immer gesagt. Während der Kutscher also nun mit Schimpf und Fluch seine Pferde antrieb, stemmte sich Zwî-Bölln mit all seiner Kraft gegen den Wagen. Einige Zeit, in der Zwîs Gesicht langsam die Farbe einer reifen Beere annahm, passierte gar nichts. Zwî-Bölln ließ also ein wenig locker,

⁴ Sprung = multorische Maßeinheit, entspricht zwei Meter.

um sich dann mit Schwung erneut gegen den Wagen zu werfen. Das Rad kam los, der Wagen schoß ein Stück nach vorne, und Zwî fiel der Länge nach, die Arme nach vorn gestreckt, in den Matsch - wieder einmal. Als er sich endlich aus dem Loch herausgekämpft hatte, nun auch Haar und Gesicht schmutzbedeckt, stand Grulm am Rand und lachte aus Herzensgrunde: „Köstlich siehst du aus, wirklich! Nun weiß ich, warum du ohnehin schon dreckig warst. So was ungeschicktes...“

Zwî-Bölln vergaß seine Wut und erfreute sich an dem Lachen des Kutschers. Er beschloß dem Mann trotz all dem die Ehre zukommen zu lassen, seinen besten Witz zu hören. Also wischte er sich notdürftig die dicksten Klumpen Dreck ab und fragte dabei: „Warum geht das Huhn über die Straße?“

Der Kutscher lachte noch immer, zuckte nur mit den Schultern.

„Weil...“, Zwî-Bölln machte eine spannungssteigernde Pause, „es auf die andere Seite will!“

Das Lachen des Mannes erstarb und er blickte Zwî zweifelnd an. Dann schüttelte er stirnrunzelnd den Kopf und sagte: „Ja... wie kann ich dir nur meinen Dank beweisen?! Laß sehen... Wie wäre es mit der Tochter meiner Hand... ach, ich meine natürlich der Hand meiner Tochter?“

Ohne Zwîs Antwort abzuwarten, rief er mit erschütternd lauter Stimme: „Ralda, zeig dich du faules Stück!“

Die Läden am einfachen Wagen öffneten sich und eine Frau von erlesener Abscheulichkeit kam zum Vorschein. Sie stützte die Hände unters warzenbedeckte Doppelkinn und klimperte mit den Augenlidern.

Zwî-Bölln verneigte sich kurz, Höflichkeit war ihm anezogen, wandte sich dann aber hastig an den Vater der Schreckschraube: „Das ist, glaube ich, nicht nötig und wäre wohl auch zuviel der Ehre.“

„Hmja“, grummelte der Kutscher enttäuscht, „hab ich mir gedacht. Wäre ja auch zu schön gewesen.“

„Aber“, wagte Zwî-Bölln in Hinsicht auf seinen mit dem Pferd davongerittenen Proviant und leeren Magen anzuführen, „wenn ihr etwas Brot und Wein...“

Wieder blieb sein Satz unvollendet, da ihm Grulm das Wort abschnitt: „Nichts da! Viel zu teuer. Kauf dir selber was. Aber ich weiß: Ich gebe dir ein prächtiges Schwert, hat schon der Freundin des Vaters der Erzfeindin des Großvater meines Onkels gehört. Wo hab ich es denn.“

Grulm stöberte in dem Kasten unter seinem Wagen und zog nach einigem Suchen tatsächlich ein Schwert hervor: „Ist so gut wie neu. Nehmt es und gehabt euch wohl!“

Zwî blickte begeistert auf das Breitschwert in seiner Hand, das in einer schmucklosen Scheide steckte. Tatsächlich... ein Schwert. Sein Schwert. Nun ging es bergauf mit ihm, er wußte es. Fast nahm er das Rappeln des Wagens nicht wahr, als dieser sich wieder in Bewegung setzte. Sein Schwert. Er umfaßte den Griff und zog es feierlich heraus, streckte es gen Himmel. Doch plötzlich erschrak er. Was war denn das? Dieser prächtigen Waffe fehlte ja die Spitze. Ganz unvermittelt endete die Klinge in einem gerade Strich. Erstaunt blickte Zwî sich um. War sie vielleicht zu Boden gefallen? Nein. Er rüttelte an der Scheide. Tatsächlich, ein leises Klirren verriet ihm, daß sich das fehlende Stück wohl hier befinden mußte. Er ließ es herausrutschen und hielt beide Teile des Schwertes in der Hand. Was nun? Na, ihm würde schon etwas einfallen. Sehr viel besser gelaunt, wenn auch immer noch kalt, müde und hungrig, machte er sich wieder auf den Weg.

In einem Gasthaus am Weg konnte er seinen Proviant wieder auffrischen und erreichte schließlich die Gebirge der Ostländer, wo sich der stetige Regen zu Schnee verlor.



Was hatten sie sich da nur wieder eingebrockt. Es hatte eine ganz normale Wanderung werden sollen. Nur Roger Tyriôn, dessen Ledergeschäft heute geschlossen blieb, und seine Gefährtin. Sie waren gut vorangekommen. Tyriôn liebte es, desweilen in den kargen Bergen zu spazieren.

Heute jedoch war ihm das Glück nicht hold. Als er sich gerade frech ein Küßchen stahl, brüllte vor ihnen etwas auf. Roger wirbelte herum, zog seine lederne Peitsche vom Gürtel und hielt Ausschau. Plötzlich landete vor ihm, keinen Tritt⁵ entfernt, ein riesiger Berglöwe. Roger blickte in grüne Augen, wollte ausholen, als ein Prankenhieb ihm auch schon die Peitsche aus der Hand schlug. Seine Geliebte schrie auf und Roger hätte es ihr wohl gleichgetan, hätte ihn nicht sein Stolz daran gehindert. Langsam, vorsichtig wichen sie zurück, bis ihre Rücken sich gegen den kalten Stein preßten. Der Weg war hier von hohen Felswänden gesäumt, fast wie in einer kleinen Nachahmung der Schlucht. Der Löwe pirschte geschmeidig näher, bewegte sich pendelnd, grollte. Dann sprang er...



Der Schweiß stand Zwî-Bölln im Gesicht. Jetzt lief er seit dem frühen Morgen schon bergauf. Wenn er lief, wurde ihm heiß, wenn er stand, machte ihn die kalte Luft fröstelnd. Erschöpft stöhnte er auf. Nein, jetzt konnte er nicht mehr. Er mußte sich ausruhen. Erschöpft lehnte er sich gegen einen Felsen - der nachgab! Er rutschte weg, Zwî landete auf dem Hosenboden und konnte dem polternden Stein nur noch nachschauen. Er fiel in eine Art Schlucht, die aber zu tief war, als daß Zwî-Bölln ihren Boden hätte sehen können. Plötzlich krachte der Stein auf und ein lautes Brüllen war zu hören, das von den Wänden der Schlucht widerhallte.

„Oh-oh. Was hab ich nun wieder gemacht?“ schoß es Zwî durch den Kopf. Er hatte doch hoffentlich keinen verletzt?



...und wurde von einem großen Felsbrocken getroffen, der in die Schlucht herunterstürzte. Er brüllte ein letztes mal auf, dann blieb er regungslos liegen, das aufgerissene Maul keine zwei Hand⁶ vor Rogers Füßen. Er lief nach vorne, um zu sehen, was den Stein wohl veranlaßt hatte herunterzukommen, und sah einen hageren Mann mit flachsblondem Haar in einfachen Sachen. Er winkte ihm, zeigte seiner Begleiterin, wo ihr Retter zu suchen sei, und machte sich dann daran, schnell die Wand hinaufzusteigen.



Zwî-Bölln war auf das Äußerste erschrocken. Da unten waren ja Menschen. Scheinbar hatte der unglückselige Stein einen von ihnen getroffen. Was sollte er bloß machen? Da, jetzt zeigte der Mann auf ihn, und eine Frau kam auch noch. Jetzt stieg er die Wand hinauf. Kein Zweifel, man wolle ihn zur Rechenschaft ziehen. Doch sein Auftrag war zu wichtig, er mußte sich der Verantwortung entziehen. Also lief er los. Hinter sich hörte er den Mann noch rufen: „Heda! So wartet doch!“

Er lief unbeirrt weiter, antwortete aber mit einem gekeuchten: „Bedauere - keine - Zeit!“



Als Roger endlich am Ende der Schlucht angekommen war, war der Mann verschwunden. Auf sein Anrufen hatte er nur spärlich geantwortet. Sich am Kopf kratzend blieb er stehen.

⁵ Tritt = multorische Maßeinheit, entspricht 50 Zentimeter.

⁶ Hand = multorische Maßeinheit, entspricht 10 Zentimeter.

Was für ein edler Mann, floh er doch sogar vor seinem rechtmäßigen Dank. Ein wirklich edler Mann...



Es war früher Abend als Zwî-Bölln unter sich endlich die tiefe, schwarze Schlucht und die beiden Stadtteile sah, die sich wie Wasser faßt über ihren Rand ergossen. Zwî verharrte auf dem schmalen, schneebedeckten Pfad und musterte die Stadt - ha! Stadt... Kaum mehr als ein Dorf, verglichen mit Multor. Nun ja, für Yesil... Unterstadt hatte sie gesagt. Also wohl die Stadt, die vom Betrachter gesehen unten lag. Schade, die andere machte einen viel freundlicheren Eindruck. Aber für sein gutes, multorisches Geld würde er wohl überall gut zu residieren wissen. Er schritt den Pfad herunter, ein Gefühl großen Stolzes in der Brust. Er hatte es geschafft, Elek-Mantow lag vor ihm!

3. KAPITEL

IN DEM ZWÎ-BÖLLN INIGO BELLODORES SUCHT, ABER DAS UNGLÜCK FINDET, ZUM
EHRENMITGLIED DER STADTWACHE ERHOHEN WIRD UND ZUM MEISTER DES SCHWERTES
AUFSTEIGT.

Elek-Mantows Unterstadt erschien Zwî-Bölln nicht sehr ausgesucht. Er fragte sich, was eine königliche Tochter wohl von einem Mann wollte, der hier lebte. Es mußte sich wohl um etwas sehr Wichtiges handeln, wenn es jemand freiwillig auf sich nahm, zur Tarnung hier zu leben. Aber ansonsten hätte man ja auch nicht ihn ausgewählt. Ein triumphierendes Lächeln setzte sich in seinem Gesicht fest.

„He, was grinst'n so?“ Die Stimme war aus einer dunklen Gasse neben ihm geklungen. In der Tat kam es Zwî so vor, als würde die gesamte Unterstadt nur aus dunklen Gassen bestehen.

„Wie meinen?“ erkundigte er sich höflich.

Fünf Gestalten in Lumpen kamen in das Licht der Monde. Ihre schmutzigen Gesichter blickten grimmig drein, und ihre Hände spielten mit böse aussehenden, scharfen Messern. Trotzdem war Zwî-Bölln fest entschlossen, sich vom ersten Eindruck nicht täuschen zu lassen.

„Ich hab gefragt, wasse so grinsen tus!“ fuhr ihn der augenscheinliche Anführer an.

Zwî lächelte weiter: „Ich befinde mich sozusagen in ausgesprochener Hochstimmung, werte Herren. Ihr könntet das eurige dazu beitragen und mir mitteilen, wo ich wohl die Unterkunft eines gewissen Ginio Lerobores finde.“

„Wir wer'n schon was dazu beiträg'n. Los Jungs!“

Die fünf Burschen drangen auf ihn ein. Zwî-Bölln war völlig überrascht. Im Nu war er niedergedrungen und ein Schlag mit dem Messerknauf auf den Kopf ließ ihn benommen werden. Er fühlte forschende Hände an seinem Körper. Gerade als einer der Männer ihm die Kette vom Hals reißen wollte, erscholl von irgendwoher eine Stimme: „Jeder ist gleich vor Hesvite und was immer man im Wachen verbricht, Hesvite wird es im Schläfe zu richten wissen!“

Die fünf jungen Männer blickten sich an, erbleichten und einer jappste: „Yanec!“ Dann waren sie im Nu verschwunden. Starke Arme hoben den noch immer benommenen Yanec auf die Beine und stützten ihn. Als sich sein Blick wieder klärte, schaute er in ein bärtiges, freundliches Gesicht, das ihn aufmunternd anlächelte: „Wird es denn gehen?“. Zwî-Bölln nickte zögernd. Neben der Gestalt in schwarz und rot, deren breite Brust von einem Harnisch geschützt wurde, stand eine bezaubernde junge Dame. Sie war in purpur gekleidet und trug langes, helles Haar, das im Licht silbern glänzte, zu einem Zopf geflochten.

Der Mann klopfte Zwî-Bölln noch einmal auf die Schultern, vergewisserte sich, daß er nur einen Schreck und eine Beule davongetragen hatte, und ging dann mit geschmeidigen Schritten weiter, die Frau an seiner Seite.

Zwî erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. Mit einem erschrockenen Aufschrei tastete er nach seinem Beutel - weg. Mit allem Geld. Auch die Brosche war verschwunden. Zwî-Bölln traute sich gar nicht nachzusehen - auch der Brief. Verzweifelt blickte er sich um, suchte den Boden nach seinen Habseligkeiten ab, wollte das Offensichtliche nicht wahrhaben... Dann schrie er verzweifelt auf.

Im Nu waren Yanec d'Ibsico und Uleanor Silberfarn wieder bei dem seltsamen Mann, den sie gerade gerettet hatten. Yanec legte ihm besorgt die Hand auf die Schulter: „Was habt ihr denn?“

Zwî-Bölln blickte den Mann aus verzweifelten Augen an: „Mein Geld, meine Sachen, der... der...“, rechtzeitig besann er sich der Warnung Yesils, daß keiner von dem Brief erfahren dürfe, „etwas sehr Wichtiges - alles weg!“

Yanec nickte verständnisvoll: „Nun, mein guter Freund, ich befürchte damit müßt ihr euch abfinden. Was das Rattenloch einmal verschluckt hat, gibt es so bald nicht wieder her!“

„Aber... es war sehr wichtig für mich!“

Yanec klopfte erneut beruhigend auf Zwîs Schulter: „Das glaube ich euch wohl. Habt ihr denn die Gesichter der Männer gesehen? Nein? Auch habt ihr wohl nichts Bedeutendes an oder bei ihnen feststellen können? Wieder nein? Dann befürchte ich, gibt es wenig Hoffnung.“

„Nun ja, ich kann sie wohl sehr gut beschreiben. Sie waren in Lumpen gekleidet, schmutzig im Gesicht und hatten gemeine Augen.“

„Das gilt für die Hälfte der Leute hier.“ rutschte es Uleanor heraus.

Ein strafender Blick ihres Begleiters ließ sie erröten: „Auch wenn Uleanor manchmal etwas vorschnell ist, spricht sie die Wahrheit.“

„Dann muß eben die Wache für mein Recht sorgen!“ ereiferte sich Zwî-Bölln.

Die beiden Diener Hesvites blickten sich an und dann ihn. Yanec schließlich war es, der fragte: „Ihr seid noch nicht lange hier, nicht wahr?“

Zwî schüttelte den Kopf: „Merkt man mir das an?“

„Nun gut, wenn ihr euch besser fühlt, geht zur Wache. Ihr findet sie an der Garnison am Rande der Schlucht, immer in dieser Richtung. Aber erwartet nicht zuviel. Und nehmt das, ihr werdet heute Nacht ein Bett brauchen, um euch von dem Schreck zu erholen.“

Zwî-Bölln schaute auf die silberne Münze, die Yanec ihm in die Hand gedrückt hatte. „Ich danke euch, aber ich werde mein eigenes Geld in Kürze wiedererlangen, brauche also - trotzdem dank - das eure nicht!“

Der Ritter machte keine Anstalten das Geld zurückzunehmen: „Sicher, sicher! Bis dahin behaltet zur Vorsicht meines. Ich bin überzeugt, ihr werdet es mir in Bälde zurückzahlen.“ Zwî entging der gutmütige Spott in Yanecs Stimme, der schon vielen falschen Stolz gesehen und geduldet hatte.

So trennten sich die drei, die einen auf der Suche nach anderen Bedürftigen, um im Sinne der BOTSCHAFT Gutes zu tun, der andere um die Garde um Hilfe zu ersuchen.

Es dauerte nicht lange, bis er die hohen Mauern erreichte, welche die Garnison umringten. Hinter ihnen sah er Licht, doch vor dem geschlossenen Eingangstor standen zwei Wachen, die Hellebarde fest in der Hand, die Haltung eher schlaff. Sie warfen sich von Zeit zu Zeit Schimpfworte zu, aber auch das eher gelangweilt.

„Sohn einer rüudigen Hündin“

„Äh, verzeiht?!“ versuchte sie Zwî-Bölln auf sich aufmerksam zu machen.

„Das hatten wir schon dreimal, du dotternde Sumpfschnecke.“

„Dotternd gibt es nicht, Nasenlecker“

„Verzeiht?!“

„Ha, Nasenlecker, Nasenlecker... Du Vogelfick...“

„Haaaloo!“ rief Zwî und sprang auf und ab. Beide Wachen ließen voneinander ab und wandten sich erfreut einem Opfer zu, an dem sie gemeinsam ihren Unmut über den Unterstadt-

dienst - noch dazu in der Nacht, noch dazu vor dem Tor! - auslassen konnten. In inniger Vorfreude machten sie gar einen Schritt nach vorne.

Der Größere, der Nasenlecker, sprach: „Hör auf zu krakeelen. Was will er denn?“

„Man, werte Gardisten, Hüter der Ordnung, hat mich bestohlen.“

„Und?“

„Ich hoffte, daß ihr mir helfen würdet, das Unrecht aufzuklären...“

Das gemeinsame, laute Gelächter der beiden Wachleute verwunderte Zwî. Dann wurden sie beide wieder ernst, und die Sumpfschnecke war nun an der Reihe: „Vergiß es, zisch ab und sei froh, daß wir dich nicht festnehmen!“

Zwî zuckte erstaunt zurück, zwirbelte seinen Schnurrbart hoch und starrte die Männer mir zitternden Bartspitzen an. Sie waren nicht sehr beeindruckt, von eingeschüchtert ganz zu schweigen. Eine der Bartspitzen fiel nach unten, als Zwî einen Schritt nach vorne machte: „Wenn ich bei der Garde wäre, ich würde dort hinein gehen und die Schuldigen finden. Jeder Bürger dieser Stadt ist doch mit Sicherheit froh, der ehrenwerten Garde zu helfen, Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten.“

Unglücklicherweise entging Zwî das böse Lächeln, das die beiden Wachen austauschten. Einer von ihnen, dessen Mutter angeblich aus dem Tierreich stammen sollte, nahm seinen mit dem Wappen der Stadt bestickten Gürtel ab und kam auf Zwî zu. Den Gürtel wollte er für diesen Spaß gerne opfern: „So? Na dann: Hiermit ernenne ich dich kraft meines Amtes zum Mitglied der Stadtwache. Gehe hin, und tue Gutes. Dies ist das Zeichen der Wache.“ Er band Zwî den Gürtel um die Stirn, das Wappen nach vorne. „Jeder wird begierig sein dir zu helfen. Also geh, und hol dir deine Sachen wieder.“

Einmal mehr war Zwî erstaunt. Aber wenn diese Männer meinten, er wäre der Richtige...

„Nur eins noch...“

Beide schauten ihn an.

„Mein Schwert. Es ist... nun ja... kaputt, die Spitze brach ab. Und als Gardist brauche ich doch eine Waffe...“

Der Vogelliebhaber forderte: „Zeig her.“ Als Zwî-Bölln ihm die zerbrochene Klinge reichte, wies er auf einen Klumpen, der am Boden lag. Er roch ziemlich streng, und Zwî hätte schwören können, das ihm diese Masse aus dem Stall in Multor noch bekannt war. Trotzdem folgte er den Anweisungen der Wache und propfte ein Stück der Masse auf die untere Hälfte des Schwertes und steckte die Spitze darauf.

„Ich sage dir“, versprach der Gardist, „wenn das trocken ist, das hält wie Eisen!“

Der andere ergänzte: „Genau, aber jetzt mußt du dich sputen, Kamerad, sonst sind die bösen Buben mit deinen Sachen über alle Berge. Bevor ich es vergesse: Bring’ den Gürtel morgen früh wieder, dann werden wir dir deinen Sold auszahlen. Immerhin sollst du ja nicht umsonst dem Recht dienen!“

Zwî nickte und machte sich stolz auf den Weg. Vorsichtig steckte er das Schwert, das nun etwas unangenehm roch, wieder in die Schwertscheide. Er hörte das Gespräch der beiden Wachen nicht mehr, die sich kichernd anschauten: „Meinst du er schafft es?“

„Ja - bis zur nächsten Ecke...“

Erneutes Gelächter scholl durch die Nacht, bis aus einem Haus in der Nähe eine Stimme laut Ruhe forderte. Die Wachen kicherten noch einige Zeit verhalten, dann verflog ihre Heiterkeit.

„Warzenschwein!“

„Charachküsser“

„Atamanenfreund“

„Das nimmst du zurück!“

„Niemals“

„Schlappschwanz“



Zwî-Bölln stolzierte durch die Stadt. Irgendwas war ihm seltsam vorgekommen an dem Gespräch, aber er konnte nicht den Finger darauf legen. Egal - jetzt würde er dafür sorgen, daß der Gerechtigkeit genüge getan würde. Aufrecht ging er durch die dunklen Straßen, die nur ab und an durch helle Steifen beleuchtet wurden, wo aus einem Haus das Licht nach draußen drang. Er war noch nicht lange unterwegs, als ihn starke Hände ergriffen und in eine Sackgasse schleuderten. Nur hüpfend und springend konnte Zwî verhindern, das er auf den Boden fiel. Die Gasse wurde von drei kleinen Häuschen gebildet. Es waren die fünf Burschen, die ihn schon früher am Abend heimgesucht hatten. Einer von ihnen blieb vor den Häusern stehen und achtete darauf, daß sich niemand einmischte. Zwî bemerkte, daß an seinem Gürtel die Rolle mit dem Brief hing. Na ja, er würde sich später mit ihm befassen müssen, jetzt sprach ihn einer der anderen an: „Also, Stinker! Da sin wir wieda. Du has noch was, wassich will!“ Zwî-Bölln richtete sich zu seiner vollen Größe von fast einem Sprung auf und blickte stolz auf den kleinen Dieb herunter: „Gut, daß ich euch treffe. Ich fordere meine Sachen zurück, in Namen von dem hier.“ sagte er und tippte sich an die Stirn.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, zogen alle vier Gauner ihre Messer. Auch Zwî zog mit zitternder Hand sein Schwert. Tatsächlich zögerten die Diebe, niemand wollte der Erste sein, Gefahr laufen aufgespießt zu werden. Zwî-Bölln lächelte überlegen. Da aber löste sich die Spitze der Klinge und fiel mit dumpfem Geräusch in den schmutzigen Schnee. Einer der Diebe lachte auf und drang auf Zwî ein, der ängstlich einen Schritt zurück machte. In die Bresche, die er dadurch ließ, fiel von oben eine dunkel gekleidete Gestalt. Sie trat dem Angreifer zwischen die Beine und riß das Knie hoch, als er zu Boden ging. Seine Nase brach krachend. Ein Wurfmesser erschien aus dem Nichts in der Hand des Schwarzgekleideten, sauste silbern durch die Luft und traf den zweiten Gauner in den Hals. Bevor dieser noch ganz zu Boden gesunken war, röchelnd und den Griff des Messers umklammernd, hatte der geheimnisvolle Mann schon den dritten mit einer Art langem, schweren Dolch mit Korb durchbohrt, den er dann nach hinten gedreht in den am Boden Knienden ramnte. Zuletzt schlug er mit dem Korb der Waffe auf die Hand des letzten Räubers, der daraufhin sein Messer fallen ließ. Als es klirrend den Boden erreichte, blickte der Mann bereits aus glasigen, gebrochenen Augen nach oben. Zwî schüttelte verwirrt den Kopf. So schnell wie alles geschehen war, hatte er kaum etwas mitbekommen. Nun blinzelte ihm sein schweigsamer Retter aus hellen, grauen Augen zu und war so schnell und leise, wie er gekommen war, wieder verschwunden.

Der letzte Dieb hatte mit einem Lächeln dem Stöhnen und dem Kampflärm gelauscht und blickte jetzt um die Ecke. Er hatte erwartet, seine Gefährten über dem flehenden Fremdländer stehen zu sehen. Statt dessen mußte er sehen, wie der dürre Mann mit einem Schwert in der Hand über den Leichen seiner Kumpanen stand. Das Blut wich aus seinem Gesicht und er rannte, rannte so schnell er konnte. Diese unscheinbare, lächerliche Gestalt mußte ein wahrer Meister des Schwertes sein. Der Dieb würde alle seine Kumpanen vor diesem Mann warnen.

4. KAPITEL

IN DEM ZWÎ-BÖLLN GEFAHR LÄUFT DEN FREUDEN DER KÖRPERLICHEN LIEBE ZU VERFALLEN,
DEN DIEB STELLT, ZUM MEISTER DER MAGIE AUFSTEIGT UND SCHLIEßLICH INIGO FINDET.

Es war mittlerweile finsterste Nacht. Das Schwert war mit einigen klebrigen Beeren notdürftig repariert. Zwî zitterte noch immer ob der Erfahrung der Sterblichkeit, die ihm eben zuteil ge-

worden war. Sicher war er der dunklen Gestalt dankbar, daß sie ihn rettete, aber gleich alle zu töten... Noch dazu so kalt und ausdruckslos, sogar mit einem Schmunzeln auf den Lippen. Es lief Zwî-Bölln kalt den schmalen Rücken herunter. So wurde er sich auch der Verfolgerin nicht gewahr, die schon seit einigen Minuten auf seinen Fersen war. Nun stahl sich ein bezauberndes Lächeln auf ihre Züge, in dem aber auch eine Spur grausamer Spott lag, und sie bog in eine der vielen schmalen Gassen ab. Sie kannte sich aus im Rattenloch und so war es ein leichtes für sie den dünnen Multorer zu überholen und vor ihm, wie zufällig wieder hervorzukommen.

Zwî blickte mit freudigem Erstaunen auf die Dame, die sich vor ihm aus den Schatten löste und mit schwingenden Hüften auf die nächste Gasse zuing. Ihr hübsches, rundes Gesicht mit hochstehenden Wangenknochen wurde von einer wahren Mähne roten Haares umrahmt und ihre Augen, die eine Mischung aus blau und grün waren, schienen in einer eigenen Flamme zu glühen. Sie warf ihre Haare mit einer Bewegung des Kopfes nach hinten und blickte ihn an, die vollen, sinnlichen Lippen teilten sich zu einem bezaubernden Lächeln. Zwî-Bölln spürte ein Kribbeln in seinem Bauch, das nach überall hin ausstrahlte, vor allem aber nach unten. Er konnte nicht anders als diese - Stute - er wußte auch nicht wie er darauf kam - mit interessierten Blicken zu betrachten. Sein Blick wanderte über ihre Schultern, ihre immense Brust, deren süße Massen nur mühsam von dem engen aber trotz der Kälte dünnen, roten Kleid gehalten wurden, über ihre runden Hüften bis zu ihren bezaubernden Beinen, auf die das sehr kurze Kleid vollen Blick gewährte. Ihre Füße steckten in ebenfalls roten Stiefeln, deren Absätze verlängert schienen.

So schritt, nein wehte sie also vor dem armen, unschuldigen Zwî dahin um plötzlich mit dem Fuß zur Seite wegzuknicken und schmerzerfüllt aufzuschreien. Bevor Zwî es sich versah war er bei ihr und bot ihr seinen Arm an. Dankbar lächelnd nahm sie ihn und stützte sich darauf. Jede Berührung sandte warme Schauer durch Zwîs Körper.

Die viel kleinere Frau lehnte sich gegen ihn und achtete sorgsam darauf, daß er den Druck ihrer Brüste gegen seinen Bauch gut spürte. Dann sprach sie und ließ ihre Stimme zittern: „Ich danke dir! Oh, ich bin ein so ungeschicktes Mädchen... Wenn du nicht dagewesen wärest, ich wäre wohl hingefallen.“

Zwî wollte etwas sagen, brachte aber nur ein: „Gng!“ heraus

Die Frau redete weiter: „Mal sehen, oh, Glück gehabt. Er ist nicht kaputt.“ Sie beugte sich vor und inspizierte ihre Schuhe. Zwîs Blick wurde fast magisch von den beiden Hügeln angezogen, die sich in das Mieder ergossen und nun sacht vor und zurück wippten. Als sich die Frau wieder aufrichtete, wandte Zwî schnell seine Augen ab und spürte innerlich fluchend, wie sich seine Wangen rot färbten.

„Du kannst mich Yssa nennen.“ sagte die Frau nun und streckte ihm die Hand zum Kusse hin. Zwî ergriff sie mit zitternder Hand und preßte seine Lippen darauf. Wieviel lieber hätte er sie gepackt, an sich gezogen und ihre Lippen geküßt, dabei mit der Hand versucht die Massen ihrer Brust zu bändigen, sie zu kneten, ihr das Kleid bis zum Bauch herabzuziehen und auch ihren Busen mit Küssen bedeckt...

„Herr? Ihr könnt meine Hand nun wieder loslassen.“ zog Yssa ihn auf, drehte dabei aber scheu den Kopf zur Seite und errötete, als habe sie seine Gedanken erraten.

Zwî richtete sich schnell wieder auf. Yssa kicherte albern, schmiegte sich dann wieder an ihn und blickte von unten an ihm hoch, wobei sie die Hand wie zufällig an seinem Oberschenkel hinaufstreichen ließ, als sie ihn erhob um sich eine Strähne aus dem Gesicht zu streichen: „Es ist mir fast peinlich, aber meinst du, du könntest mich noch nach Hause bringen? Mit diesem verletzten Fuß würde ich es wohl nicht schaffen. Und wenn mir jemand etwas böses will...“

Der Multorer nickte eifrig und Yssa hätte fast laut losgelacht, so gierig-dümmlich war sein Gesichtsausdruck. Die Unschuldigen waren doch immer am unterhaltsamsten, sogar - oder besser gerade - für einen Sukkubus wie sie.



Arm in Arm, wobei Yssas Brust immer wieder Zwîs Arm streifte und wonnige Schauer hervorrief, gingen sie durch die Unterstadt. Yssa führte ihn in eine kleine Hütte, dessen Besitzer sie gestern verführt hatte und der heute schon auf dem Weg in die Berge war, um den Bergkristall zu suchen, um den sie ihn gebeten hatte. Was für ein Spaß! Sie traten ein, und kaum waren sie in dem einzigen, kleinen Raum, die Tür war fast geschlossen, da wand sich Yssa auch schon mit schlangenartigen Bewegungen aus ihrem Kleid, stand nun in rotem Mieder, die Stiefel an den Füßen vor Zwî und lächelte breit, als dieser zu ersticken drohte. Keuchend stand er da, rang mit sich, ob er sich abwenden sollte, brachte es aber nicht über sich. Er drohte ohnmächtig zu werden, als diese vielen neuen Eindrücke sich den Weg in seinen Kopf bahnten.

Yssa kniete sich auf das Bett, bewegte ihr Becken vor und zurück, knetete mit einer Hand zärtlich ihre Brust, streckte dann Zwî-Bölln die andere hin: „Komm schon!“

Zwî machte mit sich ringend einen Schritt nach vorne. Dann einen weiteren. Wieder einen - da wurde die Tür aufgerissen: „Raburim, bist du hier?!“ rief eine Stimme und sofort danach: „Bei den Göttern, der Schwertmeister.“

Zwî warf einen erstaunten Blick über die Schulter und sah gerade noch, wie der fünfte der Schurken sich umdrehte und weggrannte. Wie zerrissen stand er da, blickte abwechselnd auf den leeren Türrahmen und das gefüllte Mieder, machte einen kleinen Schritt zur einen, dann

zur anderen Seite. Schließlich aber siegte doch, wenn auch nur knapp, sein Pflichtgefühl. Er stammelte eine Entschuldigung und lief zur Tür hinaus. Das er Yssa mit schmollendem Gesicht auf dem Bett zurück ließ, entging ihm ebenso wie ihre verwunderte Äußerung: „Das ist mir ja noch nie passiert!“



Rator blickte sich anerkennend um. Das war also Elek-Mantow... gut, gut! Hier wäre es ein Leichtes, den Narren und diesen Inigo Bellodores auszuschalten, niemand würde sich darum scheren, was mit ihnen geschah. Rator war sich in diesem Punkt sicher, er kannte Stadtteile wie diesen, war in einem ähnlichen aufgewachsen. Er trug seine Satteltaschen über der Schulter, sein letztes Pferd war eine Stunde von hier tot zusammengebrochen. Wenn der Narr auch nur einigermaßen zügig vorangekommen war, mußte er trotzdem schon mindestens eine Woche Vorsprung haben. Das würde die Sache erschweren, aber nicht sehr. In jeder Stadt gab es ein paar Leute, die mehr wußten, als andere. Diese gedachte er zu finden. Schon nachdem er einige Augenblicke durch die Straßen gestrichen war, fand er eine Schenke, die seinem Zweck dienlich schien: Ein schmutziges Haus, über dessen Eingang ein rostiges Schild in Form eines zweischneidigen Schwertes hing. In den Dachfirst waren abgebrochene Klingen eingelassen. Rator betrat den Raum und schaute sich um. Kämpfer, Gesindel, Huren beiderlei Geschlechts. Hier war er richtig! Zielstrebig ging er auf den Wirt zu, einem schmutzigen Kerl mit nur einem Arm. „Heda, Wirt! Bier und...“ , er senkte seine Stimme und beugte sich vor: „Wen fragen, wenn einen suchen?“. Zum Glück hatte er einige Fetzen Mantowin aufgeschnappt, als er vormals in dieser Gegend unterwegs gewesen war.

Der Wirt stellte ihm das Bier vor die Nase und verstohlen wechselten einige Kupfermünzen multorischer Prägung den Besitzer.

„Nun“, wisperte der Wirt zurück, „das kommt immer ganz darauf an, wen ihr sucht. Ist er arm, fragt ihr Almir ibn Sedalesch. Ist er reich, wendet euch an Kim-Lo. Ist er irgendwas anderes, sucht ihr am besten Corwin Dery. Zur Not aber bleiben immer noch die Straßenbälger, die sich Hesvites Schatten nennen.“

Rator nickte und sein rechtes Auge zuckte nervös. Das tat es immer, wenn die Vorfreude über einen kommenden Fang zu groß wurde. Er kratzte sich über eine Narbe an der Stirn und nickte erneut: „Wo Corwin Dery?“

Elmar Einarm lachte rau auf, daß die alte Vettel, die mit ihm hinter der Theke stand, erstaunt aufblickte: „Das weiß niemand so genau. Aber er ist wie die Pest. Immer wenn man denkt, man ist sie los, taucht sie auf und macht Ärger. Heut war er noch nicht hier. Wartet doch einfach bei mir, bis er kommt.“

Wieder nickte Rator und richtete sein Wehrgehänge, damit er sich setzen konnte.

Tatsächlich war ihm das Glück hold. Schon zwei Biere später, für die Einarm gnadenlos abkassierte, öffnete sich die Tür und ein junger Mann trat ein, blickte sich nervös um und stieg mit einem Fuß die Stufe am Eingang hinunter, nur um sie gleich wieder rückwärts zu ersteigen und endlich dann doch einzutreten. Er wirkte, als suche er jemanden, nein eher als fürchte er jemanden. Dann steuerte er zielstrebig auf einen Tisch zu, an dem ein Hüne in rot-schwarzer Rüstung neben einem jungen, nur wenig kleineren Hallakinen saß.

Einarm wandte sich an Rator: „Das ist der Mann, den ihr sucht!“

Ohne ein weiteres Wort erhob er sich und steuerte auf Dery zu, der sich nun, nach einem entschuldigenden Lächeln zu dem Mann mit dem Brustpanzer, an den Hallakinen wandte und ihm etwas ins Ohr flüsterte, wobei er nervös von einem Fuß auf den anderen trat. Seine Hände spielten dabei versonnen miteinander. Der Hallakine nickte, ein kleiner Beutel wechselte den Besitzer. Als Corwin Dery gehen wollte, stand plötzlich Rator vor ihm: „Wir reden!“ Corwin erbleichte kurz, als er den breiten Mann vor sich sah, dessen Narbengeflecht ihn grausam an Kam Tak erinnerte - mögen die Götter seiner schwarzen Seele gnädig sein.

„Ich versichere Euch, was immer geschehen ist, es war nicht meine Schuld, vor allem - ich denke wir können uns gütlich einigen, sicherlich und überdies...“

Rator machte seiner Tirade ein Ende, indem er ihn herumwirbelte und auf einen Stuhl warf. Corwin verzog den Mund. Warum behandelten ihn eigentlich alle Leute so? Jetzt fingen auch schon die damit an, die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Der Mann hielt ihm eine Goldsonne unter die Nase. Das sah ja schon besser aus.

„Suchen Mann, Multor. Groß, hellhaar, so...“, Rator ahmte einen Schnurrbart nach.

Corwins Augen blitzten auf: „Hager, einfache Sachen, Umhang, bißchen trottellig?“

Rator nickte.

„Breitschwert, ein Meister damit?“

Rator zuckt mit den Schultern.

„Den findet ihr im Augenblick wohl im nördlichen Teil des Rattenloches - diesem Teil der Stadt“, fügte er hinzu, als er den fragenden Ausdruck auf dem grobschlächtigen Gesicht des Mannes sah. „Versucht es in der Nähe der Schmiede, da hat man ihn vor kurzem mit einer hübschen Frau gesehen!“ schloß er und schnappte sich die Münze.



Zwî stürmte durch die Gassen, den Schritten des Diebes folgend. Zwar machte er auf seinen Stelzenbeinen eine wirklich lächerliche Figur, aber dennoch holte er auf. Schon bald sah er den Dieb vor sich. Also bog er in einem Geistesblitz ab und zog den Dieb einige Gassen weiter hinein, wie man es vorher mit ihm gemacht hatte. Schnaubend vor Atemnot und Wut stand er vor diesem, der ihn ängstlich, aber nicht minder außer Atem anstarrte. Die ersten Augenblicke konnten sich beide nur anschauen, weil sie zu wenig Luft zum Reden hatten. Dann aber brachte Zwî-Bölln mühsam hervor: „Gib mir meine Sachen wieder, du Schuft!“

Der Dieb dachte an das viele Geld in seinem Beutel. Und dieses Pergament trug ein multorisches Siegel und war bei den richtigen Stellen sicher auch eine Menge Sonnen wert. Nein, davon konnte er Jahre leben, das würde er nicht wieder hergeben.

„Nein!“ sagte er darum schlicht.

„Na gut... Du läßt mir keine andere Wahl.“ Zwî zog sein Schwert. Der Dieb erbleichte, bewaffnete sich aber seinerseits mit einem Messer. Beide bemerkten die Zuschauer nicht, die sie mittlerweile bekommen hatten.

Die beiden umkreisten sich einige Zeit, dann drohte Zwî ein weiteres Mal: „Ich warne dich, zwing mich nicht etwas zu tun, daß wir beide bereuen würden!“

Sein Gegenüber wurde um noch eine Nuance grauer, faßte aber sein Messer fester. In diesem Moment neigte sich die Spitze des Schwertes ein wenig, ließ sich von Zwî-Böllns flehendem Blick nicht erweichen, und fiel ganz zu Boden. Auf multorisch fluchend bückte sich Zwî danach. Der Andere nutzte seine Chance und wollte zustechen, fiel dann aber plötzlich um, genau in dem Augenblick, als Zwî seine Schwertspitze wieder erhoben hatte. Die Umstehenden raunten und einer sprach das Wort aus, das alle dachten - Magie!



Ein kleines Mädchen stand mit dem Rücken gegen eine Wand gelehnt da und blickte mit großen Augen auf die Münze in ihrer Hand. Eine Goldsonne... eine GOLDsonne. Ein breites, strahlendes Lächeln erschien auf ihrem schmalen Gesicht und ihre braunen Augen strahlten. Heute hatte Bintsel wirklich Glück gehabt. So reich hatte dieser Schnösel gar nicht ausgesehen. Ein bißchen hinfallen, ein bißchen weinen und schon hatte sie seine Münze gehabt. Eine Goldmünze! Die anderen Schatten würden staunen und heute nacht würde Hesvite ihr sicher schöne Träume schenken. Sie lachte leise auf und träumte schon jetzt ein bißchen, was sie sich alles von dem Geld leisten könnte: Fleisch, Kleider, Süßigkeiten und natürlich diese wunderschöne Puppe, die sie bei Romina in ihrem Ramschladen gesehen hatte. Romina war

eine von den netten Großen, sie würde ihr sicher nicht viel Geld dafür abnehmen... Übermütig schnippte sie die Münze hoch... und mußte erschreckt mitansehen, wie sich eine hornige Faust darum schloß und in der Rückwärtsbewegung hart in ihr Gesicht geschlagen wurde. Sie schrie auf, schlug mit dem Kopf zu Boden. Sie schmeckte Blut.

Rator lachte dreckig auf, schnippte nun seinerseits die Münze in die Luft und drehte sich noch einmal zu dem kleinen Balg um. Soviel Geld war nicht gut für ein Kind, gar nicht gut. Was war er doch für ein Wohltäter. Noch immer grinsend lutschte er das Blut des kleinen Mädchens von seinen Knöcheln. Ha, köstlich! Nichts war besser als der Schmerz kleiner Kinder. Wenn er zurückkehrte, würde er sich einige Sklavenbälger bringen lassen - zur Belohnung.

Als er noch versonnen dem Krachen von jungen Knochen lauschte, das in seinem Geiste schon erscholl, rannte plötzlich ein Mann an ihm vorbei, wenig später verfolgt von einem düren Mann, dessen Beine irgendwie schneller zu sein schienen als der Rest des Körpers. Er hatte strohblonde Haare, einen Gürtel um den Kopf, sein Umhang flatterte hinter ihm her und seine Schnurrbartspitzen flatterten auf und ab wie eine Möwe im Wind. Das mußte sein Opfer sein! Er rannte hinterher. Wenig später schon stellte der Narr den, den er verfolgt hatte. Rator schwang sich in der Nähe auf ein Dach. Das war schon fast zu einfach, er würde ihm einfach von hier aus in den Rücken schießen. Er breitete seine Utensilien aus und hatte im Nu die kleine Armbrust zusammengebaut, deren Sehne aus echtem multorischen Stahl bestand, ebenso wie die Bolzen, auf die er besonders stolz war. Sie waren aus einem Stück gefertigt, statt der anfälligen Federn fanden sich schmale, angeschliffene Stücke Metall, so daß der Bolzen meist vollständig in den Körper des Opfers eindrang, obwohl die Armbrust so kräftig nicht war. Er legte sorgsam an, jetzt bewegten sich die beiden. Enttäuscht öffnete er das Auge wieder, das er zum Zielen zugekniffen hatte. Ah, jetzt. Der Narr stand mit dem Rücken zu ihm, der Andere dahinter. Rator schoß. Im selben Moment bückte sich der Narr. Der Bolzen verfehlte ihn, traf stattdessen den Dieb in die Brust, der ohne einen Ton zu Boden ging. Verdamm!



Von allen Anwesenden war Zwî-Bölln wohl am erstauntesten. Er hatte nichts getan, und doch war sein Gegner besiegt. Es ließ sich keine Ursache für seinen Tod finden. Wahrscheinlich hatte er ihn zu Tode erschreckt... ja, das mußte es sein. Er konnte aber auch ein schrecklicher Bastard sein, wenn er wollte. Er blickte sich um und schaute in ehrfürchtige Gesichter. Mit wippendem Schritt ging er zu dem Dieb, nahm sich das Geld, nur ein Fünftel, das übrige hatte er im Schreck bei den anderen Dieben gelassen, und vor allem preßte er den Brief der lieblichen Yesil an seine Brust. Das Bild ihrer schlanken Gestalt aber blähte sich in seinem Geiste auf, ihre Brüste schwellen, ihre Hüfte verbreiterte sich und ihre Kleider wurden durchschimmernd, sie hüpfte auf und ab. Wütend schüttelte Zwî den Kopf, doch es wollte ihm nicht gelingen Yssas Bild aus seinem Kopf zu verbannen.

Nun mußte er nur noch diesen Oginio Rebolores finden. Es war schon fast zu einfach! Also räusperte er sich und verlangte zu wissen, ob einer von den Anwesenden diesen Herren kenne. Einer gab ihm zu verstehen, daß er von einem Giniu wisse, der an der Schlucht wohne und das höre sich schließlich so ähnlich an. Ob er einen zweiten Namen habe, wisse er allerdings nicht zu sagen. Zwî dankte ihm und machte sich auf den Weg.

Keiner der Beobachter, noch die Fledderer bemerkten das kleine Loch in der Brust des Diebes und den roten Fleck, den sein Leder aufgesogen hatte.

Im Osten färbte sich bereits der Himmel heller, die Sonne würde bald aufgehen und die ohnehin verblassenden Monde gänzlich verbannen. Also wandte sich Zwî nach Norden, um die Spalte zu suchen. Auf dem Weg las er ein Stück Schnurr auf und bastelte eine komplizierte Konstruktion, welche die Spitze seines Schwertes an Ort und Stelle halten sollte.

Er konnte die Spalte kaum verfehlen und fand auch tatsächlich nach weiterem befragen einer müden Seele die Hütte des Giniu. Mit kräftigem Pochen machte er sich bemerkbar. Von drinnen kam ein Grummeln. Er klopfte erneut und die Tür öffnete sich, ein verschlafenes Gesicht mit strubelligen Haaren erschien.

Zwî donnerte ein gutgelauntes: „Einen guten Morgen wünsche ich. Seid ihr Giniu Rellodores?“

Der Mann blinzelte ein, zwei mal, bevor er antwortete: „Giniu schon, das andere nicht, was gibt es?“

„Heißt ihr vielleicht ein bißchen anders? Riboleros? Belldoreros? Lodoreiros?“

Immer wieder schüttelte der arme Mann den Kopf und scheuchte Zwî schließlich fort mit einem: „Ihr habt den Falschen, fahrt zu den Dämonen und laßt mich schlafen. Die Nächte sind sowieso viel zu kurz in letzter Zeit!“



„Ich habe ihn gefunden! Er läuft zur Schlucht, ich glaube er verfolgt einen!“ Die aufgeregte Kinderstimme brachte Aufruhr in die kleine Gruppe der Jugendlichen und Kinder. „Er ist auf dem Weg zu Schlucht.“ fuhr Mitarra fort und ihre braunen Augen blitzten in dem Licht der Kerze aufgeregt.

„Auf was warten wir dann noch?“ fragte ein drahtiger Junge mit braunen Augen, die sich aber langsam grün färbten. Im Nu war ein Stilett in seiner Hand aufgetaucht: „Gehen wir hin und schlitzen ihn auf!“

„Ganz ruhig Shahtar. Es war zwar schlimm, was er Bintsel angetan hat, aber wir wollen ihm nur einen Denkkettel verpassen, nicht ihn direkt umbringen!“ Jantaras Stimme war mit Besorgnis gefüllt. Shathar war ihr in letzter Zeit etwas zu blutrünstig. Wer weiß, was aus ihm werden mochte, wenn er weiterhin so sorglos mit anderer Leute Leben umsprang.

Die kleine Bintsel schluchzte: „Genau - schnief - es geht schon wieder, ist gar nicht schlimm.“ aber die Tränen in ihren Augen, die rot leuchtenden Schwellungen und die aufgeplatzte Lippe strafte sie Lügen. Ihre Nase hatte mittlerweile aufgehört zu bluten, aber die untere Hälfte des Gesichtes war noch immer blutverschmiert.

„Gehen wir jetzt endlich, oder was?“ Vermillion war genauso ungeduldig wie ihr Bruder. Ihre roten Haare wehten hinter ihr her, als sie nun auf die Tür zulief. Mit ihr setzte sich die ganze Meute in Bewegung. Hestivites Schatten zogen einmal mehr aus, um im Dunkel der Nacht dem Recht der Kinder zum Sieg zu verhelfen - doch sie mußten sich beeilen, die Sonnenstrahlen drohten schon über den Horizont zu schwappen.



Rator blickte in die Schlucht herunter. Mächtig tief. Vielleicht konnte er den Narr da herunterstoßen, dann würde er noch die Genugtuung seines Schreies erfahren. Sein Opfer sprach gerade mit einem Mann, der keinesfalls Inigo Bellodores sein konnte, war er doch kein Nushq'qai, sondern eher in dieser Gegend hier geboren. Also wartete Rator geduldig, und als sich die Tür wieder schloß, rief er den Narren an.



„Da steht er. Aber er hat ein Schwert, was machen wir da?“ Ramtian, der große Hallakine, fast der Größte der Schatten, klang zweifelnd.

„Kein Problem, ich hab eine Idee. Tjinsha, glaubst du, du kommst an ihm vorbei?“ Jantara wandte sich an die ausgehungerte Gestalt, die hinter ihr im Schatten hockte. Diese nickte nur stumm. „Gut, dann nimm dieses Seil mit, aber mach es so, daß es keiner merkt! Und dann...“



Zwî stand etwas weniger gut gelaunt vor der geschlossenen Tür, als ihn jemand auf Multor anrief: „Heda, Herr. Ich habe gehört, ihr sucht einen Herrn Bellodores, Inigo mit erstem Namen?“

Er wandte sich verblüfft um und sah nah am Rand der bodenlosen Spalte eine Gestalt stehen. Sie war kleiner als er, aber viel kräftiger gebaut. Ihr Gesicht war von einigen breiten Narben entstellt und die Augen glitzerten heimtückisch. Trotzdem ging Zwî-Bölln auf ihn zu: „Dem ist so, ja, in der Tat!“

„Gut, ich weiß, wo ihr ihn findet. Kommt näher, ich kann es euch auf einer Karte zeigen.“

Zwî war noch einige Sprung von der gedrungenen Gestalt entfernt, als eine hagere Gestalt zwischen ihm und dem Mann vorbeisauste. Beide zuckten kurz zusammen, blickten der Gestalt nach, die irgend etwas hinter sich her zog. Dann schüttelten sie gleichzeitig verwundert den Kopf und Zwî kam noch näher.

Beide bemerkten weder die wispernden kleinen Schatten, die nun zur Hälfte auf die andere Seite des Seiles schlichen, noch die wenigen Leute, die nun am Rand der Häuser Position bezogen, um zu beobachten, was der seltsame Mann aus Multor wohl mit Giniu vor hatte.

„Noch einen Schritt näher bitte.“ Zwî tat ihn und konnte gerade noch zurückspringen, bevor ihn ein Dolch in die Kehle treffen konnte. Die blitzende Schneide zischte knapp an seiner Nase vorbei.

In wilder Panik riß Zwî sein Schwert heraus und hielt es vor sich, wich zur Seite aus, näherte sich der Spalte an. Die Spitze stürzte fast sofort zu Boden, als Rator auf ihn eindrang. Verzweifelt bückte sich Zwî nach der Spitze, schützte dabei mit dem Arm seinen Kopf: „Gnade, bitte!“ entfuhr es ihm in seiner Heimatsprache, und da er mit einem der Seinen sprach, versäumte das Medaillon den Ausruf zu übersetzen.

Ein kleiner Schatten hob seinen Arm. Ein Seil strafte sich knapp über dem Boden, von den Umstehenden unbemerkt, und wurde zur Spalte hin gezogen. Rators Beine rutschten unter ihm weg, er prallte zu Boden, sein Schwert überschlug sich blitzend und blieb dann im Schnee stecken. Der Schwung reichte, um den Kopfgeldjäger den Schnee entlang rutschen zu lassen, auf die Schlucht zu. Er krallte seine Finger in den Reif, aber er fand keinen Halt. Erbärmlich schreiend stürzte er und noch lange hallte seine Stimme in der eisigen Schlucht nach.

Die Beobachter waren sich sicher, daß der dünne Mann aus Multor ein Magier sein mußte. Das seltsame Ritual mit der Spitze seiner Waffe, die fremden Worte, die keiner von ihnen verstand. Ein Mann tot, scheinbar ohne Grund, der andere in die Schlucht gestoßen ohne Berührung. Er mußte einfach ein Magier sein!

Die Schatten des gütigen Hesvite standen beklemmt herum. Das hatten sie nicht gewollt. Direkt der Tod war selbst für so einen zu schrecklich, waren sie doch vor Hesvite alle gleich. Nur Shahtar grinste zufrieden: „Oder so! Auch schön.“

Einmal mehr wandte sich Zwî an die Umstehenden und die Ehrfurcht in ihren Gesichter schien erneut gestiegen. Er wußte zwar nicht, wie dies alles geschehen war, aber er war ganz sicher dankbar, daß es geschehen war. Diesmal endlich konnte man ihm sagen, wo er den Gesuchten finden würde. Die Hütte lag fast am Rande der Unterstadt und war einfach, aber sauber. Etwas zögerlicher hob Zwî die Hand, um zu klopfen, als er aber aus dem Inneren eine dunkle Männerstimme leise ein schönes Lied singen hörte, pochte er. Der Gesang verstummte und er hörte eine leise, müde Stimme: „Augenblick, bitte!“ sagen.

Dann wurde die Tür von einem jungen Nushq'qai geöffnet. Seine halblangen, schwarzen Haare waren zerzaust, nur eine Strähne hing glatt in sein Gesicht. Im Arm hielt er einen Säugling, vielleicht zwei, drei Monate alt, mit rotem Flaum auf dem Kopf, in dem sich zwei dunklere Strähnen abzeichneten. Der Nushq'qai blickte Zwî aus halbgeschlossenen Augen an, unter denen sich schwarze Ränder abzeichneten. Die feinen Hände waren von weißen Binden umwickelt: „Hm?“ fragte der Mann. Zwî zögerte erneut kurz, in einem Bett in der Hütte entdeckte er einen weiteren roten Haarschopf.

„Mein Name ist Zwî-Bölln, Meister der Narretei. Ich komme aus Multor“, er hielt die Pergamentrolle hoch, „und bringe Nachricht von der Tochter des Königs, Yesil.“

Im Nu war jede Müdigkeit von dem dunkelhäutigen Mann abgefallen. Er drückte Zwî-Bölln das Kind in den Arm, der es ungeübt hielt, entriß ihm die Pergamentrolle und warf die Tür zu. Zwî stand verduzt vor der Tür, das Kind im Arm, daß ihn aufmerksam ansah und nach seinem Schnurrbart griff. Es entblößte seine ersten, kleinen Zähnen, die beängstigend Spitz waren. Zwî lächelte zurück und fühlte sich seltsam warm ums Herz. Da wurde auch schon die Tür erneut aufgerissen, der verlegen dreinblickende Inigo zog Zwî in die Hütte, nahm ihm das Baby ab und legte es in den Arm der hübschen, rothaarigen Frau, die Zwî schon von der Tür aus gesehen hatte. Diese erwachte langsam und blickte sich um.

„Morgen. Das ist Zwî-Bölln aus Multor, erkläre dir alles später, muß weg!“ ratterte Inigo herunter, drückte Zwî auf einen einfachen Hocker und war verschwunden, nur um in der Tür noch einmal umzudrehen und schnell die Rolle an sich zu reißen.

Zwî blickte perplex auf die rothaarige Frau, die nicht weniger erstaunt zurück schaute. Zwî versuchte ein Lächeln, daß die Frau jedoch nur mit einer angehobenen Augenbraue beantwortete. Zwî ließ das Lächeln fallen.



Inigo war bald wieder zurück, einen Antwortbrief in der Hand. Am liebsten wollte er Zwî-Bölln sofort wieder losschicken, aber Brianne überredete ihn, dem armen Narren erst einmal Ruhe zu gönnen. So verweilte Zwî weitere zwei Tage in Elek-Mantow, lernte die Oberstadt kennen, denn dort quartierte er sich ein. Es möge ihm verziehen sein, daß er dazu das Geld verwandte, daß eigentlich Inigo zugestanden hätte.

Dann machte er sich mit einem neuen Pferd, seinem neuen Schwert, dessen Spitze er nun mit Draht umwickelt und so an der Klinge festgemacht hatte, und dem Brief von Inigo wieder auf den Weg nach Multor. Er ließ eine Stadt zurück, die in ihm einen Meister des Schwertes, der Magie und der Narretei sah, und einen Nushq'qai, der ihn ihm seine Rettung sah.

Zwî sollte noch oft zurückkehren, die Worte der Liebe in seinem Gepäck und die Last der Hoffnung des jungen Paares auf seinen Schultern. Aber das ist eine andere Geschichte, und soll ein andermal erzählt werden.

EPILOG

„Ich wüßte nicht, warum ich Gnade walten lassen sollte.“ Critschaks Stimme war dunkel vor Zorn. „Der Narr hat mich betrogen, hat die geheime Nachricht an die Ostländer geliefert. Wahrscheinlich war meine gesamte Heeresstruktur in ihm verzeichnet...“

„Aber mein Gebieter“, schmeichelte ihm die schlanke Mätresse, „ich habe den Brief gelesen. Es ist das närrische Geschwätz eines jungen Herzens. Wenn sie doch nun einmal für einen Mann weit weg schwärmt, so soll sie. Du solltest diese Flamme nähren, denn solange sie sich für diesen Nushq'qai aufspart, wird ihr kein hoher Herr aus deinem Reich ungewollt die Unschuld rauben und dich damit zwingen sie ihm zur Frau zu geben.“

„Das sagst du nur, weil du Yesils Mutter bist!“

„Und soll ich nicht?“

Ein gütiges Lächeln erschien auf dem Gesicht des Herrschers. Sie war ihm eine liebe Mätresse, nicht die liebste, aber eine liebe: „Doch, du sollst. Nun gut!“ er seufzte schwer, „Der Narr bleibt am Leben und soll meinetwegen ihre albernen Briefe in den Osten bringen. Aber ich will nicht, daß Yesil erfährt, daß ich es billige.“ Die Frau nickte und küßte die Hand ihres Königs, der auf sie niedersah.

„Und sie wird heiraten, wen ich für sie auswähle!“

André Wiesler

Rot I

Während der Nacht

»Wer ist nun diese „Dame in Rot“? Wir wissen im Grunde nichts über sie, außer, daß sie existiert. Auch ihr Wohnsitz ist uns bekannt: ein von Nebel verhülltes Schloß am Fuß der Spalte, welche die Stadt Elek-Mantow in zwei Hälften zerteilt. Viele Magier, mich eingeschlossen, haben sich bemüht, mit ihr in Verbindung zu treten, aber sie scheint an einem Austausch nicht interessiert...
«

Aus einem Vortrag von Meister Bemerinshaakmul in Multor

»Wir sind die einzig wahren Fremden vor und aller Zeit... «

Atamanische Erkenntnis

Das Feuer verharrte. Vor ihm weitete sich das dunkle Lodern der Halle. Schwelender Marmelstein und flüssiges, rotes Gold, eine kühle Glätte, welche die Flamme reizte, die sich scheu hinter einer weinschwarzen Arkade verbarg.

So eine niedere Flamme wie sie durfte sich eigentlich nicht dem hohen Saal der Meisterin nahen, was nur den alten Gluten der inneren Erde gestattet war; aber die flackernde Kälte dieser Räume, in denen die Herrin hofhielt, war unwiderstehlicher als ein ganzer Schwefelherd. Und die Meisterin hatte Besuch, oh Besuch: vor Stunden waren die Stühle in den Saal getragen worden, nicht die beschworenen Stühle aus Dryadenhaar, sondern richtige, echte Stühle aus echtem Holz, das zu verzehren ein herrliches Vergnügen... oh still, frevelhaftes Glimmen, einen Stuhl der Meisterin...

Und jetzt hatte sie den Gast hineingeführt - also, ein wunderschöner Mann, beim Bart der Mutter Magma, so ganz in loderndem Rot und von einer Blässe wie frisch verglühte Kohle, ob er ein Verwandter war, ein Abstammling vom hohen Volk der Meisterin...? Aber nein, er war so - abstoßend, dann doch, wie Regenwasser - die Flamme witterte, daß sie nicht näher kommen könnte, ohne das ihrer zauberischen Natur Schreckliches widerfahren wäre... So schön und doch so fern...

Die Meisterin hatte sich niedergelassen und auch er saß, fast vertraulich, und ohne, daß die Herrin sich auf einer erhöhten Warte niedergelassen hätte, und sie sprachen leise miteinander, als gäb es es großes zu bereden...

Ach, war das alles aufregend! Das Feuer huschte durch die Adern der Marmorwände, einen fahlen Glimmstrich hinter sich herziehend, und umschmiegte geduckte den Kapitell einer Säule aus Rosenquarz.

„Gestattet mir, hohe Dame“, erklärte der Bleiche gerade auf eine leise Frage der Meisterin, „daß ich die Umstände meines unfreiwilligen Kommens“ - ein dünnes Lächeln - „euch so darlege, wie sie sich mir selbst darstellen: nämlich“, fuhr er auf ein aufmunterndes Nicken der Herrin fort, „bin ich wohl einem Anschlag eines *Iri'kaskul*⁷ zum Opfer gefallen...“

Die Herrin wölbte überrascht die Braue. „Einer Von-den-Mäulern?“

„...die sich selbst in dieser Stadt nach ihrer hiesigen Mutter die Kinder Sahajs nennen. Deren Anwesenheit schon zuvor mir aufgefallen war, die ich indes zu meiden suchte, bis sie selbst die Auseinandersetzung suchten!“

⁷ Iri'kaskul (I'Yat, Sprache der Atamanen) = Von-den-Mäulern

„Seit der letzten dieser - Auseinandersetzungen mit den Atamanai dachte ich, hätten die Vonden-Mäulern sich wohlweislich von euch entfernt?“

Der Rote nickte. „Seit den Tagen in Kasra wichen sie uns aus, wo sie nur konnten!“

Das Feuer verstand nichts von alledem.

„Allerdings“, sagte der Rote, „dünken sie sich in *Elece-Mantáu*⁸ viel stärker als damals in Kasra. Die *Iri'kaskul Sahaj* ist sehr kühn und hat weitreichende Pläne!“ Er lächelte, als die Flambertin eine wegwerfende Geste tat, und ging darauf auch nicht weiter ein, als hätten sie sich verstanden, welche Bedeutung jenen „weitreichenden Plänen“ in ihren Augen beizumessen sei. „Nun aber“, nahm er seine Erzählung wieder auf, „ist einer ihrer Bankerts vormals Angehöriger eben des Baldsterblichen-Schlages gewesen, der für Geld sich zum Henker über



dem Geldgeber unliebsame Personen aufschwingt: Kam Tak...“

„Der Rekschat mit der Flamme!“ klatschte die Flambertin da fast erfreut in die Hände.

„...und Meuchelmörder von Ruf! Der Selefra-Tempel hielt es für angebracht, einen solchen mit meiner Wenigkeit zu betrauen, nachdem ich und die Anbeter der düsteren Wolke in der Vergangenheit aneinandergeraten und sonstige Attentate auf mich fehlgeschlagen waren.“ Er hielt kurz inne. „Jedenfalls lauerte er mir vor einer Woche des Nachts auf, und zwar mit einem Blasrohr, das Dornen des südländischen Luatra-Kaktus verschoß. Er beabsichtigte durchaus, mich damit zu spicken!“

„Der Schelm!“ lachte die Flambertin, die durch die Geschichte offensichtlich bestens unterhalten wurde. „Gift mag zwar sehr geschmackvoll sein als *Venea sht'dyor*⁹, war aber in diesem Fall wohl eher ungeeignet!“

Der Rote schmunzelte. „Atamanische Medizin war in der Tat nicht Teil seiner Ausbildung, sonst hätte er unser giftsi- cheres Blut auf andere Weise zu vergießen versucht. Jedenfalls spielte ich mit - schon aus Neugier, wer da so fragwürdig an mir Anteil nimmt - und sank mit

⁸ Elece-Mantáu (I'Yat) = Elek-Mantow

⁹ Venea sht'dyor (vergessene Sprache) = Geschenk der Witwe

ohnmachtsheischendem Seufzen formvollendet nieder“, er verbeugte sich sitzend in Richtung der Meisterin, die tatsächlich an dieser Stelle applaudierte, „um dann, als er mit gezücktem Dolche nahte, mir an die Kehle zu gehen, aufsprang und den Überraschten niederwarf. Trau schau wem... Ich aber wußte genau, mit wem ich zu schaffen hatte, denn beizeiten hatte ich ihn erkannt...“

„Erkannt, Euer Liebden?“ warf die Herrin ein und ersparte dem gebannt lauschenden Feuer die Entdeckung, wäre dieses doch beinahe zischelnd mit der gleichen Frage herausgeplatzt.

„Schon früher, ich habe es nicht erwähnt, *cusa val*¹⁰, war ich ihm begegnet und seine Augen, in denen sich eine ausgelöschte Seele spiegelte, verrieten mir seine wahre Natur. So also konnte ich schnell genug meinen Stab auf seinen Bauch drücken, bevor er sich wieder erheben konnte. Ich sprach dann auch ganz ernsthaft mit ihm: „Junger Von-den-Mäulern, rühre dich nicht; der Dorn an meiner Spitze ist ein Han-Tau, ein Stab des weiterfressendes Schmerzes. Du solltest wissen, daß multorische Nashörner, die von diesen Dornen fressen, schier unmittelbar verenden, und ein kleiner Stich hiermit würde sich durch dein Maul fressen wie scharfe Säure!“ Da wurde er still und ließ sich belehren - ein Blinken in den stumpfen Augen wie bei einer Zackenechse, in einer Jägerschlinge verfangen - er solle ein Treffen seiner Mutter mit mir in die Wege leiten und sich unterstehen, meine Nachricht nicht zu überbringen! Er zog ab...“

Die Herrin reichte ihm einen fein mit Rubinen verzierten Kelch und hob auch den ihren gegen ihn, als er nippte, um sich zu erfrischen. „Er wird euch munden, Euer Liebden“, meinte sie nachdenklich; während sie den Pokal zum Munde führte, beobachtete sie ihn genau. Es war weniger die Miene, die es verriet, als daß er keinerlei Regung auf den Wein zeigte: aus den Kellern der Botschaft von Horsa in Hallakin, die vor fünfzig Jahren in Flammen aufgegangen war, als die Pest im Lande die Leute gezwungen hatte, sich Sündenhammel zu suchen - die Wahl war auf die Atamanen gefallen. Die Flambertin hatte damals zwei Fässer aus dem Feuer gerettet, mehr aus einer Laune heraus, denn aus besonderem Grunde.

Der Atamane hatte verstanden... Wenngleich er es taktlos fand - *seht ihr, was ihr verloren habt* - ging er nicht darauf ein. Die Flambertin vom zweiten Volke vertrat eine andere Ansicht zum Umgang mit den Baldsterblichen als die Atamanai, das dritte Volk. *Ich würde mir das nicht gefallen lassen*, hieß das... Aber dieser Streit war älter als er und vielleicht sogar älter als sie, er auf jeden Fall würde ihn hier nicht zur Sprache bringen: „Ganz vorzüglich“, erwiderte er kühl den neugierigen Blick der Flambertin, „erdig und kraftvoll...“

„...und von innerem - Feuer“, lächelte die Rote.

Kurz blickte er auf seine Gastgeberin - kurz - dann lächelte auch er: „Erlaubt mir, daß ich fortfahre!“

Sie nickte.

„In einer der darauffolgenden klaren Nächten traf ich auf die Sahaj. Sie zeigte sich mir schon von weitem - sie kam ein wenig zu spät - und das Mondlicht schimmerte auf ihren weißen Kleidern wie auf silbernem Schmuck. Geradewegs, zierlichen Schritts glitt sie die üble Gasse hinab auf mich zu.

Ich begegnete ihr mit der angemessenen Kälte, wie es einer Ausgeburt vom Irrweg der Dinge gebührt: „Ihr kommt spät!“ „Habt ihr mich so sehnsüchtig erwartet, Schlangenaugen?“, antwortete sie leichthin, und entblöbte ihre weißen Zähne, die wie Perlen auf einer rosigen Frucht lagen. Den Baldsterblichen mochte sie als wunderschönes Wesen erscheinen und ihr Leib war durchaus geschmackvoll ausgestattet - indes galt es den eklen Gallert, Schleim und Unrat zu bedenken, der unter dieser schlanken Haut gärte. „Sehnsucht ist das falsche Wort“, sagte ich also, „Euer Betragen ist, erwartungsgemäß, dem Ernst der Lage unangemessen!“ „So ernst seht ihr die Lage?“ lachte sie, ihr Blick war bei allem Liebreiz tückisch. „Und ihr habt recht -

¹⁰ *cusa val* (l'Yat) = Ich bitte vielmals um Verzeihung

sie ist ernst... Schlangenauge!“ Sie umstrich mich wie eine rollige Katze, wohl noch forschend, wie weit sie gehen konnte. „Wenn ihr mir nicht aus dem Wege geht...“, hauchte sie mir ins Ohr, „...oder wollt ihr mir gar nichts aus dem Weg gehen, nicht mehr...“ „

Der Rote schnupperte am Wein. „Ich sage Euch, hohe Dame“, sagte er dann, „sie begann mich ziemlich unziemlich zu berühren...“

„Eiei“, spottete die Meisterin, „eine wirklich sehr, sehr kühne Metze! Und?“

Der Rote grinste. „Zweifellos wollte sie mich umgarnen - was mir begann zu gefallen, weniger ihrer Bemühung wegen, als des Spieles, das ich mit ihr nun trieb. Sie meinte ernsthaft, ich könnte ihr verfallen - oder sie würde sich eine gute Grundlage für die Aussprache ergrabeln...“

„Und?“

„Ich lachte sie aus!“

„Wundervoll!“

„Sie war überrascht wie ein Hund, der sich erst vertrauensvoll genähert hatte, und dem man nun einen Tritt versetzte. Sie taumelte, wich zurück - aber ich befahl ihr, nicht weiterzugehen:

„Keinen Schritt mehr, Tochter Von-den-Mäulern, *Sahaj*, oder ich hole Euch zurück und zwingen Euch, meine Worten auf den Knien anzuhören!“ Sie hielt inne, musterte mich mit einem wölfischen Ausdruck auf ihrem schönen Antlitz. Ich nahm mir sorgsam die Zeit, mit meinem Einstecktuche die offensichtlichste Stelle zu reinigen, an der ihre Zunge entlanggeglitten war: „Also, *Sahaj*“, sagte ich wie nebenbei. „Dein Bastard hat versucht, sich an mir zu vergreifen. Du weißt, weswegen ihr uns fürchten müßt - also erspar’ mir das Theater. Und drohe mir nicht mit deiner Kinderschar“, fuhr ich in ihr höhnisches Aufbegehren, „die Nachricht ist bereits weitergegeben worden, und mein etwaiges Verschwinden hätte *Maßnahmen* zur Folge!“

Da war sie still. Ich aber hatte kein Bedürfnis, die Unterredung länger als irgendwie nötig fortzuführen. „Was du hier treibst“, sprach ich, „ist für uns bedeutungslos. Was du beabsichtigst, hält uns nicht auf. Deine Ziele sind von anderem Wert als die unseren und mit anderen Mitteln erreichen wir sie. Ganz Elek-Mantow könnte dir anheimfallen - sei’s drum. Verschlinge soviel, wie du noch kannst - Dein praller Wanst beeindruckt uns nicht!“

Was ich denn wolle, heischte sie vorsichtig. „Geh du mir, und deine Brut, aus dem Weg. Störe mich nicht und ich werde nichts gegen dich unternehmen!“ „Welche Sicherheiten...“ „Verschone mich!! Gottes Größe, haben wir uns denn je um Euch und Euresgleich geschert? Ha? Nie!“

Ich wandte mich zum Gehen; ich wußte, ihr Schweigen war Einsicht und Einverständnis zugleich - „Schlangenauge!“ hörte ich sie aber noch rufen. Ich bedeutete ihr zu sprechen. Sie kam wieder näher, aber alle Lasterhaftigkeit war von ihr gewichen - sie war ganz kalt, wenn auch fügsam, nicht verzweifelt. „Schlangenauge, ihr, die ihr soviel Anteil nehmt an den Menschen“ - da war ich, ob dieser Erkenntnis ganz erstaunt, daß ich sie wieder betrachtete - „wie kann euch da gleichgültig sein, wie wir unser Leben in deren Mitte leben, unser Leben auf Kosten deren Leben leben...?“ „Weil ihr“, erwiderte ich, „auch ohne uns keine bedeutsame Gefahr seid für diese Welt!“ Und sah sie lange an. „Ihr seid das Ungeziefer, der Parasit! Die Fliege im Auge, die Schnecke im Fleisch! Doch diese Welt ist noch frisch und stark, und jung ist ihr Leib. Sie wird, zu gesund für euch, mit euch fertig werden - von ganz allein!“ Damit ließ ich sie stehen!“

Er lehnte sich zurück.

Das Feuer lohte vor Erregung. Wie selten drangen Geschichten aus dem feuchten Reich jenseits der Kruste hierherab und wie selten waren diese Geschichten so rätselhaft und aufregend. Wie es wohl weitergehen mochte? Rötlich glomm der Rand des Quarz, den sein flackerndes Körperchen nun seit geraumer Zeit umwob...

Ein stimmloses Grollen schreckte es zu spät aus seiner Beobachtung auf. Herumstiebend erkannte es den schwarzgoldenden Rumpf, formlos und massig, aus den Rissen der Arkane tauchend wie ein wütender Lavasud... „Einer der Alten“, erschauerte das Flämmlein noch, als die berstende Hitze es umschloß. Dann verlor es sich.

Mit knackendem Grunzen zog sich der große Brandherd in die Tiefen des Berges zurück. Frevler verschlungen, kleiner Tor, aufgefressen, was war denn... Garch, was soll es... Vergessen. Müd'...

„Aber zweifellos seid ihr nicht aus freien Stücken in meine Schlucht gestürzt“, meinte die Flambertin.

„Nein“, antwortete der Atamane trocken.

„Dann, Euer Liebden“, sie schnippte leicht mit dem Finger gegen den Kelch, „seid ihr mit Eurer Geschichte noch nicht fertig!“ Sie warf ihm einen unerklärlichen Blick zu.

Lanungo räusperte sich. Es sei wohl ein Irrtum gewesen, erklärte er dann, das Abkommen mit der Sahaj als Pfand für seine Sicherheit zu nehmen. Nein, er glaube nicht, daß sie es gebrochen habe - sonst wäre Ihre Weitsicht noch geringer, als sowieso angenommen. „Indes ihr Bastard - Tak - wird weniger die Bedeutung des Abkommens für sich und seinesgleichen erraten haben: er denkt nicht weiter als seine 'Ehre' es verlangt...“

Die Flambertin gab ein abschätziges Murmeln von sich - Ehre... Beschränktes Fleisch...

„Er ließ mir über Mittelsmänner zutragen, daß er eine Unterredung mit mir wünscht“, der Atamane zuckte mit den Achseln. „Gottes Größe, ich glaubte, so die Zuverlässigkeit der Vereinbarung abprüfen zu können!“

Ein leichtsinniges Unterfangen, stellte die rote Zauberin ungerührt fest, als sie sein Zögern bemerkte.

„Es ist auch nicht ohne Wert, jetzt die Tatsachen besser abschätzen zu können!“

„Man muß sich nicht selbst verbrennen, um zu untersuchen, ob Feuer heiß ist! Eure Väter“, wies sie ihn mit boshafem Lächeln zurecht, „hätten euch das gleiche gesagt!“

„Meine Ahnen“, sagte da der Rote unerwartet scharf und richtete sich in seinem Sessel auf, „sind niemand, auf den *ihr* euch berufen sollt!“

Eine Weile lang maßen sie sich schweigend. Dann, schließlich, schüttelte die Flambertin langsam den Kopf, ein feines Glimmen verebbte unter ihren Lidern. „*Shygsiy*¹¹, Euer Liebden“, sagte sie ruhig. „Ich ehre eure Väter - wie ihr die meinen! Doch vergeßt nicht, daß ich älter bin als ihr und daß ihr nicht eure Väter seid - nein, ich weiß“, erhob sie die Stimme, als gälte es einem Aufbegehren seinerseits zuzukommen, dabei saß er ganz regungslos, „ich weiß, daß war nicht ganz der richtige Ausdruck. Aber dennoch...“

„Vergebt mir, hohe Dame, *cusa val*“, erwiderte der Sammler leise. „Ich habe mich kurz vergessen. Doch nicht und niemals meine Ahnen.“

„Von denen in dieser Halle nur in großer Ehrfurcht die Rede sein soll“, sagte die Flambertin ernst. „Aber erzählt weiter!“

Und der Sammler fuhr fort zu berichten, wie er sich mit dem Wesen, daß einst ein Mensch gewesen war, getroffen hatte, in jener Mittmondnacht getroffen hatte, am Rande der Schlucht, und wie das Wesen geredet hatte von einer Nachricht, die es zu überbringen gehabt hätte... Von aufkeimendem Mißtrauen und Unwillen erzählte Lanungo - und wie zuletzt, in einem furchtbaren Augenblick, er von der unnatürlichen Gewalt des Geschöpfes in die Tiefe gerissen worden war. Ein verzweifelt Bemühen, Halt zu finden, den Mörder dann wenigstens mit sich zu ziehen („Haß war alles, was vom Lebenstrieb geblieben war, der großen Furcht sehr ähnlich!“) und selbst diese Befriedigung blieb versagt, so daß die aufkommende Nacht nur einsam war und von einem Herzen bestimmt, daß wie zu schlagen innehielt: als wäre stets das

¹¹ Shygsiy (vergessene Sprache) = Entschuldigung

Leben - an dünnes Garn gehängt, das jetzt, erkennbar für den Leib, der fällt, gerissen mußte sein...

„Und nun seid ihr hier!“ Die rote Dame erhob sich, und der Sammler tat es ihr gleich. Sie bedeutete ihm, ihr zu folgen; sie traten durch eine von unsichtbaren Händen aufgeschwungene Pforte aus vielschichtig wuchernden Korallen in einen endlos scheinenden Gang, und während sie die blutrot pulsenden Wände entlangschritten, meinte sie nach einer Weile: „Habt ihr es je bedauert, von so widermagischer Natur zu sein?“

Er warf ihr einen fragenden Seitenblick zu.

Die Zauberin aber starrte immer noch geradeaus. „Denn seht ihr, Euer Liebden“, sagte sie schließlich, „Eure - Rettung war ein schwierigeres Unterfangen, als es euch womöglich bewußt ist! Wie hätte ich mit der Kraft meiner Gedanken euren Sturz zu mildern vermocht? Wie hätte ich meine beschworenen Diener euch zu Hilfe entsenden können? All dies wäre an euch abgeprallt wie Wespen an einem Harnisch. Ich mußte die Beschaffenheit der Schlucht selbst ändern - das Wachstum der Bäume ins Unermeßliche steigern, die Felswände in gefällig sich neigende Schrägen zwingen, das Wasser steigen lassen wie durch einen mächtigen Fluß... All diese Bemühungen, die über das Kräftemaß eines jeden anderen gegangen wären, der zur Zeit in Elek-Mantow weilt, fruchteten letztlich... Ich frage euch also, wäre es euch nicht lieber, nicht der Kunst zu widerstehen - da sie ja nicht nur Unheil, sondern auch Heil bringen kann?“

Da er verlangsamte, hielt auch sie inne, wandte sich um und sah ihn seltsam an: „Nun?“

Der Atamane ließ sich mit der Antwort Zeit. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, als dächte er gar nicht nach. Schließlich sagte er: „Würde ich euch mit ‘Ja’ antworten, hieße das, ich fände mich nicht mit dem Unvermeidlichen ab. Dies aber, diese Uneinsicht, das Bemühen, den Weg des Gleichgewichts in die eigene Richtung zu zwingen, statt ihm zu folgen, ist seit jeher das einzige Ziel der Zauberei gewesen. Also sage ich ‘Nein’ und sage euch auch: Ich wäre bereit gewesen zu sterben!“

Sie erreichten ein riesiges Fenster, zehn Sprung hoch und zwanzig Sprung breit, das ganz aus einem einzigen Glas gemacht war, von den pupurnen Kaskaden eines goldgesäumten Vorhangs umrahmt. Der Blick führte hinaus in eine entgrenzte Schwärze, in der das Schloß der Flambertin zu treiben schien, und aus dem bodenlosen Abgrund schäumte und loderte, züngelte und wob die flammende Gischt eines Ozeans aus Feuersglut.

Der Sammler sah aber nur die graue Höhle des Felsgesteins, denn das wundersame Flammenspiel hatte die Zauberin zu ihrer Erbauung durch Zauberkraft erschaffen, und Werke der Zauberkraft blieben dem Auge des Atamanen verschlossen. So lauschte er stundenlang den Worten seiner Gastgeberin, die mit Leidenschaft das Spektakel beschrieb, welches sie entfacht hatte - jede Flamme, Feuerzunge oder Funken erfuhr bei ihr die poetische Schilderung einer Liebesnacht, das finstere Nichts mahlte sie als das sinnentleerte Grauen, dem sie erst eine Bedeutung gegeben hatte: „*Ayçi'a*¹² - es werde Licht!“, Wort um Wort schichtete sie zu einem Scheiterabbild des Schauspiels - und schließlich fragte sie ihren schweigsamen Hörer, ob denn aufgrund ihrer Beschreibung wenigstens vor seinem inneren Auge die Schönheit dieses Ortes entstanden sei.

Er aber blickte nur traurig.

„Es ist ein Jammer“, sagte sie daraufhin, „daß die wenigen, denen ich diesen Ort so gerne zeigen würde, daß ausgerechnet diese ihn nicht sehen können...“

¹² *Ayçi'a* (vergessene Sprache) = Es werde Licht

Er hatte ein leichtes Mahl eingenommen, etwas Obst, warmes Brot aus gebackenem Kürbis-Fleisch und Wein, die Herrin hatte sich ihm nicht angeschlossen, aber eigenhändig ihm nachgeschenkt. Das Essen verlief recht schweigsam.

Später lagerten sie auf weichen Kissen; er genoß eine Wasserpfeife, während sie sich eine große, zweifache Harfe in Gestalt eines vogelartigen Wesens mit ausgebreiteten Schwingen erscheinen ließ - aufmerksam folgte der Sammler jeder ihrer Bewegungen, als sie sich schließlich aufrichtete und in die Saiten schlug.

„So ewig wie Zeit	Das Herz mir schwer
Ó teuerste Wiege	Meiner Väter Horst
Nichts deiner Tiefe vermessen	Dir gleich
Ein Meer voller Sinne	Doch ohne Gefühl
Das ertaubte Auge	Verstumtes Gehör
Dein Schleier ist der der verhüllt	
Ó öffne die SeeleMir	Deinem Kind
Zwang und gezwungen	Du Ebenmaß
Antwort ist Wein Obsidian das Glas...“	

Sie ließ ihre Hände an den schimmernden Fäden sanft herab sinken, in einer Geste wie eine seufzende Brust, dann lehnte sie sich mit einem unnahbaren Lächeln auf ihrem schönen Gesicht in ihre Pfühle und schwieg.

Er nahm einen tiefen Zug aus der Nargileh¹³, der Rauch enströmte fächerartig seiner Nase: „Wann wird es geschehen?“

Sie erwiderte: „Die Stunde der großen Antworten rückt näher. Bald wird sich die Nacht mir gänzlich öffnen und ich werde Einblicke gewinnen, wie sie seit den Tagen von Bet-Phegóor keinem auf Koatlitek entstandenen Wesen mehr vergönnt waren!“ Sie lachte auf, viele hätten es für höhnisch gehalten. „Ob euer Bewußtsein noch so weit reicht, Euer Liebden?“

Er lächelte. „Das kann ich nicht sagen, hohe Frau. Was von Haus zu Haus im Samen weitergereicht wurde, ist ja keine Erinnerung, keine Ansammlung von Wissen. Es ist - vorgeborenes Bewußtsein, eine Kornkammer an Träumen und Visionen, Gefühlen und Schmerzen, angesammelt in Jahrtausenden, die wir Atamanen über Koatlitek wandern - und jeder Atamane erforscht es allein und auf eigene Gefahr...“ Er schien sich an etwas zu erinnern, ein furchtbarer Schatten glitt über sein Gesicht.

Es entging ihr durchaus nicht.

Er beugte sich vor, seine Augen folgten nachdenklich den Konturen der stummen Harfe. „Fast würde ich gerne selbst Fragen richten an das, was ihr da beschworen habt, hohe Frau...“

„Warum würdet ihr es euch versagen?“

„Ihr wißt, warum. Dies Art der Wissenserlangung ist uns verboten!“

Etwas blitzte kurz in ihrem Antlitz auf. „Diese Grenzen wurden euch nicht auferlegt - Ihr habt sie selbst gezogen!“ Sie schnippte leichthin mit den Fingern. „Das Volk der Wissenschaftler - *Atamanái* - und doch ein Volk, das sich selber beengt...“

„Allein innerhalb von Grenzen läßt sich Grenzenloses erlangen“, entgegnete der Sammler ruhig.

„Der berühmte IV. atamanische Lehrwiderspruch!“ Sie lachte spöttisch. „Aber verratet mir, was (sofern ihr euch die Möglichkeit einräumtet) was ihr die Nacht, die Urform, die Mutter... fragen würdet...“ Die Flambertin, rote Zauberin, letzte Herrin von Peridat, beugte sich vor und ein lauernder Ausdruck lag in ihren schwefeligen Augen.

Er sagte ein einziges Wort.

¹³ Nargileh = Wasserpfeife

„Das ist nicht euer Ernst!“ Ein unirdisches Lohen glitt über ihr Gewand, als die Zauberin sich in die Höhe reckte, glühenden Auges auf den Sammler zeigend - da berührte ein kalter Hauch die flammenden Wände, daß sich feine Tröpfchen auf dem Marmor bildeten... Ein überraschter, erboster Laut von ihren Lippen: „Was“, tat sie einen entsetzlichen Fluch, daß die so angerufenen Wesen in ihren fernen Höllen aufgeschreckt ihre abscheulichen Köpfe hoben, „was hat das zu bedeuten?“

„Er kommt wieder“, sagte der Sammler leise.

Jäh und mit lautem Donner schlugen sämtliche Pforten des Saales zu. „So ist es besser“, sagte die Zauberin und versiegelte sie. „Aber nun“, und sie trat neben den Diwan des Sammlers, „was wißt ihr mehr? Wie kommt ihr darauf? Sprecht!“ befahl sie schneidend.

Als Antwort griff er in seine Tasche. Als er die Hand wieder hervorzog, ruhte eine längliche, goldene Scherbe darin. „Der Zacken der zerborstenen Krone“, sagte er, kaum vernehmlich. „Aus dem Heiligtum von Tag und Nacht. Und eine Perle - eine Perle, ihr versteht, ist durch das unglückliche Wirken einiger Narren in Elek-Mantow aufgetaucht!“

Sie betrachtete die kümmerliche Kostbarkeit mit einer Mischung und Ehrfurcht. „Es kann doch kein Meersgrund so tief sein“, zischte sie endlich, „als daß die Zeit es nicht hervorholte!“ Sie tat eine eigentümliche Geste: „Das“, sagte sie, „ist Macht!“

Der Atamane schüttelte den Kopf. „Eure Nacht wird mir keine Auskunft geben können, über die Verwicklungen der Zukunft“, meinte er leise. „Es gibt solches und solches Wissen... Hier geht es darum: kommt er wieder und kehrt er die Zeit um? Verläßt er seinen Sarg im fernen Himmel, von dem wir dachten, er hielte ihn ewig? Nein“, wehrte er ihren auffordrenden Blick, „ich kann Euch nicht einmal diesen Splitter überlassen - müßte ich doch fürchten, daß Eure durch und durch zauberischen Berührung Unaussprechliches hervorriefe. Es wäre, als würde ich Feuer in Öl legen!“ Er verbarg das Gold in seinem Mantel.

„*Asvr'auq kaldach voc ekk'auq â kankel...?*¹⁴“, Er schrak zusammen, da die Zauberin diese Worte sprach. Ihre Mundwinkel zuckten. „*Erkennt ihr die Sünde, mit der ihr fortan beschwert sein werdet...*“ fuhr sie langsam fort. „Ihr müßt nicht so überrascht sein! Es war ein Sammler aus dem dreizehnten alten Haus, der mich diese Worte lehrte - bevor er sich sein dreißig Jahrhundert währendes Leben nahm. Vor acht Jahrtausenden... Es sind die einzigen Worte I'Yat, die ich beherrsche - und sie sagen mir mehr, viel mehr...! Eure Schreckenstat! Die einzige Tat, für die euch alle Völker der Welt gelobt haben, habt ihr sie aus dem Joch befreit. Und ihr - habt begonnen, alle Spuren auszulöschen, die in Stein gemeißelten Hymnen, die man euch darbrachte, zu zerschmettern - bis alle begannen, euch so zu hassen, wie ihr euch selbst. Mein Volk“, erhob sie die Stimme, „konnte euch aber auch nicht vergeben, daß ihr unseren Lehrer vom Thron gestoßen habt, von dem wir so viel gelernt hatten und lernen wollten... Es war unsere letzte Gelegenheit, dem ersten Volke nachzueifern, das diese Welt da schon lange verlassen hatte... Wir! nannten euch Diebe, Räuber!“

Sie hielt inne, bevor sie - leise - weitersprach. „Jetzt, wo ich fürchte, die einzige zu sein, die übrigblieb - Penhalion ist gerichtet (sie schlug kurz die Hände vor den roten Mund) - jetzt kann ich euch nicht mehr verfluchen. Die Zeit hat die Kanten meines Zornes abgeschliffen... Doch kann es sein, daß sich Dinge ereignen werden, die alles wieder zerschlagen und wieder messerscharfe Splitter hinterlassen werden? Nein - ich habe euch verziehen“, sagte sie fast zärtlich, „denn ich bin groß geworden, da ich alleine laufen lernte. Seht, was ich tun werde - das große Geheimnis befragen, die Antworten finden, die ich suche, seit Jahrtausenden... Selbst für Euresgleichen nicht kurz währte mein Weg... Ihr aber werdet untergehen. Ein Sturm wird eure uralten, ältesten Leiber zerschlagen. Ich werde meine weisen Freunde aus den alten

¹⁴ *Asvr'auq kaldach voc ekk'auq â kankel?* (I'Yat) = Erkennt ihr die Sünde, mit der ihr fortan beschwert sein werdet?

Häusern nicht mehr lange besuchen können. Seid aber mein Gast, bis sich auch euer Schicksal erfüllt!“ Und sie wandte sich um, glitt durch den Saal, dessen loderne Wände sich vor ihrer Hoheit verneigten, und durch die auf- und zu schwingende Pforte verschwand sie. Der Raum verstarb in verglimmender Dunkelheit.

Der Sammler blickte seltsam leer die lange Flucht des Raumes entlang. Einsam und still. Und als er schließlich sprach, zu niemandem sprach, denn er war allein, klang es gequält: „*Er*, dessen Gruft drei Himmel verschlingt, *er*, dessen Name Tod und Schöpfung ist, *er*, dessen Stadt die Länder der Welten beherrschte, *er* ist nicht besiegt!“ Er atmete tief. „*Ah'kaldach* war die unglaubliche Schuld, welche die Atamanai zeichnet, und die uns zeichnet als den Abschaum der Welt. Die Kinder des Herrn haben sich versündigt und diese Sünde ist durch nichts abzuwaschen. Als damals die Stadt auf den Weg des Gleichgewichts der Dinge gebracht wurde, als wir in der Sprache Gottes sprachen zu diesem *Domomai* mit seinen Mauern aus Ekrolit, aus Adamant und Percewal, fünf Mannslängen stark und zwanzig hoch, die Zinnen aus schwarzem Gold und weißem Stahl, mit seinen prächtigen Bauten aus Elfenbein und Ziegeln aus Korund auf einer Fläche, die einen Tagesritt in jeder Himmelsrichtung verschlang, zehn Bezirke, in jedem tausend mal tausend Menschen lebten - edelste Menschen, an Körper und Geist, stark und voll des Wissens - ach...“

Die Stimme versagte ihm, und er preßte die Hände vor das Gesicht, bevor er endlich weiterzureden imstande war. „Der goldene Turm: *im Norden war'n alle Schätze verhöhnt*, denn hier zogen die Karawanen der Vasallen ein, und alle waren Vasallen der Stadt, und lieferten ihren Tribut ab, der sich auf umgerechnet fünftausend goldene Räder¹⁵ jeden Mond belief! Der stählerne Turm: *im Süden alljede Heerstark verlacht*, denn hier lag das Haus der Wache und hunderttausend Mann standen stets zu Gebot, und zwanzig mal soviel, wenn ein Krieg sich nahen sollte... Der Turm aus blauen Korallen: *im Westen allweite Meere gezähmt*, denn die Schiffe der Stadt waren zweihundert Sprünge lang und fünfzig breit, mit gepanzerten Rümpfen, Segeln wie schneebedeckte Bergesflanken und Katapulten, die andere Heere nicht einmal zu Lande befördern konnten. Der schwarzweiße Turm, aus Marmor und Granit: *im Osten Segnungen allgrößter Macht... Sein Heiligtum und Thron... Und die Atamanen kamen in diese Stadt und sagten: Seht, sie ist vollkommen... Domomai!*“ Er brach ab. Er weinte.

Über der Schlucht war die Nacht. Ihre Schrecken wandelten auf irdischen Füßen durch Elek-Mantow.

Doch durch die obsidiane Kuppel brach ein Schein, ein Funkeln, welches selbst die Chimären, Schoggoten und den ganzen finsternen Auswurf mißtrauisch verharren ließ: zwei Sternesbilder hatten sich durch die Lichtlosigkeit gefressen und dräuten am Firmanent - der Feuervogel, der in ruhiger Bahn seinen Weg beschrieb um einen Stab von blauem und rotem Glanz...

Da seht: wir gehen uralten, neuen Zeiten entgegen!

Thomas Peter Goergen

¹⁵ Rad = multorische Maßeinheit, entspricht 200 Kilogramm.

Schatten der Tiefe

37. Erstrahl 168 n.G.

„Issenija!“ Vermillion hatte schon zum dritten Mal nach ihrer Freundin gerufen - und noch immer keine Antwort erhalten. „Verdammt, nun antworte doch endlich!“ Sie versuchte, die Tränen zu unterdrücken. Bintsel sollte schließlich nicht sehen, daß sie vermutlich genau wußte, was mit ihrer beider Freundin los war.

„Meinst du, ihr ist was passiert?“ fragte Bintsel. Oh weia, manchmal war sie wirklich ein bißchen naiv...

„Nein, weißt du, die macht das nur zum Spaß... Ach Quatsch!“ Vermillion stampfte mit dem Fuß auf. Da waren sie nun in einige der tieferen Stollen geklettert, um mal etwas Abwechslung zu haben, um einmal nicht daran zu denken, daß es einfach nicht mehr hell werden wollte... „Verdammt, Issenija, komm da wieder raus!“ Tränen der Wut und Ohnmacht rannen über Vermillions Wangen und hinterließen helle Spuren auf ihrem unterstadtverdreckten Gesicht. Sie hätte sie nicht in diese Höhle hineinklettern lassen dürfen...

„Du meinst, ihr ist was passiert?“

Oh, Bintsel, da hast du den Nagel wohl bedauerlicherweise auf den Kopf getroffen... „Ja, verdammt!“ Vermillion schluchzte. Sie mußten sie wiederfinden, das war klar... „Komm, wir gehen sie suchen.“

Bintsel erschrak ein wenig. Vermillion blickte zwar entschlossen, aber irgendwie konnte sie nicht glauben, was sie da gerade gehört hatte. In den gelben Stollen - „Ich traue mich nicht, Vermillion.“

Irgendwie hatte sie das ja fast erwartet. Schließlich traute sie sich selber kaum. Aber diese Issenija, diese kleine Rekschat, die erst kürzlich zu den Schatten gekommen war, war einfach hineingelaufen und seitdem sie die Dunkelheit des gelben Stollens verschluckt hatte, hatten die beiden nichts mehr von ihrer Freundin gehört. „Aber wir können sie doch nicht einfach alleine da drin lassen!“ Wenn Bintsel wenigstens bereit wäre, mitzugehen... dann würde sie sich schon trauen, aber ganz alleine... Sie hatte aber sogar zugegeben, daß sie sich dort nicht hineintraute, und ehe ein Schatten so etwas zugab...

„Wir sagen einfach den Falken Bescheid, die trauen sich bestimmt“, schlug Bintsel vor.

„Tja, was besseres fällt mir auch gerade nicht ein, da hast du wohl recht...“ Vermillion druckste herum, aber nachdem sich ihre Freundin auch auf ihr abermaliges „Issenija!“ nicht meldete, wandten sich die beiden Mädchen um und machten sich so schnell sie konnten auf den Rückweg, in der Hoffnung, daß ihrer Freundin nichts ernstes zugestoßen sei.



>Du bist vollkommen übergeschnappt< hatten ihm die Ältesten gesagt. Sicher. Ihre Dickschädel waren auch innerlich genauso hart wie die Steine, zwischen denen sie lebten. Vordinax war sich sicher, daß er recht behalten würde - das Licht würde ihn nicht einfach ‘überraschen’, er würde schon merken, wenn es zurückkäme, und dann würde er schon rechtzeitig wieder in der Tiefe des Berges verschwinden. Die Grüne würde ihn schon führen, führen auf ihrem Pfad... Sie würde es schon nicht zulassen, daß der Graue ihn so früh bekam... mochten die anderen ihn doch für verrückt erklären, Vordinax wußte es besser. Natürlich ging er ein Risiko ein, dadurch, daß er alleine losgezogen war. Aber Melegok hatte sich ja nun einmal nicht dazu überreden lassen, mitzukommen. Weshalb hielt sie auch ausgerechnet die Lehre des Schwarzen für die höchste Lebensregel... Vordinax hatte schon lange versucht, ihr die Lehre der Grünen näherzubringen - ohne sonderlichen Erfolg allerdings. Aber es war einfach zu lange kein Lichtempfinden mehr nach unten gedungen; er war sicher, wenn er die Oberfläche erreichte, dann würde ihn Dunkelheit erwarten, Dunkelheit, die ihn vor dem tödlichen Licht dieser Welt

schützen würde... er wäre der erste Klykk, dem es gelänge, die Oberwelt zu erkunden. Und wenn er dann einmal zurückkehren würde, dann würden sie staunen, ALLE würden sie staunen, sogar Nymax. Und er würde ihnen schon irgendeinen Beweis für seine Erlebnisse dort oben mitbringen, damit sie ihn ja nicht einen Lügner schimpfen konnten...



„Jantara!“ Bintsel rief schon von weitem nach ihr
„Was gibt es denn, Kleine? Du schreist ja, als würde die Welt gleich untergehen...“
„Du mußt ganz schnell kommen!“
„Was ist passiert?“ Jantara wirkte besorgt - wenn Bintsel auch noch klein war, so wurde sie doch schon mit einer Menge Probleme alleine fertig.
„Issenija - ist - in - den -...“
„Hol erst mal Luft! Ich verstehe dich kaum!“
„... - in - den - gelben - Stollen -... - nicht - wieder - raus -...“
„Was sagst du da? Gelber Stollen? Seid ihr denn wahnsinnig? Da sollt ihr doch nicht...“
Plumps! Bintsel fiel vor Erschöpfung zu Boden. Sie mußte den ganzen Weg vom gelben Stollen gerannt sein. Also Issenija, die kleine neue Rekschat... gerade einmal ein paar Tage bei den Schatten, und schon in Schwierigkeiten, dabei hatte sie doch ganz gewitzt ausgesehen... Warum sie wohl... Nun ja, sie würde sie da herausholen müssen, aber alleine war das auch für einen Falken eine gefährliche Unternehmung... Mal sehen, ob sich noch jemand finden würde, sie würde jetzt erst mal Bintsel irgendwie zudecken und dann einige Sachen zum Tunnelerkunden besorgen...



„Also in den gelben Stollen, hmm? Manchmal glaube ich wirklich, daß ihr nicht mehr alle Tassen im Schrank habt.“ Shahtar war wütend. Mehrfach hatte er seiner kleinen Schwester erklärt, wo sie nicht hingehen dürfe - und hielt sie sich daran? „Eigentlich sollte ich dich dafür mal übers Knie legen - und Issenija auch, wenn ich sie da wieder rausgeholt habe.“
„Du gehst sie suchen?“
Vermillion blickte ihren Bruder hoffnungsvoll an. „Es bleibt mir ja wohl kaum was anderes übrig, oder? Mach, daß du zu deiner Schwester kommst, ich habe jetzt schließlich was zu erledigen...“



Endlich hatte sie das Zeug zusammen und war auf dem Weg zum gelben Stollen. Gelber Stollen! Wie oft hatten sie den Kleinen erklärt, daß sie dort nicht hineingehen sollten. Seit sie, Jantara, bei den Schatten war, war ihr dieser Stollen stets als verbotenes Gebiet bekannt. Irgend etwas Gefährliches mußte darin sein, die anderen, älteren Schatten hatten davon erzählt, daß Kinder, die hineingingen, nicht mehr herauskamen. Und seit sie denken konnte, war auch niemand je in diesen Stollen gegangen... Wieso mußte also jetzt - „Du?!?“
„Hattest du jemand anderen erwartet?“ Shahtar lehnte an der Felswand neben dem Eingang zum gelben Stollen. „Meine Schwester hat mir gesagt, daß die kleine Rekschat hier reingelauften ist... Ich hatte mir schon gedacht, daß bald noch jemand auftauchen würde...“
Hmm. Shahtar schien sich auch vorbereitet zu haben. Neben ihm lag ein Bündel auf dem Boden, und um die Taille hatte er sich ein Seil gebunden. „Jedenfalls halte ich es für besser, wenn wir zusammen da rein gehen - alleine ist das glatter Selbstmord, weil wir den Stollen überhaupt nicht kennen.“
„Da hast du wohl recht - worauf warten wir eigentlich noch?“ Mit diesen Worten betraten die beiden den unbekanntem gelben Stollen.



Langsam ging es aufwärts. Wurde auch Zeit... Moment mal - da vorne war doch etwas? Er spürte die Gegenwart eines anderen Wesens... eines Wesens, das nicht hierherzugehören schien... es paßte nicht in die Umgebung... er spürte Angst, Verzweiflung... ein Wesen - von oben? Wenn ihn die Gedanken der Kreatur nicht täuschten, war es tatsächlich ein Wesen von der Oberfläche. Seltsam...



Es wurde schon bald dunkler - zu dunkel, als das man im Restlicht noch gut hätte sehen können. Shahtar entzündete eine Kerze. Im flackernden Schein der kleinen Flamme konnten die beiden erkennen, daß der Tunnel leicht abschüssig war - da waren Fußspuren im Staub! Hier mußte sie also entlanggegangen sein. Und weiter folgten sie dem gelben Stollen ins Ungewisse...



Er wollte versuchen, sich mit diesem Wesen zu verständigen. Er hoffte nur, daß sich das Wesen nicht erschrecken würde - vermutlich hatte es noch nie zuvor einen Klykk gesehen, so fremd, wie es sich hier vorzukommen schien... Vordinax begann zu senden... >Hallo... hallo? Kannst du mich verstehen? Hallo?< Er erhielt keine Antwort wie üblich, sondern... Eindrücke. Offensichtlich hatte das Wesen sich zwar etwas erschrocken, aber es konnte ihn verstehen. Er versuchte es wieder... >Wer bist du? Wovor hast du Angst?<



Die Spuren konnten sie mittlerweile nicht mehr erkennen, dafür aber eine Abzweigung. „Du rechts, ich links, in Ordnung?“

„Das wäre lebensmüde, Jantara“, warf Shahtar ein. „Wir können die Wege nacheinander untersuchen, aber uns zu trennen wäre Wahnsinn.“

„Na gut, dann laß' uns gehen - wir nehmen zuerst den linken, was meinst du?“

„Das ist egal - aber wir sollten den Weg markieren.“

„Da hast du recht. Warte, ich habe etwas mitgenommen...“ Jantara kramte ein Stück Kreide hervor. „So, hier machen wir eine Zinke - dann wissen wir, wie wir zurückkommen.“ Und weiter ging es, den linken Stollen entlang. Allerdings endete der schon bald an einer Bruchstelle.

„Da geht es ziemlich tief runter“, stellte Jantara fest. Shahtar ließ sich auf alle Viere nieder und untersuchte die Stelle.

„Bröckeliges Gestein, ziemlich frischer Bruch - hoffentlich ist Issenija nicht da runtergefallen. Allerdings“, gab er zu bedenken, während er den Gang weiter ausleuchtete, „ist sie da bestimmt nicht drüber weggekommen. Wir sollten den anderen Gang ausprobieren - und uns vorsichtshalber anseilen, für den Fall, daß das Gestein dort auch so brüchig ist. Hier, binde dir das um die Taille.“ Shahtar warf Jantara ein Seilende zu.

„Meinst du, das hilft?“

„Hoffentlich. Am besten gehst du vor, du bist leichter; falls du stürzt, kann ich dich eher halten als umgekehrt.“



>Zurück möchtest du? Wohin? Nach oben?< Eine Flut unbekannter Eindrücke drang auf Vordinax ein. >Ist ja schon gut, vielleicht kann ich helfen... Ich will auch nach oben... Warte, ich komme etwas näher, aber erschreck dich nicht.< Vordinax machte ein paar Schritte in Rich-

tung des Wesens, und wunderte sich, ob es ihn überhaupt würde sehen können. Jetzt konnte er auch das Wesen etwas besser erkennen - seltsam wirkte es, aber es schien ihn nicht zu bemerken. >Hallo... hier bin ich... ich bin Vordinax... hast du auch einen Namen? Wie? Is...sen...i...ja... Issenija? Kannst du sehen? Nein? Warte, ich komme noch näher... strecke eine Hand aus, dann werde ich dir meine reichen...< Hoffentlich würde diese Issenija ihre Angst überwinden können... sie konnte in dieser Dunkelheit vermutlich kaum sehen, und offensichtlich verließen sich Oberflächenbewohner sehr auf ihre Augen, wie Vordinax vermutete... Da, zögerlich streckte sie einen Arm aus...



Sie waren den anderen Gang noch nicht sehr weit gegangen, als es unter Jantaras Füßen knirschte und der Boden nachgab.

„Shahtar!“

Er spürte einen Ruck nach vorne, stemmte sich dagegen... kein Halt, er fand keinen Halt... er rutschte über die Kante, hinter der Jantara eingebrochen war. Sie hatte offensichtlich keinen Halt gefunden, ihr Gewicht zog ihn weiter unbarmherzig nach unten... Er versuchte sich irgendwo festzuhalten. Die Kerze verabschiedete sich im selben Augenblick, und er hörte Jantara schreien. Mit aller Kraft versuchte er, auf dem abschüssigen Fels zu bremsen, gegenzuhalten... er hatte einen Halt! Mit einem irrsinnigen Ruck kam das Gespann zum Stillstand. Die Felsnase, an der sich Shahtar festgehalten hatte, schürfte ihm die Haut von den Fingern, aber sie hielt.

„Jantara?“

„Mir ist nichts passiert, ich hänge hier allerdings irgendwo und sehe gar nichts mehr!“

Shahtar tastete den Fels mit den Füßen ab, und erwischte eine Scholle, die einen festeren Anschein machte.

„Versuch, am Seil hochzuklettern, ich halte gegen!“ Shahtar hielt die Felsnase krampfhaft fest, und spannte die Muskeln an. Er spürte, wie sich Jantara an dem Seil nach oben zog... die Felsscholle knirschte bedrohlich. Er gewahrte Jantaras Arm neben seinem Fuß, und dann gab die Scholle nach. Der Ruck ließ ihm keine Chance, die Felsnase zu halten. Die beiden schlitterten abwärts - es ging rasend schnell. Und das Gefälle ließ nach, Shahtar konnte etwas bremsen. Dann kamen sie zum Stillstand. Es war kein Aufprall, eher ein Abrollen - seltsamerweise hatte das Seil diese Rutschpartie unbeschadeter überstanden als die beiden. Er hörte Jantara neben sich stöhnen.

„Jantara? Alles in Ordnung?“

„Schlechter Witz... hoffentlich ist nichts gebrochen...“

Er hörte, daß sie nach irgend etwas suchte.

„Was hast du vor?“

„Licht machen...“

Shahtar schnüffelte - oh, verdammt! „Nein, Jantara, tu's ni...“



Vordinax ergriff Issenijas Hand.



KAWUMMM!



Das hatte er ja befürchtet. Der Bergmeister hatte die Kinder beobachtet, und schon fast damit gerechnet, das so etwas passieren würde. Er würde die Steine von ihnen abhalten können, er-

schlagen würden sie nicht werden - allerdings, das Bewußtsein, das müßten sie schon selber wiedererlangen.



Was war denn das gewesen? Das ganze Haus schien für einen Moment gewackelt zu haben... Erst diese unnatürliche Nacht, und dann bebte auch noch die Erde? Das war zuviel... Sie mußte etwas unternehmen, bei Ashkenobistar. Judith schnappte sich ihr Krummschwert und rannte aus ihrem Domizil, daß sie sich seit Beginn dieser schrecklichen Nacht nicht zu verlassen getraut hatte - sie erschrak. War das noch Elek-Mantow? Niemand war weit und breit zu sehen, nicht nur die Straßen, auch die Häuser wirkten leer... verlassen... einsam... Oh Göttin, wie konntest du so etwas zulassen? Nicht weit entfernt konnte sie eine Gestalt erkennen... eine Frau... eine Frau, die scheinbar ziellos durch die Straßen der Südstadt streifte... sie schien mit jemandem zu reden... war jemand bei ihr? Judith sah genauer hin... ja, sie schien in Begleitung zu sein... Schemenhaft waren noch zwei Gestalten zu erkennen... Judith versuchte, zu erspüren, was es damit auf sich hatte, und wurde von einer Welle des Wahnsinns überrollt. Kaum jemand hörte den Schmerzensschrei der jungen Panlil in der Stadt der zwei Gesichter, kaum jemand nahm wahr, wie sie in den Schrein zurücklief. Nicht nur diese Frau schien wahnsinnig zu sein, die ganze Stadt strahlte diesen Wahnsinn aus! Oh Ashkenobistar, bitte laß' es enden!



„Kaljo, der Wagen - er ist weg!“

„Weg? Welcher Wagen?“

„Der, in dem dieses... dieses Ding geschlafen hat, das du gefunden hattest.“

„Weg? Einfach WEG? Das gibt's doch nicht!“

„Doch, gerade eben, als es so gewaltig geknallt hat muß es passiert sein.“

„Das glaube ich einfach nicht. Emelda, diese Nacht macht uns noch alle verrückt.“

„Kaljo, ich habe Angst.“

Kaljo umarmte Emelda, die sich an ihn schmiegte. „Glaube mir, es wird wieder alles gut werden.“

Er hatte gut reden! Er wußte ja auch nicht, daß der Wunschteppich ihrer Mutter diesmal keine Wirkung gezeigt hatte!



Just in dem Moment, als sie sich die Hand gegeben hatten, hatte irgend etwas den Berg gewaltig erschüttert. >Hab' keine Angst, ich werde versuchen, uns hier herauszubringen.< Erstaunlicherweise schien Issenija ihn zu verstehen. Sie hielt seine Hand fest und ließ sich führen - Vordinax war eigentlich gar nicht unglücklich darüber, daß sie ihn nicht sehen konnte, sie hätte sich vermutlich nur noch mehr erschreckt.



Shahtar erwachte. Das sollte Hesvites Reich sein? So dunkel? Aua, das tat höllisch weh... Dort leuchtete etwas... irgendwelches Moos, wie es schien und - Autsch! Verdammt! Seine Schulter fühlte sich an, als habe jemand einen Dolch darin steckenlassen... Jantara! Da lag sie - sie bewegte sich nicht! Nein, ihr durfte nichts passiert sein - Seine Schulter interessierte ihn nicht weiter, Jantara zu helfen war jetzt viel wichtiger. Ihr Herz - schlug noch, aber sie atmete nicht! Oh Hesvite, hoffentlich würde er das jetzt richtig machen...



Jantara bekam wieder Luft - und sie spürte ein paar Lippen auf den ihrigen. Sie schlug die Augen auf - Shahtar! Instinktiv verpaßte sie ihm erst einmal eine Ohrfeige, nur um dann vor Schmerzen aufzustöhnen. Ihr Brustkorb schmerzte furchtbar, und wie es sich anfühlte, mußte sie sich den Oberschenkel aufgerissen haben...

„Freundliche Art, dich zu bedanken“ ächzte Shahtar.

„Tut mir leid, war - ein - Reflex...“ Jantaras Stimme war leise. Oh, diese Schmerzen... Aber was hatte Jakla immer gesagt? Wenn's wehtut, ist es wenigstens nicht gebrochen? Sie hoffte, daß ihre Oma das ernst gemeint hatte.



Langsam verstand Vordinax Issenijas Gedankengänge. Aus reiner Neugier schien sie hier hinabgestiegen zu sein - eine gewisse Seelenverwandschaft, die Grüne würde ihre Freude an ihr haben. Nun hieß es aber aufwärts, denn Issenija brauchte etwas - Essen nannte sie es. Vordinax bezweifelte, daß er das hier unten finden würde.



„Und was machen wir jetzt?“

„Gute Frage. Ich frage mich vor allem, wie wir diesen Knall überlebt haben - Hesnute scheint wirklich auf uns achtzugeben.“

„Frag nicht wie, sei froh daß, und denk dir lieber was - aaaaaaahhh...“

„Jantara! Was ist?“ „Nichts, nur mein Bein... Ich kann es kaum bewegen...“

„Keine Angst, ich helfe dir schon...“ Shahtar biß die Zähne zusammen. Seine Schulter schmerzte noch immer, aber er konnte Jantara schließlich nicht hier zurücklassen. „So, komm, wir sehen mal nach, ob es da drüben weitergeht... da, wo es leuchtet...“ Sie bewegten sich auf eine Tunnelöffnung zu, die in dem schwachen Geschimmer des Moores zu erkennen war.



Wie lange mochten sie schon unterwegs sein? Issenija hatte mittlerweile die Angst vor dem Wesen, das sich Vordinax nannte, verloren. Hätte es ihr etwas tun wollen, so hätte es das schon längst tun können. Aber mittlerweile knurrte ihr Magen schon gewaltig, und ihre Kehle war staubtrocken. Wie tief war sie nur in den Berg hineingeschlittert? Vordinax war zwar zuversichtlich gewesen, daß sie schon herauskämen, aber würde das rechtzeitig sein?



Schleppend arbeiteten sich Shahtar und Jantara vorwärts. Hoffentlich würden sich ihre Verletzungen nicht noch verschlimmern. Wie lange sie wohl bewußtlos gewesen waren? Und wie lange schon unterwegs? Und - wo würde sie diese Reise hinführen?



Da vorne wuchs etwas von diesem leuchtenden Zeug... vielleicht würde sie ihn jetzt erkennen können... Hoffentlich sah er nicht zu fremd für sie aus... Issenija mußte kichern. Sie schien amüsiert zu sein - offensichtlich mußte er für ihre Verhältnisse wohl eher lustig aussehen - na, um so besser. Aber - da war noch etwas. Er spürte sanfte Vibrationen - etwas oder jemand kam in ihre Richtung. >Vorsicht, da ist etwas vor uns<...



Da war doch etwas... „Jantara, da ist jemand vor uns...“

„Meinst du, es könnte Issenija sein?“

„Möglich...“, jetzt sprach er lauter. „Issenija? Bist du das?“



„Shahtar? Ich bin hier!“ Jetzt konnte sie die beiden Gestalten dort erkennen. „Jantara, Shahtar, ihr wißt doch bestimmt, wo es hier rausgeht - wie seht *ihr* denn aus? Und was guckt ihr so? Ach so, ja, das da ist Vordinax. Ungläubig sahen die beiden die Gestalt an. Von weitem hätte man dieses Wesen mit einem Felsbrocken verwechseln können, aber es hatte Arme, Beine und Augen...

>Hallo ihr beiden. Könnt ihr mich verstehen?<

Sowohl Shahtar als auch Jantara blinzelten erst einmal, hatten sie doch gerade - ja, vermutlich Gedanken ‚empfangen‘.

„Ähem... und *was* ist Vordinax?

>Ein Klykk, Shahtar, ein Klykk auf dem Weg nach oben. Ich würde euch gerne begleiten, wenn es euch nichts ausmacht...



Die Schatten waren in Trauer. Nach diesem Knall, der garantiert aus dem gelben Stollen gekommen war, rechnete eigentlich keiner mehr mit der Rückkehr von Jantara, Shahtar und Is-senija. Bintsel hatte fast einen Tag lang ununterbrochen geweint, und war seitdem kaum ansprechbar. Vermillion war einfach in die Stadt davongelaufen, und war seitdem nicht mehr gesehen worden. Nur Celeste hockte noch am gelben Stollen und betete zu Hesvite. Schon zwei, drei Tage mußten seit diesem Knall vergangen sein... irgend etwas polterte aus der Richtung des Stollens.

„Shahtar?“

„Wer sonst, etwa der Brenner?“ krächzte die Stimme ihres Bruders zurück.

„Shahtar! Du lebst!“ „Unkraut vergeht nun mal nicht - und sonst hätte auch Jantara das nicht überstanden - AUA!“ Jantara hatte ihn geknufft, wenn es ihr auch selbst Schmerzen bereitet hatte.

„Kommt her! Kommt alle her! Sie sind zurück! Sie sind zu- Was ist *das* denn?“ Celeste blickte erschrocken.

„Das ist Vordinax, ein Klykk, ohne den wir da bestimmt nicht rausgekommen wären. Und nun organisiere uns mal was zum verarzten, Jantara geht es schlecht!“

„Dann solltest du dich mal se...“

„Celeste!“

Und schon rannte sie los.



Schon bald hatten sie die drei Vermißten zu Oma Jakla gebracht, die zwar erst entsetzt guckte, aber dann doch einige Vorschläge parat hatte, wie man ihnen helfen konnte. Vordinax war vorsichtshalber noch in den Höhlen geblieben, wenn sich auch kein Schatten bei seinem Anblick erschrocken hatte - aber wer wußte schon, wie andere Leute reagieren würden? Einige Zeit später kehrte Vermillion zurück - mit einem Verband um den Kopf.

„Daß du mir immer alles nachmachen muß, kleine Schwester...“

„Gar nicht wahr! Da kann ich diesmal überhaupt nicht für! Ich bin geschubst worden!“

„Und wer hat dich so kunstvoll verarztet?“

„Ach den stell’ ich dir auch noch vor. Er ist ‘n Heiler, und Rhysianundichwolltenihnbeklaue-nabe-

rerhat’sgemerktundistaufgewachtundhatmichgeschnapptunddannfingsanzubrennenundwirsind alledreidavongelaufenunddannhatnocheinerversuchihnumzubringe-nunddastandichdemwohlimwegunderhatmichgegendiewandgeschubstund-dawaricherstmalwegvomfenster...“

„ANHALTEN! Gnade, hör auf, ich glaub's dir ja! Später, ja?“ Shahtar stöhnte auf, daß seine Schwester derartige Sätze ohne abzusetzen hervorplapperte, war er ja gewohnt, aber ausgerechnet jetzt...



Am ersten Verle kam die bisher größte Überraschung seines Lebens für Vordinax: Es wurde hell - und - er *lebte*! Also waren die alten Geschichten gelogen, nichts als Humbug! Das würde er seinem Volk zu berichten wissen - aber erst galt es, herauszufinden, was es herauszufinden gab... Und dazu hatte er ja Zeit...

Oliver Nothers

Nächtliche Abenteuer

38. Erststrahl 168

Ein eisiger Wind pffiff durch die Gassen des Rattenloches und ließ die Läden des halbzerfallenen Hauses klappern. Irgendwo in der Ferne erklangen Schreie, aber sie wurden von dem zischenden Pfeifen einer heftigen Böe überdeckt.

Das kümmerte die in dicke Fellmäntel gekleideten Gestalten nicht, die am Ende einer Sackgasse hinter einem sprunghohen¹⁶ Holzverhau beieinander hockten. Ein kleines beschirmtes Öllämpchen spendete ihnen gerade so viel Licht, daß sie die Linien auf einem Pergament vor sich deuten konnten.

„Meister Brogan, ich kam nicht gerne an diesen verfluchten Ort, aber es gibt dringlichere Dinge als den Aberglaube.“ Ein lederner Beutel, in dem es leise klirrte, wechselte seinen Besitzer. „Das Handelssiegel ist beim Fürsten hinterlegt, Meister Brogan. Ihr könnt euer Kontor in ein, zwei Monaten, spätestens zu Mittmond eröffnen. So, und nun zu einer anderen Sache. Ist dieser Platz hier sicher?“

Einer der Männer hob den Kopf. „Nur die Ratten und die Mäuse belauschen uns, und die waren bekannterweise nie sonderlich geschwätzig. Vor allem jetzt nicht!“

„Gut, dann hört mir zu: Zwei Männer werden sich an euch wenden, wenn der Fluch ewiger Nacht endlich an dieser Stadt vorübergezogen ist. Möge es bald sein, bei Anout'drukar! Diese werden sich mit: „Der Löwe brüllt die Eiche an, aber die Eiche trotzt jedem Sturm!“ zu erkennen geben. Ihr schleust sie bei eurem Freund ein. Alles weitere wird sich dann ergeben.“

„Das wird sich ohne weiteres machen lassen, Herr. Er hält mich noch immer für seinen besten Freund.“ Der Vermummte knirschte mit den Zähnen. „Sein Vater hat meinen fast zu Grunde gerichtet, und er selber hat mir meine Liebste genommen. Dafür muß er zahlen!“

Der andere ließ ein spöttisches Lachen vernehmen. „Was erwartet ihr vom Enkel eines Hochverrätters?“

„So?“ Die Stimme des Brogan genannten hatte einen neugierigen Tonfall angenommen. „Ihr habt mir noch immer nicht erzählt, warum ihr ein so großes Interesse an Tyr Valdrakyne zeigt! Ich bin euer Verbündeter. Solltet ihr mir da nicht noch einiges erzählen?“

„Das ist nicht nötig!“ erwiderte der andere schroff. „Ihr bekommt euer Handelsabkommen mit Nydall. Gebt euch damit zufrieden!“

„Schon gut!“ wehrte der Erste besänftigend ab. „Ich versteh', was ihr meint: Keine weiteren Fragen, sonst... - Nun, ich werde alles Nötige in die Wege leiten.“

„Dann haben wir uns ja nichts mehr zu sagen.“ Der andere erhob sich. Er überragte Brogan um einen Kopf. Als er sich in den Schein der Lichtquelle drehte, sah man einen dunklen, krausen Bart aus der Kapuze hervorquellen. „Gehabt euch wohl, Meister Brogan. Ich habe noch etwas anderes zu erledigen! Denn es gibt Ratten, die glauben, in dieser verfluchten Stadt Unterschlupf finden zu können...“ Ohne ein weiteres Wort verließ er die Gasse mit schnellen, weitausholenden Schritten, während der kleinere Mann das Öllämpchen auslöschte, beiseite warf und das Pergament einsteckte, ehe er auch sich davonmachte.

Zwei kleine Schatten tauchten unter einem windschiefen, fast bis zum Boden reichenden Dach auf und sahen den beiden Gestalten nach.

„Die haben uns nicht bemerkt!“ kicherte die Kleinere von ihnen. „Hi, wenn die wüßten, daß einige Ratten doch gute Ohren haben, und weitererzählen können, was sie da ausheckten! Hm, ob wir ihnen nachschleichen und herausfinden, wer sie sind?“ schlug das etwa neunjährige Mädchen vor.

¹⁶ 1 Sprung = multorisch, 2 Meter.

Rhysian seufzte. „Ich weiß nicht, Vermillion! Wir haben Glück gehabt, das sie uns nicht hörten, und meine Mutter sagt immer, wir sollten das Schicksal nicht herausfordern, vor allem nicht jetzt!“

„Deine Mama sagt...“, äffte die andere schnippisch nach. „Du kannst ja zu ihr zurücklaufen. Ich jedenfalls schleich' ihnen nach!“

„Warte! Und welchem von den beiden?“ quietschte Rhysian und folgte ihrer Freundin durch die Gasse auf eine größere Straße.

„Mal sehen!“ meinte die andere keck und sah sich aufmerksam um, dann bog sie nach links ab.

Rhysian hatte Mühe ihr zu folgen und dabei im Schatten zu bleiben. Sie japste nach Luft. Nein, es war keine gute Idee gewesen, sich von Vermillion nach draußen locken zu lassen, fand sie jetzt. Ihr war unheimlich zumute. Wenn die Männer auf sie aufmerksam wurden, dann... - daran wagte Rhysian gar nicht zu denken .



Sie sah sich um. Noch immer hielt die komische Dunkelheit Elek-Mantow fest in ihren Krallen. Es war in den vergangenen Monaten gar nicht hell geworden, und viele der Bewohner waren aus ihren Häusern weggelaufen. Sie zitterte nicht nur vor Aufregung. Manchmal wehte ihnen der Wind Eiskristalle ins Gesicht und dann wieder trug er Stöhnen, Raunen und unsichtbare Schleier heran, die ihre Gesichter feucht streichelten.

Die „Armenbrücke“, auf der man unbemerkt in die Oberstadt schleichen konnte, war im Moment durch das Eis rutschig und glatt, deshalb krochen sie hier und jetzt in einer der finsternen Ecken des Rattenloches herum und nicht drüben, wo es viele leere Häuser zum Erforschen geben mußte.

Rhysian schauderte und sah sich ängstlich um. Mit wohligem Grausen dachte sie an das, was sich die Mädchen in der Küche erzählt hatten, als sie glaubten, sie würde ihnen nicht zuhören: Von dem Aufruhr, den der Fund eines Toten in einem kaputten Unterstand ausgelöst hatte. Zwar war das hier und im Moment nichts besonderes - aber der Mann wäre - wie sagten sie doch gleich - ausgeweidet worden, wie ein Schwein. Bestimmt hatte ein Monster da zugeschlagen und... Rhysian schluckte. Sie hatte zwar sowas noch nie gesehen, aber heimlich in ein paar Büchern ihrer Mutter geblättert, in denen geöffnete Menschen zu sehen gewesen waren. Deshalb fand sie es aufregend hier draußen zu sein und nicht in ihrem Bett zu liegen.

Dann kam noch dazu, daß der blöde Tibiat behauptet hatte, sie seien ja nur feige Mädchen und keine richtigen „Schatten“, die nur Weichlinge aus der Oberstadt beklauden oder ärgern könnten. Und dazu auch noch Hilfe bräuchten. Vor allem sie, Rhysian, sollte sich jetzt endlich mal überlegen, ob sie weiterhin am Rockzipfel ihrer Mutter hängen, oder ein richtiges Straßenkind werden wollte. Dieses Gerede hatte die beiden Mädchen ziemlich geärgert, so daß Vermillion sich entschieden hatte, Tibiat das Gegenteil zu beweisen - und zwar sofort!

Rhysian erinnerte sich an ihr Zaudern und ihre Angst, aber sie hatte ziemlich schnell ihre „vernünftigen Einwände“ vergessen und war ihrer Freundin in noch gefährlichere Teile des Rattenloches gefolgt.

Jetzt waren sie wildentschlossen - alleine, ohne Hilfe von irgendwem - ein Beutestück zu finden, mit dem sie diesen blöden Angeber überzeugen konnten. Rhysian zitterte vor Aufregung. Manchmal kamen die Bedenken zurück, aber dann siegte doch der Übermut. Gerade wollte sie Vermillion fragen, wo denn der Mann sei, den sie verfolgen wollten, als ihre Freundin mit der Hand nach oben deutete und kickste: „Komm, ich hab was entdeckt! Da hat einer sein Fenster offen gelassen! Wir schauen einfach mal nach!“

„Warte. Du weißt doch...“

Rhysian verstummte. Schon kletterte Vermillion flink wie ein Wiesel an einer windschiefen Abflußrinne und brüchigen Steinen der Hauswand hoch. Dem anderen Mädchen blieb gar nichts anderes übrig, als ihrer Freundin zu folgen, deren Mähne bei jeder Bewegung wippte, oder etwas zu verpassen.

Als sie das zernarbte Holz berührte, durchpulste sie ein unangenehmes Frösteln. Einen Moment sträubten sich ihre Haare, weil sie glaubte, ihre Mutter würde sie wieder auf gemeine und hinterhältige Weise bezaubern... aber das stellte sich glücklicherweise als falsch heraus.

Das mulmige Gefühl blieb jedoch. Kurz erwog Rhysian, Vermillion zurückzurufen, doch dann siegte der Stolz und sie kletterte der Freundin hinterher. Schließlich würde sie diese doch nur auslachen, und einen Angsthasen schelten.

Der Schein einer niedergebrannten Kerze beleuchtete den Raum schwach, als Vermillion die Läden ganz aufdrückte und vorsichtig in den Raum lugte. Wenigstens war er nicht leer, das machte alles spannender. Der letzte warme Hauch eines nur noch glimmenden Kaminfeuers gloste ihnen entgegen. Auf der schmalen Pritsche lag jemand, aber noch interessanter war das Bündel, das dicht neben der Lagerstatt auf den Bohlen lag. Sie sah sich genauer um. Nichts deutete allerdings darauf hin, daß der Schläfer ein Söldner oder so etwas ähnliches war.

Sie zuckte zusammen, als Rhysian ein Quietschen unterdrückte. „Da...“ Im Lichtschein blitzte in einer der Falten des Bündels etwas: Ein kleines schmales Messer aus poliertem Metall! Nur an der Spitze wurde es durch einige dunkle Flecke verunstaltet.

Vermillion krauste die Stirn. Das wollte sie sich doch noch mal genauer ansehen. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals so ein Ding gesehen zu haben. Tibiat würde staunen, wenn sie das mitbrachte.

Vorsichtig kletterte sie auf das Fensterbrett und in den Raum hinein, dichtauf gefolgt von Rhysian. Sie fühlte sich so mutig wie Shatar. Er würde...

Vermillion biß sich auf die Lippen. Nein, sie wollte jetzt nicht daran denken, was ihm passiert war. Deshalb war sie doch auch mit Rhysian losgezogen, um sich abzulenken. Ihre Freundin durfte davon nichts wissen. Wie der Blitz huschte sie in die Schatten, als sich der Schläfer unruhig bewegte und sich murmelnd zu ihnen drehte. Vermillion hielt die Luft an. Rhysian auch, wie sie merkte, aber als der Schlafende die Augen nicht öffnete, ließen die Kinder die Luft erleichtert aus ihren Lungen entweichen.

Ein leiser Doppelseufzer hallte durch den Raum. Rhysian zitterte vor Aufregung und Angst, aber die wich ein bißchen, als der Mann weiter zu schlafen schien. Mißtrauisch beobachtete

sie ihn weiter und suchte nach verräterischen Zeichen. Da waren keine. Nur ein junges, im Schlaf entspanntes Gesicht, umgeben von seidig glitzernden dunklen Haaren.

Vermillion lenkte sie ab. Sie hatte mittlerweile das Messer aus dem Tuch gezogen und ließ es im Licht der Monde aufblitzen. „Das ist ein Skalpell. Mutter benutzt es um...“, erkannte Rhysian. Weiter kam sie nicht mehr.

Später würde keiner von ihnen mehr sagen können, ob das blitzende Metall oder Rhysians Stimme den jungen Mann geweckt hatte. Ehe sie sich versahen war er hochgeschneilt, aus dem Bett gesprungen und hatte Vermillions Unterarme umklammert. So fest, daß das Mädchen aufkreischte und das Skalpell fallen ließ.

Ein Fauchen zischte durch den Raum, als ein die Kerze in einer Stichflamme verging und das trockene Holz der Tür nahe der Scharniere in Flammen aufging.

Rhysian schrie, als sie in das verzerrte Gesicht des jungen Mannes sah. Es war schrecklich - eine kalte, grausame Maske mit schwarz glimmenden Augen, die unter den herabhängenden Strähnen des Haares kaum zu sehen waren. Es schien, als sei er festentschlossen, Vermillions Arme mit seinen schmalen, langgliedrigen Händen in kleine Stücke zu brechen.

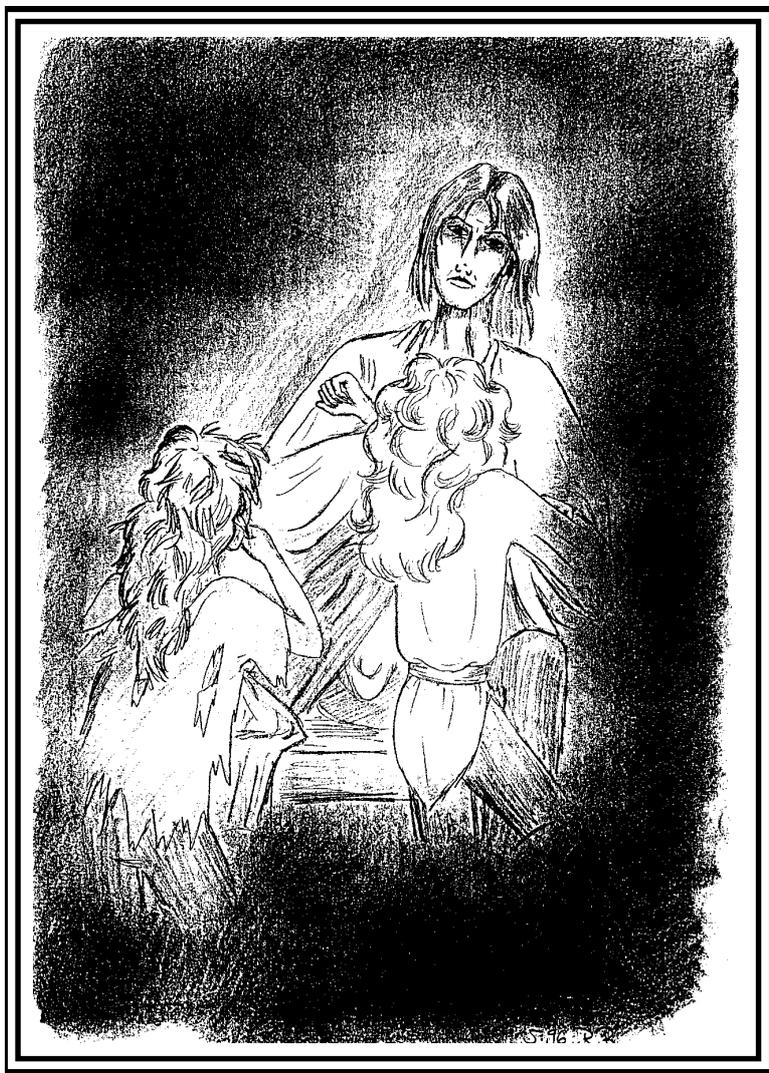
Der plötzlich aufgeflamnte Brand fraß sich rasend schnell weiter, Rhysian fühlte sich wie gelähmt - sie wollte weglaufen, oder Vermillion, die zeterte, zappelte und kreischte, helfen, aber sie konnte keinen Finger bewegen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf den jungen Mann - sah erst jetzt die dunkelrote Narbe, die sich vom Brustkorb bis zum Hals gefressen hatte, und das Netz von weiß verheilten Schnitten, das seinen Oberkörper überzog - und schüttelte den Kopf. „B-b-b-bi-bi-bitte n-n-n-ni... nicht“, stotterte sie. „D-d-d-du t-t-tu-tu... tust i-i-i... ihr w-w-w...weh.“

Die grausamen Augen blickten auf sie, verharrten einen Moment drohend, dann wandte der junge Mann sein Gesicht ab. Plötzlich ließ er Vermillion los, die hastig zurückwich, ihre Arme rieb und ihn heftig mit allen Schimpfwörtern belegte, die ihr einfielen. „Kreedish! Stinkende Abflußratte! Schleimbeutel-behängter Spaltkri...“

Der Fremde zitterte haltlos am ganzen Körper, stöhnte schmerzerfüllt und keuchend, schlug mit den Fäusten auf den Boden - und sah erst dann wieder zu den Kindern hin.

Der dämonische Ausdruck in seinem Gesicht war einem verzweifelten gewichen. Seine blauen Augen blickten von einem Mädchen zum anderen. Jetzt sah er wieder wie ein gewöhnli-



cher Jüngling aus, stellte Rhysian fest. Sein Mund bewegte sich, aber er bekam keinen Laut heraus.

Draußen auf dem Gang herrschte mittlerweile Tumult, und dunkler Rauch quoll ihnen entgegen, während das Feuer knisternd die Decke erfaßte.

„Soll der Brenner diesen verdammten Kerl holen und auf seinem Bratspieß rösten! Wenn ich ihn erwische, dreh' ich ihm den Hals um oder ertränk' ihn in der nächsten Kloake“, drang es wütend durch die Flammen. „Der wird mir den Schaden dreifach bezahlen!“

Es polterte heftig gegen die Tür. Die Scharniere ächzten und knirschten

In den jungen Mann kam Leben. Er sprang auf die Beine und streifte hastig Hemd und Überwurf über, knotete sein Bündel lose zusammen und schnauzte Vermillion und Rhysian an. „Raus hier, Mädchen! Oder soll ich euch aus dem Fenster werfen?“

Ailanth's Tochter nickte und hastete zum Fenster, an dem ihre Freundin schon war und flink wie eine Katze wieder hinunterkletterte. In ihrer Aufregung griff Rhysian daneben und packte eine Strebe, die mit einem Knirschen wegbrach. Sie kippte nach hinten, doch da wurde sie an der anderen Hand festgehalten und zurück gerissen.

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Dummes, ungeschicktes Ding. Also gut - Halte dich an mir fest!“ sagte er grimmig und bückte sich so, daß sie auf seinen Rücken klettern konnte. Im nächsten Moment warf er sein Bündel nach draußen und sprang auf das Fensterbrett.

In diesem Moment brachen die Scharniere und die Tür fiel mit einem Krachen in das Zimmer, gefolgt von einem bulligen Kerl, der über die Flammen hinweg sprang und den Jüngling aufzuhalten suchte. Doch dieser schwang sich schon auf das nächste Sims und kletterte nach unten, wo Vermillion das Bündel schon aufgehoben hatte und schief grinste. Rhysian wollte von seinem Rücken gleiten, doch der Fremde hielt sie an den Armen fest.

„Da ist der verdammte Hund!“ brüllte jemand von der anderen Ecke des Hauses. Rhysian kreischte. Ein großer, glatzköpfiger Mann stürmte auf den Jüngling los. „Du machst dich nicht davon, nachdem du mein Haus angesteckt hast! Du wirst dafür bezahlen, Mistkerl, und wenn ich dir alle Knochen im Leib brechen muß!“

„Dann versuche es doch!“ entgegnete der junge Mann. Rhysian klammerte sich fest, als er plötzlich das blitzende Skalpell in der Rechten hielt. „Ich bin schneller!“ Diese Drohung schien seltsamerweise zu wirken. Der Glatzköpfige wich einige Schritte zurück. Doch schon tauchten Schatten hinter ihm auf.

Vermillion, die erkannt hatte, daß die Lage brenzlich war, flitzte in die nächste Gasse, das Bündel hinter sich herschleifend. Rhysian blieb nichts anderes übrig, als sich festzuhalten, als auch der junge Mann losrannte und ihrer Freundin folgte.

Vermillion genoß das Kribbeln in ihrem Körper. Sie fand das Abenteuer aufregend und der Schreck von vorhin war schon vergessen - na ja, fast vergessen! Der Fremde hatte zwar etwas unheimliches an sich, das sie schaudern ließ, aber er war ihr gefolgt und hatte dazu noch Rhysian mit sich geschleppt, die längst nicht so schnell rennen konnte wie sie. Heja, das war eine Jagd gewesen, die Spaß gemacht hatte.

Jetzt kauerten sie zu dritt - nachdem sie durch eine Reihe von Gängen und Gräben gekrochen waren - in einem Dreckloch und warteten ab, das es wieder ruhig wurde. Es hatte doch einige Unruhe um das brennende Haus gegeben, die Menschen der darumliegenden Hütten und Gebäude waren schlaftrunken aufgetaucht und hatten nach dem Rechten gesehen, wobei sie ihre Verfolger behindert hatten.

Ein paar waren zwar durchgebrochen - aber sie, Vermillion - hatte sie abgehängt, und der junge Mann war ihr gefolgt, nicht sie ihm. Das Mädchen fühlte sich groß und erwachsen.

Jetzt warteten sie - durch den Schlamm und Unrat, den sie durchquert hatten, bis zur Unkenntlichkeit verdreckt - daß alles wieder ruhig wurde.

In dem Dämmerlicht beobachtete Vermillion den Fremden. Er hatte die ihm verbliebenen Besitztümer sicher in seinem Bündel und einer Tasche verstaut, nachdem er einige von ihnen sorgsam gereinigt hatte. Auch seine Börse war darunter gewesen, die verdächtig geklirrt hatte. Einen Moment überlegte Vermillion, ob sie... aber dann verwarf sie diesen Gedanken wieder, zumal der Bursche so aufmerksam und flink war. Jetzt musterte er Rhysian und sie. „Da habt ihr mich ganz schön in die Scheiße geritten! Vor allem du Dreckspatz!“ Vermillion fühlte sich von Dolchblicken durchdrungen. „Was hast du mit der Kerze angestellt?“

„Ich... weiß nicht!“ preßte Vermillion verwirrt hervor, und dann keck: „Was hältst du mich auch so gemein fest, du grober Kerl!“ Jetzt fiel ihr auf, daß ihre Handgelenke immer noch schmerzten. Sie rieb sie mit weinerlich verzogenem Gesicht. „Meine Arme tun immer noch ganz böse weh!“

„Zeige sie mir. Ich bin Arzt!“ Mißtrauisch lugte Vermillion unter ihrer schmutzigroten Haar-mähne hervor und streckte zögernd die Arme aus. Sie beobachtete jede seiner Bewegungen, und war bereit, im nächsten Moment zurückzuweichen. Diesmal berührten sie die Hände des jungen Mannes leicht, glitten über die Gelenke, drückten da und dort sanft. Gleich tat es ein bißchen weniger weh. Vermillion seufzte zufrieden.

„Es tut mir leid! Wie heißt du überhaupt, Kleine?“

„Vermillion, und das ist Rhysian!“ platzte der Rotschopf heraus. „Und du?“

„Ich bin Gwian!“ antwortete der Fremde einsilbig. „Gwian, ein Heiler, der hier sein Auskommen sucht.“

„Oh“, mischte sich Rhysian ein, die die ganze Zeit schweigend gelauscht hatte. „Dann brauchst du dafür das Skalpell.“

Vermillion sah, wie Gwian zusammenzuckte und eine Augenbraue hochzog. „Woher weißt du, was ein Skalpell ist?“

„Ihre Mama ist ne' Gelehrte!“ meinte Vermillion dann. Das war doch eine einfache Sache. Und dann interessierte sie da noch eine Sache: „Sag mal, wodurch bist du eigentlich wach geworden?“

Gwian sah sie an. Auf seinem Gesicht zeigte sich der Ansatz eines Lächelns. „Ich habe gar nicht geschlafen. Ich habe das Blitzen wahrgenommen, und dann die Stimme gehört.“

Rhysian rückte näher an ihn heran und tippte mit einem Finger auf die Brust des jungen Mannes. Dieser wich eine Handbreit zurück. „Du hast so schrecklich ausgesehen, als wolltest du Vermillion unheimlich weh tun. Dann waren da die Narben auf deiner Haut! Wer hat dir so weh getan?“

Gwian schwieg und senkte seinen Kopf für einen Moment. „Das“, sagte er leise, „ist eine lange Geschichte, die ihr bestimmt nicht hören wollt. Es waren meine El...“ Dann sah er schlagartig wieder auf. „Das geht euch Gören gar nichts an“, knurrte er mit grimmiger Stimme. „Du bist ja nur zu feige, das zu erzählen! Da ist doch gar nichts dabei. Hier gibt es viele böse Menschen, die Kinder schlagen, treten, prügeln, mit Armbrüsten auf sie schießen oder Finger abhacken. Oder noch gemeinere Dinge mit ihnen tun. Das ist doch nichts Besonderes...“

Gwian atmete tief ein und aus und nickte dann. „Du hast recht, kleine Gassenratte. Daran ist nichts besonderes.“ Er lugte vorsichtig durch den Spalt nach draußen. „Es ist niemand draußen zu sehen. Also laßt uns aus dem Loch kriechen!“

„Das ist ein guter Vorschlag“, meinte Rhysian zähneklappernd. „Mir ist kalt und hier unten ist es naß! Ich möchte jetzt doch lieber nach Hause zurück.“

Vermillion verkniff sich die freche Bemerkung gegenüber ihrer Freundin. Auch sie fühlte sich in den feuchten Sachen unwohl.

Kurze Zeit später standen sie unter dem Vordach eines heruntergekommenen Hauses und sahen sich noch einmal vorsichtig um. Der junge Mann schulterte sein Bündel. „Geht nach Hau-

se, oder wo auch immer ihr lebt, und kommt mir nicht mehr in die Quere!“ meinte er unfreundlich zu den Mädchen und trat unter dem Dach hervor. „Denn ich weiß nicht, ob ich noch einmal so freundlich bin!“

„Na gut, wenn du meinst...“ Vermillion zuckte mit den Schultern und rümpfte die Nase „Iiik!“ quietschte sie, als neben ihr die Tür des Hauses - das sie doch für leer gehalten hatten - aufgerissen wurde. „Da...!“

Der Hieb einer behandschuhten Hand warf sie zurück und ließ ihren Kopf mit voller Wucht gegen einen Holzbalken krachen. Vermillion gab einen würgenden Schrei von sich, dann sank sie neben einem der Türpfosten zu Boden. Rhysian biß sich in die rasch vor den Mund gepresste Hand, um nicht zu schreien und kauerte sich gegen die Wand des Hauses, während sie mit weit aufgerissenen Augen beobachtete, was weiter geschah.

Gwian hatte sich, als er die Laute gehört hatte, bereits umgedreht, die Hände abwehrbereit erhoben. Wie gebannt starrte er auf den um einen Kopf größeren Mann, der ihn im nächsten Augenblick erreichte und seine Kehle mit großen Pranken umklammerte.

„Der *JÄGER* meint es gut mit mir, Ataylo! Jetzt, nach all den Monden läufst du mir in dieser von den Göttern verlassenen Stadt direkt in die Arme!“ knurrte der bärtige Kerl und drückte seine Finger tiefer in den Hals des jungen Mannes, der verzweifelt versuchte, die feste Umklammerung zu lösen und keuchend nach Luft rang. Gwians Fingernägel brachen an den langen Lederhandschuhen des anderen ab. „Ich hätte nicht gedacht, daß es mir mein Wild so leicht machen würde. Der Fürst wird sich freuen!“ Er lachte und schleuderte den Jüngling mit einer leicht anmutenden Bewegung gegen die Steinwand des gegenüberliegenden Hauses. Er drückte nur noch mit einer Hand zu, während er mit der anderen die linke Hand Gwians packte und heftig gegen den Stein schmetterte. „Nun, mein Junge, wie ist es, dem Tod ins knöchernerne Angesicht zu sehen?“ Kurzes Schweigen. „Nachdem du so viele andere in sein Reich befördert hast?“

Gwian röchelte etwas, was Rhysian nicht verstehen konnte. Aber es schreckte sie aus ihrer Furcht auf. Vorsichtig kroch sie zu der reglosen Vermillion und tastete nach einem Arm. Ängstlich suchte sie nach dem Herzschlag und atmete auf als sie diesen fand. Fahrig suchte sie nach einer Möglichkeit, die Freundin zu packen und wegzuziehen, ohne ihr noch mehr weh zu tun. Denn wenn der große Bärtige mit Gwian fertig war, was dann... Sie wußte nicht, was sie sonst tun sollte. Sie war doch nur ein kleines Mädchen, und auch nicht so mutig. Tränen schossen in Rhysians Augen.

„Val'Mehir!“ erklang pfeifend und verzerrt Gwians Stimme. Das ließ Rhysian wieder aufblicken. Sie hörte das Schaben von Metall auf Leder, sah etwas blitzen, dann keuchte der Bärtige auf und löste seinen Griff. Er taumelte ein paar Schritte zurück, die Hand auf die Brust gepreßt. Dunkles Blut quoll zwischen den Fingern hervor. Gwian stand ihm gegenüber, heftig nach Luft ringend. In der Rechten hielt er einen Dolch mit blutiger Klinge.

„Du... trägst deinen Namen zu Recht, 'Blutmesser'! Ich... habe mich in dir getäuscht...“, keuchte der andere und hob eine Hand. „Aber du hast genug Spuren hinterlassen... Gwirian Ataylo... andere werden kommen, und dann ereilt dich das Urteil...“

„Was für ein Urteil?“ erwiderte Gwian, der sich überraschend schnell gefangen hatte, kalt. „Das meines Großvaters, diktiert von meinem Bruder und meinen Eltern? Weil ich mit ihnen brach?“

Der andere sank in die Knie. Blutiger Schaum stand vor seinem Mund, aber dennoch lachte er mit einem letzten Keuchen auf, ehe er zur Seite kippte und reglos liegenblieb.

Rhysian beobachtete furchtsam, wie Gwian an den Toten herantrat, ihn auf den Rücken drehte und dann fachkundig durch- und untersuchte. Einen Moment sah es so aus, als wolle er dem Toten den Brustkorb aufschneiden, aber dann spannte sich der Körper des jungen Mannes an, als kämpfe er mit sich selber.

Gwian stand auf und schleifte den Mann ein Stück die Straße hinunter zu einem der Schächte, durch die das Wasser ablaufen konnte. Es gab ein häßliches Klatschen, als der Leichnam auf das Wasser aufprallte.

Der junge Mann kam mit langsamen Schritten zurück, seine linke Hand betastend. Mit einem gequälten Seufzer nahm er sein Bündel auf und trat dann auf Rhysian zu, die zu weinen begonnen hatte. „Vermillion, er hat sie...“

Der Jüngling legte das Bündel beiseite und kauerte sich neben das Kind. Mit unbewegter Miene untersuchte er den Rotshopf und befahl dann Rhysian: „Schau nach, wie die Hütte aussieht. Hier draußen kann ich deine Freundin nicht behandeln.“

Ailanth's Tochter öffnete die Tür, die bis auf einen Spalt wieder zugefallen war vorsichtig und sah in den kleinen, durch ein Kaminfeuer beleuchteten Raum, in dem der Mann wohl gelebt hatte, denn über einer Bank lagen Decken und in der Nähe

des Feuers ein großes Bündel aus Kleidung und anderen Besitztümern.

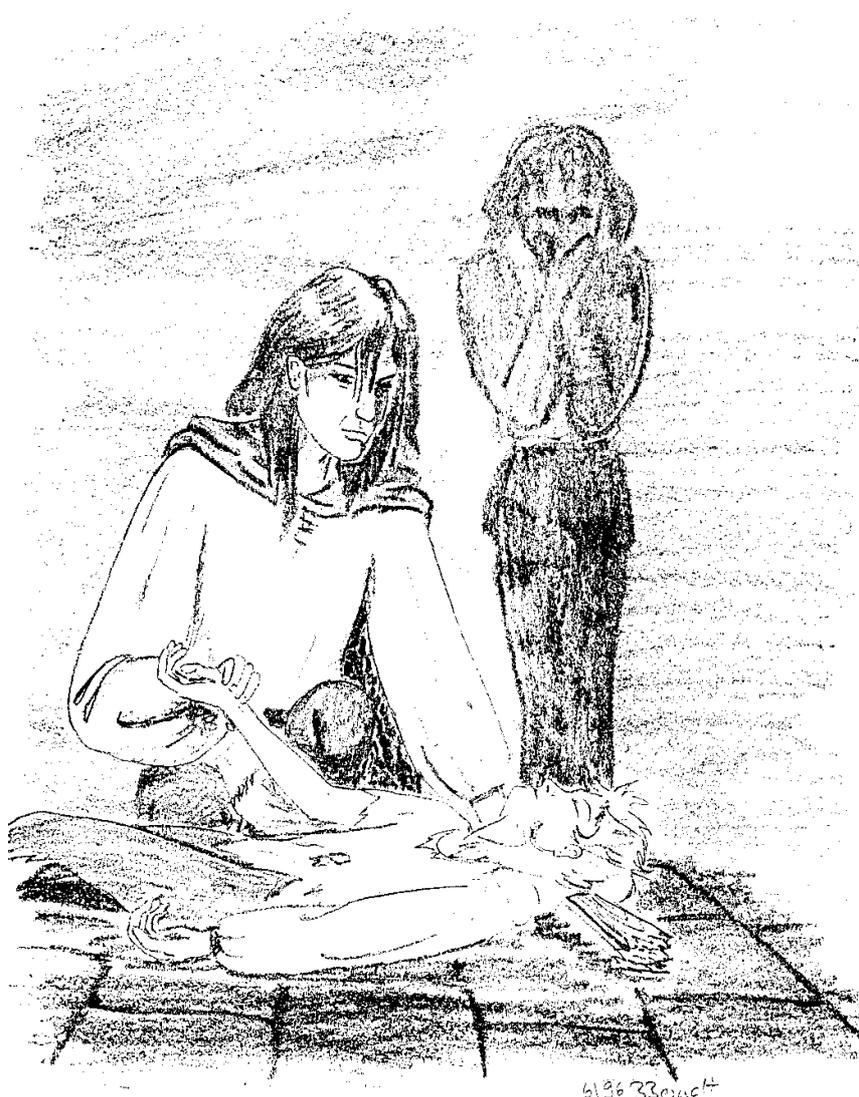
Gwian folgte ihr dichtauf und legte Vermillion vorsichtig auf die Bank nachdem er die Decken beiseite geschoben hatte.

Dann untersuchte er den Kessel, der über der Feuerstelle hing und einen gluckernden Schlauch - und fand offensichtlich, was er suchte.

Rhysian beobachtete Vermillion, die mit einem sauberen Verband um den Kopf und in Decken gewickelt in der Nähe des Feuers schlief und nur dann und wann seufzte. Ihr würde es bald schon besser gehen, denn Gwian hatte nur eine dicke Beule und eine Rißwunde am Kopf ihrer Freundin entdeckt - Verletzungen, die bald heilen würden. Trotzdem würde Vermillion ein paar Tage furchtbar schlecht sein, wenn sie sich nicht ausruhte.

Ailanth's Tochter drehte ihren Kopf zu Gwian, der mit angezogenen Beinen auf der anderen Seite des Kamins saß und zu schlafen schien. Sie schluckte. Cherindrasta hatte sie offensichtlich aus Zufall - oder Absicht in die Nähe des bärtigen Mannes geführt, der sich mit dem anderen Verschwörer unterhalten hatte. Jetzt konnte sie sich plötzlich dessen letzten Worte zusammenreimen: Gwian war also „das andere, was er zu erledigen hatte“, gewesen.

Sie nagte an der Unterlippe und lugte wieder zu dem Arzt hin, der immer geheimnisvoller geworden war. Ein unangenehmes Kribbeln kroch durch ihren Körper. Ja, Gwian hatte Ver-



million schnell und sorgfältig geholfen und war dabei bestimmt so sanft gewesen, wie ihre Mutter, aber auf der anderen Seite hatte er den Bärtigen einfach so umgebracht, und dann - dieser schrecklich dämonische Gesichtsausdruck auf der anderen Seite... War er besessen, wie manche der Geschichten in Ailanth's Büchern verrieteten? Und versuchte er den Dämon in sich zu bannen?

Als habe er ihre Gedanken gespürt, blickte Gwian plötzlich auf. „Du hast viel gesehen und gehört, Kleine. Wirst du anderen davon erzählen?“ Rhysian schluckte und stand auf. Ihr fielen nicht die passenden Worte ein. „I-i-ich...“ stammelte sie, und presste verlegen die Hände aufeinander. Dann schüttelte sie den Kopf: „N-nein! Ich bin nur ein kleines Mädchen, u-u-und keiner würde m-m-mir glauben. U-und d-du w-würdest m-mir weh t-tun!“

„Vielleicht“, antwortete Gwian ehrlich. „Manchmal überkommt es mich.“ Er suchte Rhysians Blick und gestand: „Ich bin nicht von einem Dämonen besessen, wie du vielleicht glaubst. Meine Eltern haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Sie wollten, daß ich stark, schnell und ohne Furcht bin. Ja, du hattest vorhin mit deiner Frage recht. Sie haben mir nur immer weh getan. Ich wußte nicht, was Liebe und Sanftheit sind, bis ich ein Mädchen traf, das vielleicht doppelt so alt war wie du.“ Er holte tief Luft. „*Da veränderte sich alles.*“ Wieder senkte er den Kopf und umklammerte seine Beine fester. Rhysian sah ihn heftig zittern. Sie wußte nur einen Moment nicht, was sie tun sollte, dann ging sie langsam zu ihm und legte ihre Hände auf seine Schultern, begann ihn sanft zu streicheln, wie es ihre Mutter immer tat, wenn sie sie tröstete.

Gwian wehrte sie nicht ab.

„Mach' was, daß ich wieder aufstehen kann!“ quengelte Vermillion als sie feststellte, daß sie gar nicht erst zu versuchen brauchte, wieder auf die Beine zu kommen. Dann drehte sich schon alles um sie herum, und sie mußte würgen. Neugierig betastete sie den Verband um ihren Kopf.

„Verschieb ihn nicht, oder du machst deine Wunde wieder schlimmer, und das tut dann weh!“ tadelte Gwian sie. Der junge Mann kämmte sich die Haare. Vermillion mußte kichern, weil er sich da so eitel gebärdete wie die älteren Mädchen. Sie sah sich nach Rhysian um, die eifrig in einem kleinen Topf rührte, der über dem Feuer hing. Vermillion schnupperte. Es duftete verführerisch nach einem Eintopf, den sie gerne mochte.

„Wo sind wir hier?“ fragte sie neugierig.

„In der Hütte des Mannes, der dir so weh getan hat“, meldete sich Rhysian zu Wort. „Er hat auch Gwian weh getan, und da hat er sich gewehrt.“

„Oh“, Vermillion blickte wieder auf den Braunhaarigen, der den Kamm inzwischen beiseite gelegt hatte und seinen dreckigen Überwurf ausbürstete. „Dann hast du mir das Leben gerettet, Gwian?“

„Ich habe nur das getan, was nötig war“, antwortete dieser und musterte Vermillion. „Dein Schrei hat mich gewarnt, sonst hätte er mir gleich das Genick gebrochen. Also habe ich dir meine Schuld zurückgezahlt, Kleine.“

„Hm“, seufzte Vermillion. „Das ist schön. Aber wann kann ich denn nun aufstehen?“ drängelte sie wieder.

„In ein paar Tagen. So lange mußt du auch aushalten.“ Gwian legte das Kleidungsstück beiseite, als er zufrieden mit dem Zustand schien. „Wenn wir leise sind, fallen wir auch keinem draußen auf und haben unsere Ruhe.“

Ob er sich da nicht täuschte? Die „Schatten“ suchten bestimmt schon nach ihr, wenn sie nicht langsam auftauchte. Und natürlich noch jemand anderes.

Rhysian hörte mit dem Rühren auf und legte den Löffel auf den Topf. „Meine Mama macht sich schon schreckliche Sorgen und sucht nach mir, ich spüre es richtig. Sie ist wütend, weil ich so ungehorsam bin“, murmelte sie. Ihre Augen blitzten. „Aber ich bleib' trotzdem hier bei

euch!“ Vermillion stutzte und rieb sich verwirrt die Nase als sie sah, wie fürsorglich Rhysian auf Gwian blickte - und dieser fast dankbar zurück. Hatte sie da etwas verpaßt, als sie bewußtlos gewesen war?

Schmollend verzog der Rotschopf den Mund. Das fand sie gemein - aber sie wollte sich jetzt nichts anmerken lassen, damit sie es später um so leichter hatte, das Geheimnis zu lösen. So legte sie dann eine Hand auf ihren Bauch und rieb fest.

„Wann gibt's denn endlich Essen. Ich hab' Hunger!“

Christel Scheja
April 1996

Der erste Morgen

43. Erststrahl - 1. Verle 168 n.G.

- 1 -

Er haßte die Dunkelheit, er haßte sie wirklich, wie noch nie etwas zuvor. Bisher hatte er immer geglaubt, er haßte die Unterstadt, doch war dies kein Haß. Es war ein Gefühl der Angst, der Unsicherheit, ein starkes Gefühl des Unbehagens. Auch Keriam hatte er nicht gehaßt, verachtet und verabscheut ja, aber nicht gehaßt.

Chatsar war auf dem Weg nach Hause. Es war früher Abend, doch es war so dunkel, daß man eine Laterne brauchte, um nicht über irgendetwas oder irgendjemanden zu fallen oder aber auf den spiegelglatten Straßen hinstürzen, auf denen tückische Klumpen gefrorenen Schnees herumlagen. Diese Laterne trug Chatsar schon seit Monaten mit sich herum, ohne Licht verließ er kein Gebäude mehr, denn man wußte nie, was alles in der Stadt herumlief.

Auch jetzt fühlte er sich wieder verfolgt, wie eigentlich immer, wenn er durch die Straßen ging. Doch Chatsar hatte es schon lange aufgegeben, sich ständig umzudrehen, man bekam seinen Verfolger ohnehin nie zu Gesicht. Nur wenn er das Gefühl der Bedrohung überhaupt nicht mehr unterdrücken konnte, wendete er sich kurz um.

Doch war dies bei weitem nicht das Schlimmste an der Nacht, inzwischen ereigneten sich die merkwürdigsten Dinge in der Stadt.

Vor einiger Zeit gab es in der Unterstadt eine Art Erdbeben, deren Ursache sich niemand erklären konnte. Es gab einfach plötzlich einen lauten Knall, und die Erde bebte. Wie groß der Schaden war, wußte Chatsar nicht, zum Glück mußte er den Unglücksort nicht besuchen, da seit der Nacht die Unterstadt für die Wache nur noch bis zur Kaserne auf der Südseite der Brücke reichte, das restliche Gebiet wurde von ihr eigentlich nicht mehr betreten.

Aber eine Ausnahme hatte es gegeben, am 30. Erststrahl war ein aufgeregter Knecht am Südtor der Kaserne erschienen und hatte verlangt, den Hauptmann zu sprechen, es wäre ein Mord geschehen. Morde waren in der Unterstadt zwar fast an der Tagesordnung, aber nachdem die Wache am Tor eine Beschreibung der Leiche erhalten hatte, war der Knecht doch zum Hauptmann vorgelassen worden. Der hatte dann beschlossen, doch eine Gruppe Soldaten zum Fundort zu schicken, und da Chatsar ein besonderes Talent dafür zu besitzen schien, für solche Sonderaufgaben ausgewählt zu werden, waren er, Mira, Feran und zwei weitere, vom Knecht angeführt, bis in den Süden der Unterstadt marschiert, sich der haßerfüllten Blicke der sichtbaren und unsichtbaren Bewohner wohl bewußt.

Der Knecht hatte ihnen dann schließlich den Eingang zu einem kleinen, windschiefen und stark einsturzgefährdeten Schuppen gezeigt, sich jedoch standhaft geweigert, mit ihnen hineinzugehen.

Bereits wenige Augenblicke später, nachdem sie alle einen Blick auf den Toten geworfen hatten und draußen vor der Schuppentür ihre bisherigen Mahlzeiten losgeworden waren, wußten sie auch, warum. In dem Schuppen, in einer dunklen Ecke, lag ein Mann an die Wand gelehnt. Seine Augen waren vor Schreck und Schmerz weit aufgerissen, die Zunge hing ihm aus dem Mund. Seine Kehle war weit aufgeschnitten, Arme und Beine abgetrennt und nicht aufzufinden. Ebenso war es mit seinen Gedärmen und, wie sich später herausstellte, mit seinen Stimmbändern. Es bestand kein Zweifel, dieser Mensch war das Opfer eines grausamen Dämons geworden. Den Soldaten blieb nur, den Leichnam in einem Sack zu verstauen und aus dem Schuppen zu entfernen. Dann riet Chatsar noch dem Besitzer, den Schuppen während der Dunkelheit nicht mehr zu betreten oder ihn am besten gleich zu verbrennen. Die Leiche brachten sie in die Kaserne.

Chatsar war sich sicher, daß dies nicht das letzte schreckliche Ereignis war, das sich in dieser elenden Dunkelheit ereignen würde. Längst hatte er beschlossen, die Stadt zu verlassen, wenn

es nicht bald wieder zu Tag und Nacht kommen würde, den Verle wollte er noch abwarten, dann würde er seinen Dienst beenden und mit Jaga und Freya weiter in den Süden ziehen. Das arme Kind konnte schließlich nicht Zeit seines Lebens in dieser Dunkelheit leben, Chatsar war sich sicher, daß es dann irgenwann einmal einginge wie eine Pflanze.

Früher einmal waren er und Jaga zusammen mit Freya stundenlang durch die Oberstadt gelaufen, mittlerweile spielte die Kleine immer nur kurz im Garten des Hauses seiner Eltern, wo Chatsar mit seiner Familie seit der Geschichte mit Keriam lebte. Doch war dies auf die Dauer natürlich kein Leben für ein Kind, auch wenn Freya es bisher erstaunlich gut ertrug. Nur ganz selten einmal hatte sie richtig Angst oder weinte, meist war sie sehr fröhlich und lachte oder lächelte still vor sich hin. Nur diese Tatsache, und der feste Glaube, daß diese Nacht nicht ewig dauern konnte, hielten Chatsar überhaupt noch in der Stadt, sonst wäre er längst weggegangen, so wie viele andere Bewohner es bereits getan hatten.

Nun, Chatsar hatte jetzt erst einmal einen Tag, oder viel mehr eine Nacht frei, bevor er eine Woche lang Wache am Südende der Brücke schieben mußte. Mittlerweile war er zu Hause angekommen, er öffnete die Haustür und betrat den Flur. Einen Monat hatte die Sonne noch, sich wieder zu zeigen.

- 2 -

Als Chatsar am nächsten Morgen erwachte, war es ebenso dunkel wie am Abend, als er ins Bett gegangen war. Es war eher sogar noch dunkler, denn es hingen schwere Wolken am Himmel und um das Haus pfiß ein eisiger Wind. Es war weit nach Sonnenaufgang, der jedoch nicht stattgefunden hatte. Chatsar hatte lange geschlafen, er war nach der Woche Dienst sehr müde gewesen.

Mürrisch zog er noch einmal die Decke über den Kopf. Er hörte Jaga im Haus arbeiten, ab und an wechselte sie ein Wort mit ihrer Tochter, die fröhlich vor sich hin brabbelte.

Schließlich erhob sich Chatsar doch und ging zur Waschsüssel, die hinter einem Vorhang versteckt war. Er wusch und rasierte sich, dann zog er sich an. Seine Stimmung hatte sich bisher aber noch nicht verbessert, die Dunkelheit drückte zusehends stärker auf sein Gemüt. Dann verließ er das Schlafzimmer und betrat die Wohn- und Esstube, wo Jaga dabei war, Gemüse zu putzen, während Freya auf einer Decke auf dem Boden saß und mit einem Löffel spielte. Als er den Raum betrat, wanden sich beide ihm zu.

„Guten Morgen, mein Schatz, ich hoffe, Du hast gut geschlafen?“ Jaga lächelte ihn an.

„Gute Nacht. Ja, es ging so“, brummte Chatsar und begann, sich sein Frühstück zusammenzusuchen.

„Was ist los mit Dir, fehlt Dir was?“ Jaga war aufgestanden, ging auf ihn zu.

„Ja, die Sonne. Wenn sie nicht bald wiederkommt, verschwinden wir!“

„Ach, Chatsar. Die Sonne fehlt uns allen, aber Du hast doch gesagt, wir warten noch...“

„Ja, werden wir auch, einen Monat bleiben wir noch hier, dann gehen wir.“

„Aber wo willst Du hin, und wovon willst Du leben? Hier hast Du Arbeit, kriegst guten Sold...“

„Von dem ich mittlerweile einen Großteil für Kerzen und Lampenöl ausbebe. Nein, in einem Monat gehen wir weg.“

Er beugte sich runter, streichelte seiner Tochter über die Haare.

„Schon deinetwegen müssen wir hier weg, Du kannst ja nicht ewig im Dunklen leben.“

Mit diesen Worten setzte er sich an den Tisch und frühstückte, während seine Frau das Gemüse weiter putzte.



Im Laufe des Vormittags besserte sich Chatsars Laune, was vor allem an seiner Tochter lag, mit der er lange spielte, während seine Frau das Essen vorbereitete. Nach dem Mittagessen machte Freya ihren Mittagsschlaf, und auch Jaga legte sich kurz hin. Chatsar wusch zunächst das Geschirr ab und ging dann nach unten zu seinen Eltern.

Auch die litten natürlich unter der Dunkelheit, besonders seine Mutter. Sie hatte in den letzten Monaten des öfteren starke Gelenkschmerzen gehabt und auch der Rücken machten ihr zu schaffen. So verwunderte es Chatsar auch nicht, daß seine Mutter, als er die Treppe herunterkam, nicht aufstand, so wie sie es früher getan hätte. Sie saß am Tisch im Vorraum und legte Wäsche zusammen.

„Hallo, Irtse, wie geht es Dir heute?“ Chatsar trat auf seine Mutter zu und umarmte sie leicht.

„Danke. Es geht so, gestern war es schlimmer. Wie geht es Dir und den anderen beiden?“

„Oh, die beiden schlafen, ich glaube, es geht ihnen recht gut. Aber mir reicht es langsam, ich halte diese Dunkelheit nicht mehr lange aus! Wo ist Vater?“

„Dein Vater macht die Küche. Er hilft mir, so viel er kann, jetzt wo es mir nicht so gut geht.“ Chatsar setzte sich auf einen der Stühle.

„Ich werde weggehen. Wenn die Sonne nicht bald wieder scheint, gehe ich weg.“

„Aber wo willst Du hin?“

„Irgendwo weiter in den Süden, da wo die Sonne scheint. Ihr solltet mitkommen.“

„Nein, ich glaube nicht. Wir können hier nicht weg.“

„Aber Du leidest doch, Du brauchst doch die Sonne.“

„Nein, tut mir leid, Chatsar. Wir können hier nicht weg, Dein Vater kann hier nicht weg. Aber ich bin mir sicher, daß die Sonne bald wieder scheint.“

„Das erzählst Du schon seit Wochen, ich glaube nicht mehr dran. Einen Monat noch, dann ziehen wir weg. So, ich gehe wieder hoch, grüß Vater und überlegt es euch noch einmal!“

Damit erhob sich Chatsar und ging wieder nach oben. Den Rest des Nachmittags verbrachte Chatsar damit, mit Freya zu spielen und seiner Frau im Haushalt zu helfen. Draußen fiel Neuschnee in dicken Flocken. Am Abend verabschiedete er sich dann und ging zurück zur Kaserne.

- 3 -

Chatsar stand am nächsten Tag mitten in der Nacht auf, daß heißt, es war tatsächlich Nacht, nicht ein dunkler Tag. Er hatte diese Woche Frühdienst. Er zog sich halb an, marschierte in den Waschraum, in dem bereits einige andere Soldaten waren. Dann ging er zurück in seine Stube und zog seine Uniform an. Anschließend ging er in den Speisesaal, um das Frühstück einzunehmen.

„Erster Verle, einen Monat noch in dieser elend dunklen Stadt!“ dachte er bei sich.

Eine Stunde, nachdem er aufgestanden war, löste er die wachhabenden Soldaten am Südtor der Brücke ab, die froh waren, aus der dunklen Kälte zu kommen.

„Es wird ein schöner Tag, man kann viele Sterne sehen.“ Feran stand wie immer neben Chatsar.

„Du meinst, es wird eine schöne Nacht.“

Aber Feran hatte recht, der Himmel war klar, nicht so wie gestern. Auch der Wind war fast weg. Dafür war es wesentlich kälter geworden, in wenigen Stunden würden ihre Füße fast abgefroren sein. Noch waren nicht viele Leute unterwegs, nur einige Händler zogen bereits in die Oberstadt. Aber es würde wohl ohnehin ein ruhiger Vormittag werden, seid der Dunkelheit waren weit weniger Leute zwischen den Stadtteilen unterwegs als zuvor. Das lag zum einen daran, daß viele Menschen die Stadt verlassen hatten, zum anderen gingen aber auch nur noch wenige Menschen aus der scheinbar größeren Sicherheit der Oberstadt ins Rattenloch,

etwas, was Chatsar sehr gut verstehen konnte. Ihm selbst hatte sein Ausflug vor vierzehn Tagen völlig genügt, er mußte nicht noch einmal dorthin.

So stand Chatsar vor dem Tor, ab und an kam einmal jemand, der die Brücke überqueren wollte. Heute gab es nicht einmal Ärger mit Passierscheinen, alles war in Ordnung. Zwei Stunden stand er so gedankenversunken, dachte darüber nach, wie das Leben außerhalb Elek-Mantows aussehen sollte. Eigentlich wollte er die Stadt gar nicht verlassen, er würde bestimmt irgendwann zurückkehren.

„Heh, Chatsar, sieh mal da drüben!“ Feran war ganz aufgeregt einige Schritte auf die Brücke getreten und starrte die Schlucht entlang nach Osten.

Auch die anderen beiden Soldaten waren auf die Brücke getreten, schauten in die selbe Richtung, ebenso wie die wenigen Menschen, die gerade über die Brücke gingen. Auch Chatsar, der plötzlich

das Gefühl hatte, daß es nicht mehr ganz so dunkel wäre, erkannte, was alle so in Aufregung versetzt hatte.

Die Sonne! Die Sonne ging auf! Die ersten rötlichen Strahlen kamen bereits hinter den Bergen hervor und ließen deren schneebedeckte Gipfel glänzen. Vor Freude strahlend trat nun auch Chatsar auf die Brücke, stellte sich neben Feran und legte einen Arm um ihn.

„Endlich, endlich wieder Licht!“ Mehr brachte er im Moment nicht hervor.

Hinter ihnen in der Kaserne hörte man überall Fenster und Türen aufgehen, im Hofe erklangen zunächst einzelne Rufe:

„Die Sonne! Die Sonne ist wieder da!“

Dann, nach einigen Minuten, brach dort lauter Jubelgesang aus, das Tor wurde geöffnet, und eine freudestrahlende Mira betrat die Brücke.

„Die Sonne! Die Sonne ist wieder da!“

Sie lachte, sprang freudig umher und fiel Chatsar um den Hals. „Endlich! Endlich!“

Dann stellte sie sich neben die beiden und schaute ehrfurchtsvoll zu, wie die Sonne sich langsam über die Berge erhob und die schneebedeckte Stadt in gleißendes Licht tauchte. Die Soldaten hielten ihre Hände über die Augen, aber sie konnten ihren Blick nicht von der Sonne wenden. Mittlerweile hörte man von überall her Schreie, Lachen und Gesang über die Schlucht herüberschallen. Die ganze Stadt schien auf den Beinen zu sein, um die Sonne zu begrüßen.

Nach etwa einer halben Stunde, in der sie stumm auf der Brücke gestanden hatten, wurden sie dann von Hauptmann Gehrfol freundlich, aber bestimmt aufgefordert, wieder ihren Posten einzunehmen. Mittlerweile war Chatsar froh, den Frühdienst zu haben, diese Freude hielt aber nur bis zum Vormittag.

- 4 -

Wenige Stunden vor der Ablösung passierte es. Der Verkehr auf der Brücke hatte wieder zugenommen, auch wenn er noch lange nicht so stark war wie vor der langen Nacht. Doch zur Zeit befand sich dort nur eine Gruppe von sieben Leuten, die, von der Oberstadt kommend, gerade mitten auf der Brücke waren. Da geschah etwas, was Chatsar nicht einmal in seinen schlimmsten Träumen für möglich gehalten hatte.

Am Nordrand der Schlucht kletterten irgendwelche Wesen die Schlucht herauf und gelangten auf die Brücke. Entsetzt wandte er sich um, um Meldung zu machen, stellte dabei jedoch fest, daß auch auf dieser Seite der Schlucht etwas die Wand hochkam.

Es waren seltsame, echsenartige Wesen, die Chatsar noch nie gesehen hatte. Die Krallen an ihren Füßen waren extrem lang, ebenso wie die Stacheln auf ihren Rücken.

„Achtung, da kommt was aus der Schlucht!“ warnte er die anderen Soldaten, die gerade jemanden kontrollierten. Als der jedoch die Wesen sah, drehte dieser sich um und rannte so schnell wie möglich davon.

„Wir müssen sie aufhalten!“ Chatsar hob sein Schild und nahm die Hellebarde in Kampfposition, auch Feran und die anderen beiden kamen zögerlich, doch kampfbereit näher. Das erste der Wesen hatte mittlerweile die Brücke erreicht und fauchte die Soldaten an. Dann ging es langsam, aber bestimmt auf die Gruppe mitten auf der Brücke zu. Chatsar versuchte es mit der Hellebarde zurückzutreiben, doch es schlug mit einem Prankenhieb die Hellebarde zur Seite und marschierte weiter.

Inzwischen waren auch die anderen auf die Brücke gelangt und kreisten die verängstigten Soldaten ein. Feran stach zu, erwischte jedoch nur einen der langen Stacheln, dafür fegte ihn aber eines der Wesen von den Beinen, so hart, daß er liegen blieb. Auch den anderen beiden erging es nicht viel besser, einer schaffte es immerhin, einem der Wesen eine kleine Wunde beizubringen.

Chatsar stand nun allein inmitten der Ungeheuer, er versuchte, ihnen zu entkommen, doch eines der Wesen haute ihn so hart von den Beinen, daß er auf dem Boden aufschlug und bewußtlos liegenblieb.

Sein letzter Gedanke war: „Nach all der Angst in der langen Nacht, warum so ein erster Morgen?“

Kai-Florian Richter

Diener des Lichtmeß II - Kilians Ankunft

1. Verle 168 n.G.

Prolog

Ein einsamer Lichtstrahl fiel auf den Boden des goldenen Käfigs... Es war still... Kein Laut ertönte, keine Stimme erklang.

„Und doch ist sie nicht tot!“ durchbrach da eine dunkle Stimme das Netz des Schweigens, daß sich in der „Halle der Töne“ ausgebreitet hatte.

„Was sagtet ihr, Vater?“ Kilian wandte sich dem Herrscher der Priskaner zu, der fest die goldenen Käfigstangen umklammert hielt.

Fürst Agathon seufzte tief und blickte kurz in die schwarzbraunen Augen seines Sohnes. „Die Trostlosigkeit frißt sich in mein Herz und macht mich krank, mein Junge. Spürst du es denn nicht auch, Kilian? Diese Leere, die schwer auf dieser Halle lastet?“

Der weißhaarige Mann verschränkte seine Arme hinter seinem Rücken und versuchte ein Lächeln: „Dann holt euch ein paar Musiker her, die eure Laune bessern... und vielleicht ein paar... andere... Sänger...“

Blitzschnell fuhr der Fürst herum und Zorn loderte in seinen grausamen Augen auf. „Wie kannst du es wagen?! Ich habe das Kostbarste in meinem Leben verloren, und du -“

„Das Kostbarste?“ schrie Kilian zurück, „das Kostbarste? Das, was ihr am meisten begehrt, mein Fürst, ist immer noch der Lichtmeß! Ich finde es seltsam, daß ihr einer Arietidin nachtrauert, die längst ihren Tod fand!“

Agathon starrte für endlose Augenblicke auf seinen Sohn... dem zukünftigen Herrscher über sein Volk... und nickte langsam.

„Ja... du hast recht, Kilian. Der Lichtmeß ist wichtig. Mein Herz schlägt weiter, weil es spürt, daß wir ihm näher kommen! Und doch-“, er betrat den Käfig, „und doch fühle ich, daß die Sängerin nicht tot ist.“

Obwohl Kilians Gesicht wieder ruhig geworden war und er eine entspannte Haltung angenommen hatte, flammte es erneut in seinen Augen auf.

„Ich habe gesehen, wie sie von meinem Falken stürzte, als sie fliehen wollte. Der Schrei, den sie von sich gab, liegt immer noch in meinen Ohren... ihr Körper ruht auf dem Grund des großen Wassers!“

Agathon lächelte: „Merkwürdig... wie kalt du dies sagst. Ich dachte immer, du wärest der Be-trübteste, von uns allen...“

„Was wollt ihr damit andeuten?!“ fragte Kilian gefährlich leise.

Sein Vater richtete sich zu seiner vollen Größe auf und blickte spöttisch zu ihm. Seine Augen verengten sich und sein Gesicht wurde hart. „Wenn die Leidenschaft entflieht... bleibt dennoch die Liebe erhalten, nicht wahr?!“

Beide Männer blickten sich nun schweigend an, die grauen Augen blitzten herausfordernd und lauernd, die schwarzbraunen mißtrauisch... Aber in beiden lag die gleiche Frage: „Was weiß er?“

Plötzlich fiel die Käfigtür mit einem lauten Knall ins Schloß.

Kilian umklammerte die Stäbe und knurrte seinen Vater im Inneren leise an: „Brianne ist tot... vergeßt sie, mein Fürst!“ Dann eilte er hinaus.

Agathon sah ihm lange nach... und schließlich lächelte er. Er trat in den Lichtstrahl, der einsam in den Käfig fiel und hob etwas vom Boden auf - es war ein lilafarbenes Kleid aus feinsten Seide, welches einst Briannes weiblichen Körper geziert hatte.

Es hatte bis jetzt achtlos am Boden gelegen, einige Risse verunstalteten es auch schon... dennoch war es wunderschön! Immer noch lächelnd griff der große Priskanerfürst nun in eine Tasche seines weißen Gewandes, und beförderte eine faustgroße, gläserne Kugel zutage. In dieser Kugel bewegte sich etwas... „Ich werde sie vergessen, wenn du sie vergessen kannst!“

Und das konnte er nicht!

Kilian rannte hinaus, er verließ die Burg und suchte die Klippen auf. Nachdenklich blickte er auf das blaue Meer, das kein Ende zu haben schien... kein anderes Ufer.

„Brianne, Brianne... ich hoffe, es war nicht falsch, dich übers Wasser zu schicken...“, wisperte der große Mann tonlos. Der Wind fuhr durch sein wolkenweißes Haar und streichelte sein Gesicht wie zum Trost.

Da hörte er einen Schrei. Lachend hob er den Kopf und erblickte seinen geliebten Falken über sich. Das riesige Tier zog einige Kreise und landete schließlich in der Nähe der steilen Klippen auf einer ruhigen Wiese.

„Na, Himmelsnaher? Wo bist du gewesen?“

Zärtlich berührten sich Falkenschnabel und Menschenstirn...

Der Fürst hielt die Kugel nah vor seine Augen und erinnerte sich an die Nacht, als der TON zu ihm kam...

Kilian hielt inne. Seine Hand, die eben noch den Kopf des Vogels gestreichelt hatte, stockte. Sein Blick war auf die großen Flügel des Falken gerichtet...

Im Inneren der Kugel verweilte der TON, der TON, welcher bewies, daß die Sängerin noch lebte! Agathon wußte wo! Und was er in Gang gesetzt hatte, würde gut enden...

Der Falke schrie und öffnete seine Schwingen...

Der TON manifestierte sich und wurde zum Schmetterling. Gefangen prallte er gegen die Innenseite der Kugel... Er bewegte die Flügel...

Kilian sank in die Knie und preßte sich beide Hände auf die Augen. Eine Welle der Qual überrollte ihn, und drohte ihn zu ersticken, wenn er sich bewegte.

Da war sie! Die Vision. Hart und grausam kam sie über ihn, riß seine Augen so weit auf, daß das Blut spritzte...

Dunkelheit liegt auf der Stadt... kein Licht dringt durch diese schwarze Haut!

Etwas schleicht und kriecht...

Eine Frau trägt zwei Bündel in ihren Armen

Wesen ziehen sich an felsigen Mauern hoch...

Lachend preßt die Frau zwei Kinder an sich und als sich endlich ein Lichtstrahl seinen Weg bahnt, hält sie sie ins Licht...

*Scharfe Klauen, stärker als Stahl, greifen nach den Neugeborenen.
Beide tun ihren letzten Atemzug...*

„Nein!“ schreit Kilian laut, und immer lauter: „Nein, nein!“ lauter, immer lauter.
Von plötzlicher Panik getrieben, springt er auf den verdutzten Falken. Nun ist der Zeitpunkt gekommen! Er muß nach Elek-Mantow... zu Brianne.
Sie ist in Gefahr... sie und ihre... Kinder!
In großer Gefahr!



„Hmmm...“
Zaghafte legte sie ihre linke Hand auf die Wölbung ihres Bauches. Mit der Rechten umklammerte sie ihr Schwert, aber es wirkte unsicher und nicht so entschlossen wie sonst. Ein leises, niedergeschlagenes Knurren entstieg ihrer Kehle.
„Großartig... eine Kriegerin, die nicht kämpfen kann!“ Eine Frau zu sein... und damit nicht fertig zu werden...
Brianne seufzte. Sie war nun schon eine lange Zeit in Elek-Mantow, wußte nichts über den Verlauf des Krieges in ihrer Heimat... den Lichtmeß...und Kilian würde sein Versprechen wohl nicht halten.
„Vielleicht ist er tot“ wisperte die große Frau in die Dunkelheit, die sofort nach den Worten schnappte und sie in einer mächtigen Faust gefangenhielt. Ja, die Nacht war immer noch da - Das Werk Agathons! Wenn es etwas in Briannes Leben gab, das Gewißheit hatte, dann war es Agathons Absicht, sie zu finden.
Und diese Schwärze war seiner Zauberkraft entsprungen! Ihre Freunde hatten versucht, es ihr auszureden... aber was wußten sie schon von ihrem Leid, ihren Ängsten... ihrer Sehnsucht. Sie wollte nach Hause!
Klickend schlugen ihre weißen Zähne aufeinander, als Briannes Gesicht sich plötzlich in Schmerz verzog.
Schon wieder bewegte es sich in ihr. Das Kind, das sie in ihrem Inneren trug... und das sie nie haben wollte. Als sie vor langer Zeit beschlossen hatte, in den Krieg zu ziehen, hatte sie gewußt, daß sie niemals Familie haben würde.
Sicher, Brianne hatte einen Gefährten gehabt... aber mehr bot sie den Priskanern nicht an.
Soviel Qual...
Wenn man ihr jemals das Kind nehmen würde - Brianne würde innerlich sterben... und ein totes Leben weiterführen.
Ärgerlich schlug sie sich eine Hand vor die Augen, als ein paar Tränen es wagten, über ihre Wangen zu laufen. Energisch wischte sie sie fort und stand auf. Sie stand am Rande der Schlucht, oberhalb von Shaminos Hängematte. Mit der Spitze ihres Schwertes ertastete sie einen Stein und stieß ihn hinab... Er fiel wohl für die Ewigkeit, denn kein Aufprall war zu hören... nur der Wind, der zischelnd durch die Spalte jagte.
Ach, der Wind auf Karses war ja so anders! Viel verspielter... freundlicher. Wie ein Schleier, der sich über das Töten legt und das Blut aufsaugt.
Brianne richtete sich auf und ignorierte den Schmerz im Rücken, so wie sie ihre gesamte Schwangerschaft zu ignorieren versuchte. Was man nicht sehen will, verschwindet manchmal von selbst. Und eine kleine Kriegerin hält sich an dieses Wunschdenken... so sicher wie sie sonst ihr Schwert hält.
„Bria?“ Shaminos Stimme klang sanft in ihren Ohren, doch heute wollte Brianne nicht mit ihm sprechen, also kniff sie den Mund zusammen und schluckte die letzten Tränen herunter.
„Weinst du?“ Shamino legte zärtlich seine Hände auf die Schultern seiner Geliebten. Obwohl Brianne schon sehr groß war, überragte Shamino sie noch um Einiges. Wie gerne hätte sie sich gegen seine starke Brust gelehnt und geweint...allem freien Lauf gelassen. Sie wollte nicht mehr alleine sein.

Halb wandte sie sich ihm zu... zog sich dann aber wieder zurück. Shamino war schließlich nicht ganz unbeteiligt an der Lage, in welcher sie nun steckte.

„Laß mich!“ fauchte sie leise und hockte sich auf den steinigen Boden.

„Oh nein, süße Bria! Ich laß dich nicht auf dem Boden sitzen! Was ist, wenn du eine Erkältung bekommst. Das wäre nicht gut für unser Kind.“

Der schwarzhaarige Mann, der in der Dunkelheit kaum zu erkennen war, was ihn für viele noch gefährlicher machte, als er ohnehin schon war, ließ sich neben der Arietidin nieder und zog sie auf seinen Schoß.

Brianne starrte für Sekunden in seine lächelnden, hellgrauen Augen, dann stand sie ruckartig auf.

„Sag mal, beherrsche ich deine Sprache immer noch so schlecht, daß du einfache Anweisungen nicht befolgen kannst?“

„Anweisungen?“ fragte Shamino grinsend, „Ich bin keiner deiner Soldaten, kleiner General. Ich bin dein Mann und der Vater deines Kindes... und ich mache mir nun mal Sorgen um dich!“ Die letzten Worte betonte er sehr eindringlich, doch Brianne winkte ab.

„Ich will aber allein sein!“

„Das ist eine Lüge! Du hast vorhin geweint... und du weinst nur, wenn du dich einsam fühlst und dich nach deiner Heimat sehnst.“

Große, schwarzblaue Augen, die immer glänzender wurden und verdächtig leuchteten, blickten Shamino entgegen.

„Ich kenn’ dich doch, meine kleine Bria.“

Briannes Hände zitterten und sie ließ das Schwert fallen. Shamino wollte es aufheben, stockte aber mitten in der Bewegung.

Brianne hatte ihn laut angeknurrt. Das war an sich nichts Ungewöhnliches. Es gab fast keinen Bürger mehr in Elek-Mantow, den sie nicht schon einmal angeknurrt hatte...

Aber das hier war... böse... hinterhältig!

„Was soll das?!“ fragte Shamino wütend.

Mit einer erschreckend schnellen Bewegung griff Brianne ihr Schwert und sprang wieder auf die Füße. Doch plötzlich preßte sie eine Hand auf ihren Bauch und stöhnte leise. Shamino tat es in der Seele weh, seine Geliebte leiden zu sehen.

„Du bist schuld daran... sieh was du aus mir gemacht hast! Ich kann nicht mehr kämpfen, nicht mal mehr geradestehen!“ schrie die rothaarige Frau ihm zu.

Also das ist es, dachte der Vigilant. Das ist es.

„Einer von uns beiden macht sich gerade ziemlich lächerlich, findest du nicht?!“

„Ach Shamino, du müßtest dich längst daran gewöhnt haben!“ knurrte Brianne zurück.

„Seit du das Kind trägst, bist du furchtbar gereizt, ist dir das schon aufgefallen?“

„Ich wollte kein Kind! Ich wollte immer nur Kriegerin sein, dann kamst du und nun hältst du mich mit diesem Kind!“

Shaminos Augen funkelten dunkel, als er die Worte vernahm, die er am meisten fürchtete. Und seine Stimme zitterte, als er die Worte aussprach, die er nie hatte sagen wollen: „Geh doch. Ich halte dich nicht!“ Er wandte sich um und sah in die Nacht. Als er sich nach einigen Sekunden vorsichtig umsah, war Brianne verschwunden... vielleicht für immer.

„Bria...“



Nun rannen sie doch über Briannes Wangen - die Tränen. Die verhaßten Tränen, die sie schwach machten, zum Opfer für alle, die jetzt zu ihr durchdringen konnten, in ihr Innerstes... Shamino konnte das! Er hatte es vom ersten Augenblick an gekonnt, als er sie von der Illusion befreit hatte.

Merkwürdig... er war kein Arietide, und doch dachte er wie einer...

Natürlich vertrat er eine etwas seltsame Ansicht von Gerechtigkeit, die oft nicht mit dem geschriebenen Gesetz in Elek-Mantow übereinstimmte... aber er war nicht böse. Brianne glaubte sogar, daß er tief in seinem Inneren niedergeschlagen war, versuchte etwas gut zumachen. Oder besser.

Ach, aber sie wollte nun nicht mehr an ihn denken! Ärgerlich stapfte sie weiter durch die Unterstadt und wischte sich verstohlen die Tränen fort.

Die Tränen auf ihrem Handrücken... wie die Tränen ihrer Schwester, als Brianne in den Krieg ziehen mußte.

Die Arietiden verlangsamte ihren Schritt und blieb schließlich stehen, den Blick auf ihre nasse Hand gerichtet.



... „Brianne, Brianne! Hier ist ein Brief von Schloß Lichtmeß! Stell dir vor, du sollst zur Ernennung des neuen Generals erscheinen!“

Das rotblonde Mädchen, das sich langsam zur Frau entfaltete, rannte hastig auf ihre ältere Schwester zu und schwenkte in der rechten Hand, wie eine Fahne, ein braungelbes Papier mit einem blauen Siegel.

Brianne, deren feuerrotes Haar in der Mittagssonne leuchtete als hätte es Eigenleben, klopfte ihrem Pferd noch einmal den Hals, bevor sie sich Lela zuwandte. „Aha. Und woher weißt du, was in dem Brief steht?“

Brianne lachte, als das Mädchen errötete. „Ich... ich habe ihn gelesen“, sagte sie leise, „weil, weil er doch von Schloß Lichtmeß kommt und es ist doch so wichtig!“

Brianne nahm den Brief und begutachtete ihn nachdenklich.

„Ja... es werden wohl ein paar Veränderungen auf uns zukommen... Laß uns reingehen, ich habe Durst.“

„Der neue General muß ein ganz außergewöhnlicher Mann sein. Der große Lichtmeß setzt alle Hoffnungen in ihn.“

„Ja, der Krieg könnte durch ihn gewonnen werden!“

„Das ist wahr... oh, es muß wohl ein furchtloser Krieger sein, der erwählt wird!“

Von überallher drangen diese oder ähnliche Gesprächsfetzen an Briannes Ohren. Sie beteiligte sich nicht daran. Sie war nur ein einfacher Soldat, geachtet, aber nicht übermäßig beachtet.

So schritt sie langsam durch den Festsaal, grüßte, verbeugte sich und fragte sich, was sie hier eigentlich sollte. Da sie keine Antwort fand, bemühte sie sich so unauffällig, wie nur möglich zu sein.

„Ruhe, Ruhe bitte!“ Eine ältere Frau war nach vorn getreten und hob sachte die Hände in die Luft. Wir von Schloß Lichtmeß freuen uns, daß sie alle erschienen sind... Wie sie alle wissen, steht es zum jetzigen Zeitpunkt nicht sehr gut um das arietidische Heer. Sehr viele Verluste mußten hingenommen werden, denn jeder verteidigt seine Heimat und den Lichtmeß mit seinem Leben und Herzen... Das bedeutet manchmal zu sterben! Doch vor einiger Zeit kündigte der Lichtmeß an, daß er heute eine Prophezeiung machen werde, welche die Zukunft des Krieges mit den Priskanern stark beeinflussen wird. Er wird heute einen von den hier Anwesenden zum General ernennen. Dieser General wird für uns siegen!“

Ein anerkennendes Raunen fuhr durch die Reihen und dann ein ungläubiges Staunen, denn der Träger des Lichtmeß war unbemerkt erschienen und bahnte sich nun einen Weg nach vorne. Dort schritt er auf einen erhöhten Thron zu und ließ sich elegant niedersinken.

In den Händen hielt er den Lichtmeß, welchen er nun sanft in seinen Schoß bettete.

Mit kalten und doch liebevollen Augen musterte der auserwählte Träger die Reihen der mutigen Kämpfer vor sich. Ein anerkennendes Lächeln lag auf seinen Lippen.

Dann sprach der Lichtmeß durch ihn und seine Lippen bewegten sich und erzeugten die Töne, die der Stein wählte:

„MUT IST IM KRIEGE LEICHTFERTIG, SO WIE ES GLEICHGÜLTIGKEIT IN DER LIEBE IST. KINDER KENNEN BEIDES NICHT, UND SO KÖNNEN KINDER UNS NUR ERRETEN! EIN SCHRITT ZU EINEM FEIND UND EINEM FREMDEN WIRD GEBRAUCHT... UND NUR EINEM FEUERSCHOPF KANN DIES GELINGEN.“

„Ein Feuerschopf?“

„Was denn für Kinder?“

Die Anwesenden blickten sich fragend und auch etwas zornig an. Warum konnte der Lichtmeß nicht einfach einen Namen nennen?

„DIE ZUKUNFT IST UNGESCHRIEBEN UND DOCH STEHT SIE DA... BRIANNE, TRITT NACH VORNE UND HÖRE DIR AN, WAS ICH NOCH ZU SAGEN WEIß!“

Brianne hob ruckartig den Kopf. Alle wandten sich ihr zu und starrten sie ungläubig an.

„Ein einfacher Soldat?“

„Eine Frau?“ wisperte es von allen Seiten.

Brianne schluckte ein paar mal, als sie schließlich durch die Menge schritt. Vor dem Thron blieb sie stehen und mit ihren großen, schwarzblauen Augen sah sie in den Stein... Für den Bruchteil einer Sekunde erblickte sie all ihr Leid, all ihre furchtbaren Schmerzen, nur um es dann wieder zu vergessen, als ob sie es nie gesehen hätte.

„SCHWERTKÄMPFERIN, DENK DARAN, WENN DU MORGEN ALS NEUER GENERAL IN DIE SCHLACHT ZIEHST, DAß DIE ZUKUNFT WEITER LIEGT ALS FÜNF SCHRITTE.“

Das Funkeln erlosch, die Lippen des Trägers schlossen sich und Blut tropfte auf sein weißes Gewand, das vorher nur mit bunten Ornamenten verziert war.

„Geh nicht, geh nicht fort! Oh, hätte ich dir den Brief nie gegeben!“ Lela klammerte sich an Briannes Hände, als diese gerade ihr Pferd besteigen wollte.

„Lela... ich komme doch wieder, ich verspreche es dir, ich komme wieder und werde mich um dich kümmern! Leb wohl!“ Sie drückte dem Mädchen einen Kuß auf und ritt davon.

Ihre Hände waren naß von Tränen - Lelas Tränen.



Alles hatte sie falsch gemacht, die mutige Kriegerin, die ängstlich wie ein Hase ins schützende Blätterwerk geflüchtet war.

Das Versprechen, das sie ihrer Schwester gegeben hatte... nie würde sie es halten können - niemals.

„Wie kann ich das denn auch? Lela ist in Karses... und ich bin hier gefangen!“

Briannes Augen glänzten fiebrig, als sie die Oberstadt erreichte. Sie war über die Armenbrücke gegangen... und sie wußte, daß sie dabei ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Wie schön wäre es, wenn eine große Brücke Karses und Nontariell verbinden würde, wie einfach wäre es dann, nach Hause zu gelangen.

Und wie wundervoll wäre es erst, den Lichtmeß wiederzusehen, ihn zu spüren und sich von ihm führen zu lassen.

Ach, Brianne vermißte ihr Leben. Das einzige, was sie hier noch hielt, war Kilians Versprechen... und Shamino... und natürlich die Menschen, welche ihre Freunde geworden waren - gute Freunde: Inigo, Torador und sogar Melirae Todesstreich. Aber trotzdem... „Ich will heim!“

Plötzlich stockte Brianne der Atem. Sie drehte den Kopf und... erstarrte!

Die Arietidin stand vor einem kleinen, hell gestrichenen Bürgerhaus. Es war eigentlich nichts besonderes an dem Haus, vielleicht war es sogar unscheinbar, vielleicht nur eines unter vielen.

Aber... da waren diese Zeichen an der Wand: Spiralen, Kreise, Vierecke und alle in verschiedenen Farben. Die Ornamente wirkten wie wild aufgepinselt und doch war da ein System, das nur das geübte Auge erkennen konnte. Das merkwürdige war, daß die Zeichen sich nie berührten, egal wie groß oder klein, niemals berührte eines das andere. Brianne trat näher. Für Momente vergaß sie ihren Kummer, dafür spürte sie eine seltsame Sehnsucht in sich, während sie die Ornamente betrachtete. Irgendwo hatte sie diese Zeichen schon einmal gesehen...sie kam nicht drauf.

Irgendwo... In ihrer Heimat... auf einem weißen Gewand... mit Blut -

Ein plötzlicher Schmerz in ihrem Bauch ließ Brianne aufschreien und in die Knie sinken. Sie preßte die Hände auf ihren Leib und stieß zischend die Luft aus den Lungen.

„Beim Lichtmeß... ich glaube, es geht los.“

Sie ließ das Haus der Astrologin hinter sich und wankte gebückt in die Dunkelheit zurück.

Ailanth k'irianh L'ye ließ den Vorhang zurücksinken und atmete auf. Sie fühlte sich seltsam, wenn sie diese Frau sah... irgendetwas war da, aber ihre Erinnerung gab es nicht preis.

„Noch nicht.“ flüsterte sie leise.



Der junge Heiler gähnte. Seine Augen starrten trübe in das Buch, welches vor ihm lag.

„Aber schlafen kann ich sowieso nicht!“

Doch sein erneutes Gähnen strafte Torador Broschakal lügen. Sich die Augen reibend schlurfte er zum Fenster und sah hinaus. „Schwarz.“

Dann setzte er sich aufs Bett. Er wollte nicht schlafen, wollte nur ein bißchen hier sitzen auf dem weichen, kuscheligen, warmen Bettchen.

„Ich warte hier auf Melirae, dann gehe ich zu Bett!“

Aufrecht und mit verschränkten Armen saß er da und lauschte nach Schritten... schweren Schritten. Melirae Todesstreich war wieder in dieser Söldnerkneipe gewesen, weil sie „ein bißchen Spaß“ brauchte.

„Als ob es mit mir langweilig ist!“ grummelte der feingliedrige Mann. Aber er wußte, das Melirae ihn nicht verletzen wollte... sie wollte nur, daß er sich entschied.

„Ich liebe sie... und bin zu feige es ihr klipp und klar zu sagen. Oh, das ist so erbärmlich!“ Er vergrub das Gesicht in den Händen und seufzte.

„Ja... wenn ich ein Hallakine wäre...“ Torador hätte Melirae schon längst gefragt, aber... er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß eine Frau wie Melirae Todesstreich ihn, den schwächtigen Torador Broschakal, das Bürschchen auf feinem Hause, liebhaben könnte.

Oder doch?

Verträumt ließ er sich auf die weichen Kissen fallen und schloß lächelnd die Augen. Sein Herz pochte laut und zerbarst fast vor Liebe.

Ja... mhm... es pochte wirklich laut. Es hämmerte! Erschrocken setzte Torador sich auf. „Ich habe geschlafen!“ stellte er erschüttert fest.

Dann ertönte erneutes Hämmern an seiner Tür und Meliraes Stimme: „Mach auf, Broschakal. Wir haben Gäste!“

‘Um diese Zeit?’ dachte der Richtersohn, beeilte sich aber die Tür zu öffnen. Da stand die Hallakine. Und auf ihren starken Armen trug sie die Arietidin Brianne. Ihr Kopf war nach hinten gekippt und sie keuchte laut und unter Schmerzen. Das Leder um ihren Schoß hatte sich mit Blut vollgesogen und es tropfte auf den Boden.

„Was ist los?“ rief Torador bestürzt.

Melirae blickte ihn ruhig an: „Ich sagte doch... wir haben Gäste.“



Warum war sie nur so hitzköpfig? Freute sie sich denn nicht auf das Kind? Diese Arietidin, sie konnte einem das Leben wirklich zur Hölle machen! Natürlich tat es Shamino sehr leid, daß es seiner geliebten Brianne so schlecht ging... aber es war ja wohl nicht seine Schuld?

Oder doch?

„Ach, was für ein Unsinn!“ Der Vigilant trat einen Stein beiseite und fluchte ein paar mal. Der Zorn, der in ihm brannte, galt aber auch sich selber, denn er brachte es nicht fertig zu glauben, daß er die Frau, die er liebte und begehrte, vielleicht nicht halten konnte.

Shamino liebte Brianne und er würde alles tun, um -

„Vorsicht!“ Gerade noch rechtzeitig sprang Shamino beiseite und wich dem Reiter aus, welcher seinem weißen Hengst die Sporen gab.

Der Vigilant strich seine schwarzen Haare zurück und fluchte wieder.

Der Reiter war ein Bote aus der Oberstadt gewesen. „Was der wohl hier will?“

Der weiße Hengst wieherte laut, Shamino folgte dem Geräusch und sah, wie der Bote vor der Hütte eines gewissen Logush anhielt. Er hatte es äußerst eilig und schien sehr erregt. Der Mann klopfte laut an die Tür des kleinen Hauses und rief den Namen des Bewohners.

Ach ja, dachte Shamino grimmig, der das Geschehen im schützenden Dunkel beobachtete, Logush wohnt ja nicht mehr dort, sondern -

„Herr Bellodores, Herr Inigo Bellodores, schnell, kommt!“

Nach einiger Zeit wurde die Tür geöffnet. Shamino gefror der Atem, als er vernahm, was der Bote nun zu sagen hatte: „Herr Bellodores, bitte, eure Frau bekommt das Kind.“

Der Nushq'qai räusperte sich: „Wie bitte, guter Mann?“

„Brianne bringt zu dieser Stunde euer Kind zu Welt. Sie ist im Hause der Broschakals. Kommt.“

Shamino glitt an der Hauswand herab, an welcher er gelehnt hatte und schluckte trocken.

„Sie... sie verleugnet mich!“

Die Nacht küßte den Vigilanten wie zum Trost, dennoch lachte sie hämisch und genoß seinen Schmerz... den Schmerz eines Liebenden.



„Verdammt noch mal, faß mich nicht an, du Monster - niemals!!!“ Scharfe Zähne blitzten auf und gruben sich tief in das Fleisch der Hallakine.

Diese versuchte angestrengt die aufgebrachte Arietidin aufs Bett zu drücken, damit Torador das Blut stillen konnte.

„Wo bleibt nur der Bote?“ maulte der junge Heiler und blickte immer wieder zum Fenster. Er hatte dem Mann aufgetragen, den Vater der Kinder zu holen und die Heilerin Sarjana. Sie war eine gute Frau und verstand ihr Handwerk... und ihr Spitzname „Katzenhexe“ war für Torador Broschakal ohne Bedeutung.

„Wo bleiben sie bloß?“ fragte er gerade schon wieder, als der markerschütternde Schrei Melirae Todesstreichs ihn erschauern ließ. Er dreht sich um und sah, wie die Hallakine ihren Arm hob... und Brianne hing wie ein Kläffer an ihr und zerrte an dem Fleisch ihres Armes.

Doch dann öffnete die Arietidin den Mund und sank müde auf das Bett. Das Laken war blutgetränkt und Brianne, die sich in Schmerzen hin und her wälzte, wickelte sich in das rote Laken.

Melirae schnaubte verächtlich, während sie ihre Wunde befühlte: „Wie ein Atamanenweibchen.“

„Melirae!“ Toradors Stimme war sehr ernst, als er die Kriegerin zur Ordnung rief. Und tatsächlich war Melirae sanfter, als sie sich der weinenden Brianne erneut näherte.

„Nun komm, du bist nicht die erste Frau, die ein Kind zur Welt bringt.“

Brianne flüchtete vor Melirae's Händen, die sie mit sanfter Gewalt aufs Bett drücken wollten.

„Nein, geh weg. Angst...“ Der Schweiß auf ihrer Stirn lief in die schwarzblauen Augen, die blind wirkten und gehetzt im Zimmer umherblickten. Sie hatte sich in eine Ecke verkrochen und fror erbärmlich.

Torador wandte sich wieder zum Fenster. Er rang mit sich... sollte er das Kind auf die Welt holen? Aber das hatte er noch nie gemacht und wer konnte schon sagen, das alles so wie in seinen Büchern verlief? Außerdem waren die Arietiden anders.

„Wo bleiben sie?“



Der weißhaarige Mann erschauerte. Sein Falke kreiste schon einige Zeit über der wabernden schwarzen Glocke, die über der geteilten Stadt lag. Er spürte etwas Böses... aber nicht unbedingt etwas Bedrohliches.

Und er mußte doch zu Brianne!

„Ich habe es versprochen!“

Der Falke stieß einen Schrei aus...



„Was war das?“ Brianne kreischte auf und ihre Finger verkrampften sich.

„Was denn?“ Melirae kniete neben ihr und schüttelte sie leicht. Dann strich sie ihr beschwichtigend eine rote Strähne aus dem wolkenweißen Gesicht. „Da war nichts, kleine Kriegerin. Zier dich jetzt nicht mehr und... gib das Kind frei!“

Brianne schaute Melirae ängstlich an, als sie eine warme, zärtliche Stimme von der Türe her hörten: „Und ich werde ihr dabei helfen.“

Sarjana legte ihren Wollschal auf einen Stuhl und bat Torador um eine Schüssel mit heißem Wasser. „Außerdem brauche ich saubere Tücher... und vielleicht Nähzeug.“

Ihr Blick schweifte durch den Raum und entdeckte an fast jeder Stelle Blut. Dann sah die Heilerin Brianne an. ‘Sie wird sterben, wenn es nicht schnell geht’, dachte Sarjana. Doch sie wußte ihre Befürchtung hinter einem leisen Lächeln zu verbergen.

Sie hockte sich zu der zitternden Arietidin und befühlte sanft ihren kugeligen, harten Bauch. Brianne ließ es ohne zu murren geschehen, sie kannte diese Frau nicht und war wie erstarrt.

Sarjana lachte auf einmal. „Ihr werdet heute zwei Kindern das Leben reichen... sicher werden beide so schön sein wie ihr!“ Sarjanas warme Hand ruhte auf Briannes kalter Wange.

Die Arietidin schluckte: „Zwei?“

„Ja.“



Torador betrat das Zimmer mit dem Gewünschten, und an seinen Fersen haftete Inigo, der sofort zu Brianne eilte, sie ohne zu fragen hochnahm und zum Bett trug. Es kostete ihn viel Kraft, die große Frau zu tragen... aber er merkte es kaum. „Was machst du denn für Sachen?“ fragte er sie mit gespielter Strenge.

Sarjana schob ihn sanft zur Seite. „Sie bekommt Zwillinge... Was wird sie da wohl gemacht haben?“

Errötend trat der Nushq'qai zurück und wich Melirae's spöttischen Blick aus. Brianne lag nun sehr bleich und sehr schwach auf dem Bett und lauschte wie verzaubert Sarjanas melodischem Summen.

„Ein... ein Falke... schrie...“, war das Letzte, was sie hauchen konnte, bevor ein graublauer Schleier ihr die Sicht nahm und sie in eine tiefe Ohnmacht fiel.

Torador legte ihr ein nasses Tuch auf die Stirn. „Wird sie...ich meine, wird sie es schaffen?“

„Gebt ihr das hier. Es ist wichtig, daß sie während der Geburt wach bleibt. Ich brauche auch die Hilfe der Mutter.“ Sarjana überreichte Torador ein Fläschchen mit einer violetten Flüssigkeit.

Nach ein paar Augenblicken kam Brianne wieder zu sich und schrie sofort auf. Eine Wehe zuckte durch ihren Körper und ihre Haare stellten sich auf.

Inigo legte sich eine Hand auf den Mund. Er konnte es nicht mitansehen, wie Brianne litt... aber er wollte sie nicht allein lassen!

Eigentlich müßte Shamino an ihrer Seite sein, dachte Inigo erbost. Dieser Junge... wurde Vater und war nicht mal da!



Oh doch, er war da.

Er war alleine, nur von Finsternis umgeben und voller eifersüchtiger Liebe. Sein Blick ging in einer geraden Linie zum Hause Broschakal. Hinter einem Fenster war Licht... und er war sich sicher, daß er dort auch Brianne finden würde. Und Inigo Bellodores, der an ihrer Seite stand und bestimmt ihre Hand hielt! Grummelnd wanderte der Vigilant auf und ab, mit einem seltsamen Lodern im Herzen.



Inigo Bellodores hätte bestimmt nichts lieber getan, als Briannes schwache Hand zu halten und ihr zu helfen, aber Männernerven setzen des öfteren mal aus, wenn es zur Sache geht.

Und so kann man es Melirae nicht verdenken, daß sie lauthals loslachte, als der Nushq'qai kreideweiß aus dem Geburtszimmer wankte mit einer Hand verdächtig vor den Mund gepreßt. Erschöpft lehnte er sich an eine Wand und holte tief Luft.

„Bei allen Göttern... ich hatte immer Achtung vor den Frauen - aber nun verdienen sie meinen größten Respekt!“

Melirae klopfte ihm hart auf die Schulter: „Da werden die Frauen sich bestimmt freuen, Kleiner... kommt Sarjana zurecht?“

„Oder gibt es irgendwelche Schwierigkeiten?“ fügte Torador hinzu.

Inigo schluckte wieder. „Nein, nein... so wie es aussieht, kommt sie gut zurecht. Aber Brianne hat viel Blut verloren!“

Torador seufzte und schüttelte langsam den Kopf, dann blickte er traurig zu einem Fenster hin... und erstarrte: „Seht! Seht doch nur!“

Melirae und Inigo wandten sich dem Heiler erstaunt zu.

„Was ist denn?“

„Da“, sein Finger deutete zum Fenster, „das Licht!“



Shamino blickte ungläubig zum Himmel. Etwas wunderbares geschah! „Die Sonne! Bei Hesevite... die Sonne geht auf!“

Ja, der leuchtende Ball zeichnete sich im Osten noch zart am Horizont ab, dennoch war das Licht stark, stark und gesund - wie neues Leben.

Mit einem Ruck wurde das Fenster des Geburtzimmers aufgerissen und ein goldener Lichtstrahl drang sofort ein und mit seinem Eintreffen ertönte Kindergeschrei. Laut und kräftig, so begrüßte das neugeborene Mädchen die Sonne. Und in ihren Schrei mischte sich ein anderer. Shamino blickte hoch und seine Mundwinkel zuckten.

Am Fenster erschien Sarjana, die Heilerin aus der Unterstadt. In ihren Armen hielt sie zwei kleine Bündel - Briannes Kinder, die gleichzeitig mit der Sonne das Licht der Welt erblickten. Tränen rannen dem schwarzgekleideten Mann über die Wangen und ein Teil seiner Liebe war in dem Kuß, den er den beiden Kindern zuwarf.



Brianne lachte erleichtert auf, als die Sonne sie blendete. „Oh, der Fürst muß besiegt sein! Ja, der Krieg muß vorbei sein und der Fürst tot!“

Sarjana, die gerade die Kinder in Briannes Arme drückte, verstand nichts von dem, was sie sagte, aber für die Mutter war diese Erkenntnis sehr wichtig.

„Beim Lichtmeß, ich bin so glücklich!!“ Sie drückte die Kinder fest an sich und küßt sie liebevoll. Dann blickte sie auf die Umstehenden.

„Wo ist Shamino?“

„Wer?“ fragte Torador.

„Shamino ist ihr Gefährte und der Vater der Kinder.“ erklärte Inigo.

Torador sah ihn verblüfft an. „Aber ich dachte, du wärest... Seltsam.“

„Ich will sofort zu Shamino! Er ist sicher in seiner Hängematte.“ Hastig stand Brianne auf, nur um dann benommen wieder zurückzusinken.

Sarjana nahm ihr die Kinder ab: „Ruhig, ihr habt viel Blut verloren. Ihr könnt nicht einfach losgehen und -“

„Oh doch!“ Brianne stand wieder auf und griff nach ihren Kleidern. Sie schämte sich ihrer Nacktheit nicht, aber Inigo und Torador wandten sich höflich ab, mit einem leichten Räuspern.

„Ich will sofort zu Shamino! Ihr könnt mich nicht hier festhalten!“ Knurrend starrte sie Sarjana ins Gesicht, die erschrocken beiseite wich.

Doch auf einmal spürte die Arietidin eine starke Hand auf ihrer Schulter - Inigos. „Hör mit zu, Brianne. Willst du mit deinen Kindern umherlaufen und Shamino suchen? Laß mich gehen. Ich richte mein Haus für dich und die Zwillinge her und hole dich hier ab. Dann suche ich Shamino und bringe ihn zu dir... in Ordnung?“

Brianne sah Inigo für Momente zweifelnd an... doch dann erkannte sie in ihm den Freund, auf den sie sich immer verlassen konnte.

„In Ordnung... gebt mir die Welpen.“ keuchte sie, als sie wieder aufs Bett sank. Sarjana legte die Kinder wieder in ihre Arme.



Als Inigo Bellodores das Haus der Broschakals verließ, wagte Shamino es, an der riesigen Eingangstür zu klopfen. Der Zorn war verraucht... nur noch Liebe war da und Angst - Angst davor, abgewiesen zu werden.



„*Blecha nimjeka*¹⁷... *Que 'Blecha sujamiblach melarriés?*¹⁸ *Blach ki'riék ikjo Sijoruj*¹⁹...“
„Ich versteh dich nicht, mein Freund... sieh doch nur: die Sonne!“

Die Leute hier in Elek-Mantow waren seltsam. Eine schier unbändige Freude schien sie zu befallen, wenn die Sonne aufging. Kilian kratzte sich am Kopf. „Na ja, wenn die Nacht hier auch immer so...dunkel ist.“

Wie sollte er bloß Brianne finden?



Zärtlich zog Brianne Shaminos Kopf zu sich herunter und küßte ihn. Während des Kusses lächelte sie leise und auch die Mundwinkel des neugeborenen Vaters zuckten merklich. „Ich... bin so glücklich.“ flüsterte er stolz mit einem Blick auf die zwei Babies, die, nachdem sie an Briannes Brüsten getrunken hatten, friedlich schlummerten.

Ihre dicken Mündchen bewegten sich manchmal wie zum Kuß und ihre kleinen Fäustchen wedelten in der Luft. Schon jetzt konnte man erkennen, daß das Mädchen das schwarze Haar ihres Vaters geerbt hatte, der Junge jedoch deutlich rötlichen Flaum aufwies.

„Oshami und Ebrian.“ wisperte Brianne und blickte ihren Gefährten bittend an.

„Ja, Bria... ich... ich liebe dich.“

Die Arietidin lächelte und ihre Augen blitzten munter auf.

„Herr Shamino? Ich glaube, ihre Frau muß sich nun ausruhen.“

„Nein, nein. Ich möchte in die Unterstadt. Inigo hat sowieso schon die Hütte vorbereitet. Gehen wir, Shamino?“

Shamino zögerte. Der Nushq'qai hatte auf einmal viel Anteil an seinem Leben... soviel hatte er ihm eigentlich nicht einräumen wollen. Aber die Kinder konnten natürlich nicht in der Hängematte groß werden. „Fürs erste, Bria... nur fürs erste. Dann seid ihr *meine* Familie.“

Brianne hob die Augenbrauen, sagte aber nichts. Stattdessen ließ sie sich von ihrem Gefährten aufhelfen, während Sarjana die Kinder übernahm.

Melirae und Torador folgten der Gruppe. Sie kamen bis zur Brücke, die Reich und Arm verband...



Was für eine Aufregung. Aber Inigo hatte sich der Mutter, welche wohl ein bißchen überdreht war, schlecht widersetzen können, oder?

Also war er so schnell wie möglich hierher gekommen, hatte alles vorbereitet und befand sich jetzt wieder auf dem Weg in die Oberstadt.

Dabei blickte er sich suchend immer wieder um. Er wollte den Vigilanten der Unterstadt finden, ihn mitnehmen und zu seinem Glück zwingen!

Er konnte ja nicht ahnen, daß Shamino längst seine Frau und seine Kinder in den Armen hielt.

„Verzeihen sie...“

„Ja?“ Inigo hatte sich höflich umgewandt um dem weißhaarigen Mann zu helfen, der ihn soeben angesprochen hatte. Dann stutzte er. Irgendwas war anders! „Bei den Göttern... ihr redet atietidisch!“ Inigo faßte den verdutzten Mann bei den Schultern.

Es war ein gutausssehender Mann... nur seine schwarzbraunen Augen wirkten... wie zerbrochen.

„Ja, ihr beherrscht meine Sprache sehr gut. Mein Name ist -“

„Kilian!“ versetzte Inigo.

„Ja, woher...“

¹⁷ Blecha nimjeka (arietidisch) = Verzeihen sie!

¹⁸ Que 'Blecha sujamiblach melariés (arietidisch) = Können sie mir helfen eine Frau zu finden?

¹⁹ Blach ki'riék ikjo Sijoruj (arietidisch) = Sie ist sehr groß und hat Feuerhaar.

„Später, Später. Kommt, ich bringe euch zu Brianne!“

„Ähm, es verwirrt mich, aber... ich folge euch!“

Lachend führte der Nushq'qai den zweiten Besucher von Karses, der je diesen anderen Kontinent betrat, zur Brücke.



Briannes Augen weiteten sich, als sie den Mann an der Seite Inigos erblickte.

Sein Haar war weiß wie die Wolken des Himmels, seine Augen hatten die Farbe von frischer Erde - Kilian.

„Kilian!“ Mit einem Freudenschrei löste die Arietidin sich aus Shaminos Armen und stürzte auf die Brücke.

Der Priskaner rannte ihr ebenfalls entgegen und sie schlossen sich winselnd wie kleine Hunde in die Arme und sanken in die Knie.

„Brianne, meine geliebte Brianne.“ Er bedeckte ihr Gesicht mit kleinen Küssen und preßte sie fest an sich. Tränen benetzten seine Schultern - Tränen der Freude.

Die anderen hatten sich um die zwei versammelt... Shamino bebte vor Zorn. Dieser fremde Mann wagte es, seine Gefährtin so zu berühren!

Seine Hände ballte sich zu Fäusten. Doch er rührte sich nicht.

„Kilian, sieh nur die Sonne! Ich weiß, was dies bedeutet. Der Fürst ist gestürzt, nicht wahr? Wir haben den Krieg gewonnen!“ Sie barg ihr Gesicht an seiner Schulter. Kilian blickte sie erstaunt an und seine Hände umfaßten ihren Kopf. „Wie kommst du darauf? Der Krieg ist noch lange nicht vorbei und... es steht schlecht um dein Volk.“

„Was?“ Briannes Stimme war tonlos und sie setzte sich ungläubig auf den Steinboden. Kilian stand auf und blickte von einem zum anderen... dann sah er die Kinder, welche ihn mit wachen Augen anstarrten.

„Ich mußte kommen, um euch zu warnen. Der Fürst -“

Am Himmel schrie der Falke.

Ein schreckliches Kreischen erscholl, als stahlharte Krallen über den Stein der Brücke kratzten. Da kamen sie... die Monster, die Agathon ausgesickt hatte, Brianne zu finden. Die Wesen zogen sich aus der Schlucht auf die Brücke, nahe der Unterstadt, und ihre Krallen verursachten dieses widerliche Geräusch - wie Fingernägel auf einer Schiefertafel. Sie waren trügerisch klein, reichten kaum bis zum Knie der Stadtgardisten, die nun aufgeregt zusammenliefen, um sich den Eindringlingen entgegenzustellen, aber sie waren über einen Sprung²⁰ lang. Die Monster schoben sich auf dicken, muskelbedeckten Beinen dicht am Boden vorwärts, ihr stämmiger, flacher Körper war mit dicken Falten grauer Haut bedeckt, aus der kleine Stachel zu ragen schienen. In ihrem länglichen Kopf steckten gelbe, schmale Augen, die grausam und kalt blickten. Das schrecklichste aber waren die trittlangen²¹, spitzen Stacheln, die leicht nach hinten gebogen, einem Kamm gleich, längst ihres Rückens hervorragten. Sie schienen in der Morgensonne in einem matten Blau zu blitzen.

Torador schrie entsetzt auf. Eines der Wesen riß seinen mächtigen Rachen auf und schnappte nach einem Gardisten. Der Mann konnte gerade noch zurückspringen, doch seine Hellebarde zerbarst zwischen den daumenlangen, gelben Zähnen zu kleinen Splittern.

„Schnell, auf die andere Seite!“ rief Inigo da. Die ganze Gruppe setzte sich stockend in Bewegung. Melirae mußte den Heiler am Arm mitziehen: „Aber... die Gardisten!“

„Im Krieg ist sich jeder selbst der Nächste, Broschakal! Wird Zeit, das du das lernst.“ versetzte die gewaltige Hallakine grimmig, aber auch sie war nicht zufrieden damit, zu fliehen. Aber was tun mit einem eitlen Gecken, zwei Heilern, einem Fremden und einer geschwächten Mut-

²⁰ Sprung = multorische Maßeinheit, entspricht zwei Meter.

²¹ Tritt = multorische Maßeinheit, entspricht 50 Zentimeter.

ter, auch wenn sie eine gute Kriegerin war. Die einzigen, die hier richtig kämpfen konnten, waren Shamino und sie - das würde nicht reichen.

Während die kleine Gruppe sich schnell auf das Tor der Oberstadt zubewegte, warf Torador einen letzten Blick nach hinten. Der letzte Gardist, ein Weibel, ging gerade zu Boden, durch den Prankenhieb eines der Wesen von den Füßen gerissen. Bei den gnädigen Göttern - Torador kannte diesen Mann - es war Chatsar Hlac...

Zum Glück für die Wachen hatten die Monster kein Interesse an ihnen. Sie wollten Brianne, lebendig, wenn möglich. Sonst: ihren Tod!

Im selben Moment kam die Gruppe zum Stehen. Melirae fluchte: „*Prekovja!*²² Die Biester kommen von beiden Seiten!“ Schnell schaute sie sich um. Die Monster waren bereits ein gutes Stück herangekommen. Ihre gedrungenen Leiber ruckten mit jeder Bewegung ihrer Klauen ein Stück näher.

Und sie waren hier gefangen, mitten auf der Brücke. Keine Möglichkeit sich den Rücken freizuhalten. Das breite Steingeländer der Brücke war nicht hoch genug und würde sie wegen der vielen Statuen mehr behindern, als ihnen nützen. Die herausragenden Arme würden die Waffen ablenken, und die Monster könnten unter ihnen nur um so leichter kämpfen. Und dann dieser verfluchte Schnee...

„Weiter!“, rief sie deshalb ihren verängstigten Begleitern zu. Diese waren entsetzt.

„Wieso?“

„Wir können doch nicht...“

„Da sind noch mehr von ihnen, hast du denn nicht...“

„*KORSCH!*²³“, schrie die Hallakine, „Maul halten! Wollt ihr hier abwarten, bis ALLE da sind? Wir brechen dort durch.“ Sie wies mit der Axt auf die herannahende Front von grauen Leibern. Mit leichtem Schwindelgefühl zählte Torador nach: fünf Monster nahten heran. Ihm wurde schlecht.

Unter Melirae's harschen Befehlen eilten sie weiter. Shamino und Torador stützten Brianne, die aber von der Angst und Wut angetrieben, schon wieder alleine gehen konnte. Die Wesen waren noch fünf Sprung entfernt, jetzt noch drei.

„Halbkreis! Heiler, ihr bleibt hinten und schützt die Kinder und Brianne.“

„Nein!“ wurde sie unterbrochen. Brianne zog ihr großes Breitschwert aus der Scheide, und fast schien es, als würde die Waffe klingend ihre Befreiung begrüßen. „Die Monster wollen mich. Bleibt zurück!“

Shamino schüttelte wild lachend den Kopf: „Niemals, kleine Bria! So schnell wirst du mich nicht wieder los.“

Die Kriegerin schaute in die Runde ihrer Freunde. Alle schienen bereit sie und die Kinder zu retten - oder dabei zu sterben. Melirae enthob sie jeder weiteren Entscheidung: „Genug geschwätzt! Laßt keines der Biester in unseren Rücken! Torador: Schrei, wenn die von der anderen Seite zu nah kommen.“ Im Nu nahmen die Kämpfer Aufstellung.

Shamino hielt Degen und seinen seltsamen, großen Dolch nach vorne gestreckt, und leckte sich nervös über die schweißbedeckte Oberlippe. Das war nicht seine Art. Er schlug zu und war weg, nur um dann wieder zuzuschlagen. Er erwartete den Gegner nicht.

Kilian hielt sein Schwert zum Schlag erhoben, der kalte Wind spielte mit seinem weißen Haar. Diese Monster hatte sein Vater geschickt... nein, nicht sein Vater - der Fürst.

Melirae wechselte die riesige Axt von einer Hand in die andere, umfaßte den Schaft schließlich mit beiden. Das Blut rauschte in ihren Ohren.

Brianne hatte Mühe, das große Breitschwert zu heben. Ab und an zuckte die Klinge hin und her, aber nicht weil Brianne zitterte. Die böse Seele, die in der Klinge wohnte, freute sich auf

²² Prekovja! (Hallaksch) = Verflucht noch mal!

²³ Korsch! (Hallaksch) = Ruhe!

eine Gelegenheit zu töten, zu zermalmen... wie lange war es her? Immer wieder warf Brianne Blicke über ihre Schulter, auf die Zwillinge, die friedlich schlummernd in Sarjanas Armen lagen.

Inigo schließlich tänzelte vor und zurück, ließ die dünne Klinge seines Degens durch die Luft zischen und lächelte den anderen aufmunternd zu. Ingeheim betete er schon seit einiger Zeit, daß die Spitze seiner Waffe überhaupt in der Lage sein mochte, die dicke Haut dieser Wesen zu durchdringen.

Dann waren die Monster da. Mit lautem, markerschütterndem Gekreisch stürzten sie sich auf die Gruppe. Melirae sprang vor und hieb dem ersten ihre Axt auf den Schädel. Es gab ein Krachen und das Vieh brüllte auf, doch vom eigenen Schwung nach vorne getrieben, riß es Melirae von den Füßen.

Shamino bohrte den Degen in die Schulter des Wesen und versuchte den Dolch hinterherzuschicken, doch da bäumte sich das Wesen auf. Seine schrecklichen Kiefer krachte nur Fingerbreite neben dem Kopf des Mannes zusammen. Kurzenschlossen sprang er zur Seite und zog dabei den Dolch über die Unterseite des Wesens.

Kilian hieb mit seinem Schwert zu und riß eine tiefe Wunde in den Rücken des Monsters, doch dann verhakte die Klinge sich in den Stacheln seines Gegners und wurde ihm aus der Hand gerissen.

Brianne ließ zum ersten mal seit langem ihrem Schwert freien Lauf. Ihr geschwächter Körper wurde hinter ihm hergezogen und hackte auf den Kopf des Wesen ein. Dunkles Blut floß zusammen, um die geschlagenen Wunden zu füllen.

Inigo sah keine Möglichkeit das Wesen zu stoppen, doch es stellte sich heraus, daß dies nicht nötig war. Die Monster wollten alle zu Brianne. Also sprang er vor und stach zu. Sein Degen drang nur mühsam durch die dicke Haut des Monsters. Wieder und wieder stach er zu, es schien das Wesen nicht zu scheren. Schließlich aber drehte es sich um und wandte sich dem Nushq'qai zu.

Der Treffer der Hallakine war tödlich gewesen. Stöhnend richtete sie sich wieder auf und schaute sich um. Der Fremde, Kilian, schien in Bedrängnis. Die anderen hielten sich gut. Das Monster, welches den Vigilanten fressen wollte, mußte erst seinen Stahl schlucken. Brianne hatte das ihre schon so weit geschwächt, daß es nur noch ein wenig zuckte. Trotzdem hieb sie wieder und wieder auf den stämmigen Leib ein und riß neue Wunden. Der Nushq'qai glitt schnell zur Seite weg, als das Wesen nach ihm schlug, und bohrte ihm erneut die Klinge in die Flanke.

Also sprang Melirae wütend schnaubend nach vorne und ließ die Doppelklinge auf den Kopf des Wesens niedersausen, das Kilian bedrängte. Es knirschte und krachte, als die Axt traf. Sie schnitt nur unwesentlich ein, aber die reine Wucht des Schlages hatte das Genick gebrochen.

Zwei noch. „Hilf Shamino!“ rief sie dem Fremdem zu, der sie nur fragend ansah, und dann zu Brianne trat. Melirae fluchte und rannte zu Inigo, der das vierte Wesen mit schnellen, gut platzierten Stichen davon abhielt, sich wieder Brianne zuzuwenden. Dieses sah ihn jedoch wohl nur als lästige Ablenkung ab.

„Die Augen, Narr, die Augen!“ schrie ihm die heranstürmende Hallakine zu. Er fluchte tonlos. Natürlich, wie hatte er das übersehen können. Mit einer fast tänzerischen Drehung wich er einem Prankenhieb des Wesens aus, ging leicht in die Knie, streckte eine Hand nach hinten, und bohrte dem Wesen seine spitze Klinge ins Auge. Das Wesen sackte zusammen.

Im selben Augenblick schrie Torador laut. Es waren keine Worte, er schrie aus lauter Panik. Melirae wechselte ihre Richtung und sah mit Schrecken, daß die Wesen ganz nah bei den Heilern waren. Sie sprang aus vollem Lauf über beide hinweg, die sich über die Kinder kauerten und landete auf beiden Beinen. Sie holte aus... da sprang eines der Wesen. Völlig überrascht davon, daß ein so klobiges Ding dazu in der Lage war, reagierte Melirae zu langsam. Statt auszuweichen, versuchte sie ihren Schlag zu vollenden. Das Vieh rammte sie mit der Schnau-

ze in den Magen und landete auf ihr. Die Luft wurde aus ihren Lungen gepreßt. Verzweifelt ließ sie ihre Axt fallen und konnte gerade noch das Maul des Monster umfassen, bevor es ihr den Kopf abbiß. Seine Krallen aber rissen ihre Seite auf, sein Gewicht drohte sie zu ersticken. Shamino holte zum entscheidenden Schlag aus. Plötzlich grollte das Wesen vor ihm und die Stacheln, die wie stoppeliges Haar in seiner Haut steckten, schossen hervor. Instinktiv riß der Mann der Dunkelheit seine Arme nach oben, um sein Gesicht zu schützen und krümmte sich zusammen. Wie tausend heiße Nadeln trafen ihn die Dorne und drangen in sein Fleisch. Er biß sich auf die Lippen, um nicht aufzuschreien. Als er die Arme wieder senkte, hieb das Monster zu und traf sein Bein. Die Kleidung wurde aufgerissen und Blut klatschte in den Schnee. Diesmal schrie Shamino, vor Wut und Schmerz, als er seinen Dolch bis zum Handkorb im Nacken der Kreatur versenkte.

Inigo wischte sich ärgerlich eine Handsträhne aus dem Gesicht. Der Weg zur Oberstadt wäre frei, aber sie konnten Melirae natürlich nicht hier sterben lassen. Er sprang nach vorne.

Briannes Schwert ließ von dem blutigen Rest ab, den es von Agathons Wesen übriggelassen hatte und wandte sich denen zu, die aus der Unterstadt kamen. Es waren vier, eines lag auf der Hallakine. Ohne einen zweiten Gedanken lief sie dorthin.

Torador stand wie erstarrt. Seine Geliebte war unter einem dieser grausamen Wesen gefangen. Es kratzte ihre Seite auf, schon färbte dunkles Blut den Schnee um sie herum rot. Warum tat denn niemand was? Warum?

Da fiel sein Blick auf die Axt. Mit einem verzweifelten Schrei stemmte er sie hoch und ließ sie auf das Wesen fallen. Fauchend ließ es von der Hallakine ab und kroch nun auf Torador zu. Der Heiler konnte nicht so schnell zurückweichen, wie das Monster aufholte. Plötzlich stand er mit dem Rücken an dem Rand der Brücke. Das Wesen riß den Rachen auf, sprang und schnappte zu. Im letzten Moment wurde Torador zur Seite gerissen, so daß die Zähne des Angreifers sich um eine Statue schlossen, die krachend zerbarst. Torador rutschte zu Boden, in den weichen Schnee und sah nur ein Paar schwarze Stiefel - Shamino. Kurz darauf sah er auch zähe Tropfen schwarzen Blutes, die von Shaminos Waffe in den Schnee tropften. Ein weiteres der Wesen tot.

Blieben drei.

Melirae konnte sich nur unter starken Schmerzen aufrichten. Trotzdem griff sie nach einem Blick auf Torador ihre Axt und gesellte sich zu Brianne, die bereits auf ihr nächstes Opfer einhackte.

Kilian hatte sein Schwert wiedererlangt und wich immer wieder den Streichen eines Monsters aus. Es gelang ihm nicht, einen Streich anzubringen. Shamino wollte ihm zu Hilfe kommen, aber sein Bein versagte ihm den Dienst. Scharf atmend sank er auf die Knie. Mühsam rief er seinen Kumpanen zu: „Sie schießen Dornen!“

Als die beiden Kriegerinnen die Warnung erfaßten, war es schon zu spät. Das bereits böse zugerichtete Monster zischte böse, dann flogen plötzlich kleine Stachel des Wesen auf sie zu und stachen in ihre Haut. Die ohnehin geschwächte Hallakine brach in die Knie, Brianne schrie grell auf. Ihr Schrei wurde fast verzweifelt von dem noch immer über allem kreisenden Falken beantwortet. Es gab nichts, was er tun konnte.

Mit einem letzten Streich erledigte Brianne das Monster.

Melirae erhob sich schwer atmend. Dann stapfte sie langsam auf Kilian zu, der noch immer vor dem Wesen floh, das ihm nachstellte. Brianne sah sich um, sah ihren Gefährten auf den Knien, Torador im Schnee, Sarjana über ihre Kinder gebeugt. Erst jetzt wurde ihr das wahre Ausmaß der Gefahr bewußt, in der sie steckten... und alles wegen ihr! Ihre Hände begannen zu zittern, und sie verfluchte sich dafür.

Inigo hatte mit dem letzten Wesen seine liebe Not. Es griff mit unvermittelter Härte an, so oft er es auch traf. Außerdem schützte es seine Augen immer wieder mit einer blitzschnellen Drehung des Kopfes vor seinen Streichen. Wütend schrie der Nushq'qai auf und stimmte ei-

nen Kampfgesang an, um sich Mut zu machen. Erstaunt hörte er, wie Melirae in den Gesang mit dröhnender Stimme einstimmte.

Jetzt endlich traf er, und das Wesen sackte zusammen. Verwundert sah er, es fiel ihm jetzt erst auf, daß dieses Wesen silberne, statt der blauen Stacheln auf dem Rücken hatte. Auch schienen diese ein gutes Stück länger. Schnell sah er sich um: das letzte Wesen hatten Kilian, Melirae und Brianne bereits erledigt. Erleichtert atmete er auf.

„Brianne, Melirae, schaut euch das an.“ rief er. „Dieses Wesen hat -“

Er sollte den Satz niemals beenden. Das Monster machte einen gewaltigen Satz nach vorne und kreischte dabei wütend. Die Klauen durchschnitten das dünne Hemd des Nushq'qai und landete in seinem Bauch. Der Mann stöhnte auf und sackte zusammen. Brianne und Kilian sprangen ihm zur Hilfe. Bevor Melirae den Kampfplatz erreichen konnte, erhob sich das Monster auf die Hinterbeine und schlug mit den Pranken nach dem weißhaarigen Fremden. Beide trafen, doch der Priskaner wurde nur nach hinten geschleudert.

Als das Wesen sich nun nach vorne fallen ließ, konnte Brianne den Nushq'qai gerade noch wegreißen. Die riesigen Klauen des Wesens krachten schrecklich auf das Geländer der Brücke und hinterließen tiefe Schrammen.

Melirae sah das Wesen dort stehen, aufgestützt auf das Geländer. Sie fällt eine Entscheidung, ließ die Axt in den Schnee fallen und drehte die Schulter herein. Mit voller Wucht trafen die beiden massiven Körper aufeinander. Mit lautem Knirschen sprang Melirae's Oberarm aus dem Gelenk, sie stöhnte laut.

Das Monster Agathons aber wurde aus dem Gleichgewicht gebracht, kippte halb über das Geländer und klammerte sich nur noch mit einer Kralle fest, verhinderte nur dadurch den Sturz in die schier bodenlose Schlucht. Mit einem wütenden Schnauben hackte Brianne diese Pranke ab, das Wesen schrie laut. Eine schwarze Flüssigkeit spritzte aus dem Stumpf und schmolz den Schnee, wo sie auftraf.

Erleichtert seufzend blickte Brianne dem kreischenden Wesen nach.

Plötzlich ging ein reißendes Geräusch von dem Wesen aus, und schwarzes Blut spritzte in alle Richtungen weg. Die Haut des Wesen spannte sich über etwas, das in seinem Inneren zu wachsen schien. Dann platzte sie ganz auf und eine dunkle Masse schoß heraus, verfestigte sich noch im Fallen zu einem gigantischen Körper. Aus dem dreieckigen Kopf mit rotglühenden Augen ragten die Stacheln, die vorher den Rücken des Wesens geschmückt hatten. Im Vergleich zu seinen Vorgängern war dieses Monster riesig. Ledrige Flügel, mehrere Sprung²⁴ breit, hoben das Ding langsam aus der Schlucht heraus. Unter dem schlanken, geschmeidigen Körper zuckte ein langer Schwanz hin und her. An diesem Schwanz prangten die gleichen, nadelspitzen und kindsgroßen Stacheln, wie auf seinem Kopf - und vorher auf seinem Rücken, wenn dies noch das gleiche Monster war... Die krallenbewehrten Pranken waren jede so groß wie Inigo. Es hatte zusätzlich zu den Flügeln vier Beine. Und es brüllte laut und grausam.

Hilflos mußten die Gefährten mit ansehen, wie das Monster der Brücke immer näher kam. Melirae fand als erste ihren Geist wieder: „Schützt die Kinder!“ befahl sie und eilte zu Sarjana herüber, die erleichtert aufgeblickt hatte, sich aber bei diesem Ruf sofort wieder über die Nachkommen Briannes und Shaminos duckte. Sie mußte frieren, so im Schnee hockend, aber das war jetzt nicht wichtig.

Schnell hatten sie sich wieder versammelt - und boten einen erbärmlichen Anblick. Die Mutter der Kinder stand zitternd da, die Anstrengung der schwierigen Geburt und ihre Angst forderten ihren Tribut.

Der Vater stand nur auf einem Bein, aus dem anderen flossen dünne Ströme Blut in den Stiefel. Seine nackten Arme waren gespickt mit Dornen, um die herum sich das Fleisch bläulich färbte. Auch er schwankte.

²⁴ Sprung = multorisch, 2 Meter.

Kilian war bis auf einige Schrammen unverletzt, aber seine Augen waren fiebrig. Er war das Kämpfen nicht gewohnt - nicht mehr.

Inigo krümmte sich leicht unter Schmerzen, das Gesicht verzerrt, hielt aber noch immer seinen Degen. Sein Hemd und seine Hose waren blutgetränkt.

Die Hallakine zog Kilian zu sich heran und fauchte ihn an: „Nimm meinem Arm und halt ihn fest!“ verwundert gehorchte er ihrem Befehl und umfaßte ihren Oberarm fest. Die Hallakine rammte ihre Schulter nach vorne und mit lautem Knirschen rutschte der Knochen wieder in sein Gelenk. Dann stellte auch sie sich auf, die Axt nur in einer Hand. Ihr Fellumhang war nicht länger schwarz-weiß - er war schwarz rot.

Hinter ihnen lagen Sarjana und Torador im Schnee und bedeckten die Kinder mit ihren Körpern, um sie vor der Kälte und allen anderen Unbilden zu schützen - vermutlich vergebens.

Und sie alle wußten, daß sie sterben würden. Dieses Monster war riesig und seine Kräfte kaum zu übertreffen. Wenn überhaupt, dann konnten sie es nur zusammen besiegen...

Rauhes Flattern erscholl, als das Wesen sich über die Brücke erhob. Es hob sich mit jedem trägen, kraftvollen Schlag weiter nach oben, und ließ sich dann auf die Brücke fallen. Seine Krallen prallten auf und die ganze Brücke erbebte.

Die Kreatur überragte alle aus ihrer Gruppe leicht um das Doppelte! „Wir werden alle sterben...“, flüsterte Inigo, aber es schwang keine Angst in seiner Stimme mit. Über Angst waren sie alle schon hinaus - dies war schiere Verzweiflung.

„*Vladjostok*²⁵... aber wir werden kämpfend untergehen!“ antwortete die Hallakine.

Agathons unmenschlicher Diener legte den Kopf schief. Dann kreischte es abgehackt, fast als würde es lachen. Es schlug ein paar mal mit seinen durchscheinenden Flügeln, dann erhob es sich mühsam wieder in die Luft... und flog auf die Verteidiger zu. Sein Schwanz peitschte bössartig hin und her.

Es kam näher, immer näher. Die Menschen verteilten sich etwas, nur um dann erschrocken festzustellen, daß die Kreatur gemächlich auf Brianne zuflog. Seine scheinbare Trägheit täuschte. Plötzlich schoß es herab und hieb mit seinem Schwanz nach der Arietidin. Sie warf sich in den Schnee, entging den langen Stacheln knapp. Doch das Wesen hatte damit gerechnet. Es legte seine Flügel an und wollte sich auf die Kriegerin fallen lassen, als ein dunkler Schatten aus der Sonne schoß.

Kilian keuchte auf: „Himmelsnaher - nein!“

Der Falke bohrte seine Krallen in den krummen Rücken von Agathons Schöpfung. Es brüllte überrascht auf und faltete seine Flügel kurz wieder aus. Das gab Brianne genug Zeit, sich unter den bössartigen Krallen wegzurollen. Die Gefährten stürzten herbei, hackten auf die Beine ein, so gut sie konnten. Einige der Streiche zogen Blut, andere blieben wirkungslos. Da erhob sich das Wesen wieder in die Luft.

Es drehte sich und empfing den angreifenden Falken mit einem gezielten Schwanzschlag. Das große Tier, das doch gegen seinen Gegner winzig wirkte, kreischte erschrocken auf. Federn trudelten zu Boden.

„Nein! Flieh, Himmelsnaher, flieh!“ schrie Kilian und der Vogel gehorchte ihm.

„Solange das Ding fliegt, haben wir keine Chance!“ murmelte Shamino.

Inigo nickte grimmig: „Du hast recht! Zeit die Chancen auszugleichen!“

Das Wesen ging in seinen nächsten Anflug. Der Nushq'qai machte einige Schritte nach hinten und rief: „Melirae, stillhalten, auf jeden Fall!“

Verwundert gehorchte die Hallakine. Inigo wartete... wartete... dann rannte er los, sprang ab, benutze die breiten Schulden der Hallakine als Podest, und flog durch die Luft. Er machte einen Salto. Als er seinen Körper wieder ausstreckte, hatte er den Degen mit beiden Händen wie

²⁵ Vladjostok (Hallaksch) = Mag sein

ein Messer über den Kopf erhoben. Das Monster schien mit einem solchen Angriff nicht gerechnet zu haben, denn es flog einfach weiter.

Inigo Bellodores prallte in fast drei Sprung²⁶ Höhe gegen die faltige Haut der Flügel, rammte seinen Degen hindurch, und rutschte dann an ihm herunter. Das ledrige Material zerriß und ließ das Wesen trudeln. Hart knallte es auf die Brücke, und nicht weniger hart landete auch Inigo. Er wurde bewußtlos.

Die Kämpfer stürmten nach vorne. Das Wesen mußte sich fühlen, wie von Ameisen belagert. Es ließ seinen Schwanz nach vorne sausen. Brianne und Melirae gelang der Sprung darüber, Kilian ließ sich in den Schnee fallen. Aber Shamino konnte mit seinem kaputten Bein nicht so gut reagieren. Zum Glück knickte er weg, so daß ihn der Schwanz mit der stachellosen Unterseite traf - aber immer noch mit der Gewalt eines Pferdewagens. Er rollte einige Meter über den kalten Boden und knallte dann hart gegen das Geländer. Er versuchte aufzustehen, aber um ihn herum drehte sich alles.

Die verbleibenden drei hackten auf das Wesen ein. Es trat nach ihnen, und nur mühsam konnten sie seinen Angriffen entgehen. Kilian wollte es umrunden, aber er wurde von dem oberen Ende des Schwanzes getroffen und flog schreiend einige Sprung²⁷ durch die Luft. Verzweifelt krümmte er sich zusammen, so daß er sich überschlagend ausrollte. Sein Brustkorb schmerzte, vermutlich war eine Rippe gebrochen. Er würde es überleben, seinen Gefährten aber konnte er nicht mehr beistehen.

So waren die beiden Frauen denn alleine. Das Monstrum packte nach Brianne, doch Melirae hieb zu, bevor es sie erreichen konnte. Die Pranke wurde abgetrennt und fiel zuckend auf den Boden. Schwarzes Blut spritzte der Hallakine ins Gesicht und blendete sie kurz. Das Wesen hieb mit der anderen Pranke nach ihr, und obwohl Brianne den Hieb abbremsen konnte, warf er die Hallakine doch zu Boden, neben eines der toten Monster, die jetzt so viel weniger gefährlich wirkten, mit diesem Ding vor Augen. Das Wesen setzte seinen Fuß auf sie und Knochen krachten, doch den stabileren Leib seines Genossen konnte auch dieses Wesen nicht zertreten - was Melirae das Leben rettete.

Torador schrie verzweifelt auf. Er rannte zu seiner Geliebten, die sich stöhnend so klein machte, wie es ging, und zerrte an den Zehen des Wesen, das ihn gar nicht beachtete. Plötzlich zuckte einer der Zehen nach vorne und riß mit seinem spitzen Nagel eine blutige Schramme quer über Toradors Brust. Er taumelte zurück, stürzte in den Schnee.

Nun war Brianne also allein. Das Wesen witterte seinen Auftrag schon erfüllt. Es griff nach dem winzigen Menschlein, aber auch wenn Brianne bleich, zitternd und schwach wirkte, so wußte sie sich doch zu wehren. Das Schwert sang und auch die zweite Pranke des Riesen fiel zu Boden, Brianne torkelte zur Seite. Eher ungläubig brüllte das Wesen. Brianne lächelte böse... sie würde diesem Wesen nicht lebend in die Hände fallen! Und nun konnte sie doch sein, was sie immer hatte sein wollen: Kriegerin!

Da zuckte der Schwanz vor. Brianne wollte zurückspringen, aber das schwarze Blut des Monsters hatte sich mit dem Schnee zu einem rutschigen Brei vermischt. Der Schwanz traf, und durchbohrte Brianne. Die Stachel drangen von hinten in sie ein und traten durch ihren Unterleib wieder aus. Blut lief an ihnen herab, als das Wesen die schreiende Frau langsam zu seinem Maul hob. Der Schmerz lähmte Brianne fast, trotzdem hielt ihre Faust noch immer das Schwert umklammert. Durch glasige, getrübe Augen sah Brianne die glühenden, bösen Augen vor sich - und entsann sich der Worte Melirae's.

Agathons Monster genoß den Anblick der leidenden Arietid. Das war es, wofür er ursprünglich geschaffen wurde - Arietiden zu töten. Die anderen konnte es gar nicht richtig erfassen.

²⁶ Sprung = multorisch, 2 Meter.

²⁷ Sprung = multorisch, 2 Meter.

Brianne mußte ihren ganzen Mut und ihre Willenskraft zusammennehmen, aber dann zuckte ihr Arm vor und ließ das Schwert frei. Die Klinge sauste durch die Luft und drang knirschend in den Schädel des Wesens ein - durch das Auge. Es schrie auf, hämmerte seinen Schwanz auf den Boden im Todeskampf. Von der Wucht des Aufpralls wurde Briannes schlaffer Leid in die Höhe geschleudert und landete dumpf im Schnee. Das Wesen torkelte zur Seite, riß sich das Schwert mit einem Fuß heraus, indem es sich weit vorbeugte. Sofort rutschte das Schwert, von seiner eigenen Kraft getrieben, in Briannes schlaffe Hand. Das Wesen bäumte sich noch einmal schreiend auf, warf den Kopf nach hinten - und wurde vom Riesenfalken des Priskaners nach hinten gestoßen. Ein Helfer des Vaters zerstört durch einen Helfer des Sohnes - würde dies auch das Schicksal des priskanischen Reiches werden?

Das Monstrum brach in die Knie und ging über den Rand der Brücke. Es stürzte lange, schlug mit den nutzlosen Flügeln und schrie, bis es aufschlug - diesmal blieb es unten.

Melirae richtete sich stöhnend auf. Gebückt und torkelnd lief sie zu ihrem geliebten Torador. Der Kleine mußte einfach noch leben. Und tatsächlich - er saß im Schnee, das Gesicht schmerzhaft verzerrt und starrte auf den Schnitt auf seiner Brust.

„Sollte man nicht eigentlich ohnmächtig werden, wenn man solche Schmerzen hat?“ fragte er leise. Dann sah er Brianne.

Sarjana blickte sich ungläubig um. Sie hatte überlebt... wunderbar genug. Dann fiel ihr Blick auf die leblose, blutüberströmte Gestalt Briannes. Schnell lief sie zu ihr, fiel neben ihr auf die Knie. Hilflos blickte sie von den Kindern in ihrem Arm auf die Verwundete.

Auch Shamino kroch zu Brianne. Inigo und Kilian traten betroffen dazu, wurden durch Melirae und Torador verstärkt. Die kleine Gruppe war verzweifelt. Da klärten sich die Augen Briannes. Ihr Kopf ruhte in Shaminos Schoß. Zitternd streichelte er ihr Haar und wiegte sie.

„Geht... geht es den Kindern gut?“ brachte die verletzte Frau hervor und Shamino nickte beruhigend, legte ihr den Finger auf die Lippen.

Brianne hustete und ein Schwall Blut ergoß sich auf die Hände des besorgten Mannes. Sarjana überreichte die Kinder, welche sie bis jetzt gehalten hatte, Torador und beugte sich zu der Kriegerin herunter.

„Schscht. Ganz ruhig jetzt. Ich werde euch helfen.“

Plötzlich ertönte Meliraes rauhe Stimme.

„Ich weiß, es gefällt euch nicht. Aber es ist besser, wenn Kilian nach Hause zurückkehrt... und wenn er eines der Kinder mitnimmt.“

Torador schluckte, er versuchte verzweifelt die Kinder nicht gegen seine Wunde zu pressen. „Wie kannst du das sagen? Du kannst eines der Kinder doch nicht von den Eltern trennen und es nach Karses - in den Tod schicken!“

Shamino stand mühsam auf, konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Seine Augen glänzten doch sein Stolz verbot es ihm, den Tränen freien Lauf zu lassen. Seine Stimme war klar und fest, als er sprach.

„Der finstere Fürst würde einen seiner Feinde nie in seiner Nähe vermuten... das ist es, nicht wahr Melirae?“

Die Hallakine nickte einmal grimmig mit dem kantigen Kopf.

„Nein!“ Brianne packte mit letzter Kraft die Arme ihres Gefährten.

„Bria... stell dir vor, wir wären alle getötet worden!“

Leise und mit rauher, trockener Kehle übersetzte Inigo das Gesprochene für den Priskaner.

Brianne atmete heftig aus und ließ sich zurücksinken. Ein leichtes Nicken zeigte allen, daß sie einverstanden war, eines ihrer Welpen fortzugeben.

Kilian schluckte und trat auf Torador zu. Dieser zögerte, wollte die Verantwortung für diesen Schritt nicht auf sich nehmen. Also nahm ihm Melirae wahllos eines der Kinder, es war das Mädchen, aus dem Arm und reichte es Kilian.

Ein schriller Pfiff stieg aus Kilians Kehle und am Himmel tauchte der leicht verletzte Falke auf.

Kilian blickte zu Brianne, die hilflos und um ihr Bewußtsein kämpfend zu ihrem Kind starrte. Ihre Augen sagten: „Nimm es mir nicht fort!“

Doch ihre Lippen blieben geschlossen.

Sie tauschten noch einmal einen Blick aus, und in ihren Augen fand eine stumme Unterhaltung statt, die niemand sonst hören konnte.

„Du gibst acht auf sie, nicht wahr?“

„Ich hüte sie wie meinen Augapfel.“

„Eines Tages komme ich und hole sie... Mit ihrem Bruder wird sie den Fürsten stürzen.“

„Ja, ich... ich weiß. Und ich hoffe, du wirst glücklich hier, bis es soweit ist.“

„Leb wohl.“

Mit einem Seitenblick auf Shamino stieg Kilian auf seinen Falken. Das Kind in seinen Armen fing an zu schreien und Brianne preßte mühsam die Hände auf die Ohren. Warum war das Schicksal immer so grausam zu ihr?

Der Falke flog davon und die Arietidin sank in ihren Heilungsschlaf und Sarjana half ihr. Bläuliches Licht umhüllte Brianne und schien auf die einsame Gruppe, die auf der Brücke stand und nun die Wunden versorgten, welche aufgerissen worden waren.

Aber da gab es eine Wunde, die nicht geheilt werden konnte -niemals.



Brianne lag bange Tage in einem Totenschlaf. Ihre Freunde wechselten sich mit der Wache an ihrem Bett ab und es war Shamino, der dort saß und immer wieder nachdenkliche Blicke auf den unruhig schlafenden Inigo und auf das Kind warf, als sie erwachte. Shamino dankte Hesvite an diesem Tag, daß er Brianne wieder aus dem Reich der Träume entlassen hatte.



Wiederum einige Tage später durfte Brianne aufstehen und das Zimmer verlassen, das Geral Broschakal, die Richterin, ihr überlassen hatte. Diese war etwas verwundert darüber, daß Brianne ihre Kinder in ihrem Haus zur Welt gebracht hatte und nun kümmerte sie sich schon wie eine Großmutter um den verbliebenen Zwilling.

Ein normaler Alltag schien sich in Elek-Mantow wieder seinen Platz zu schaffen, und alle waren glücklich darüber.

Die Sonne ging unter und glücklicherweise auch wieder auf.

Brianne beobachtete jeden Sonnenaufgang. Wiko saß auf ihrer Schulter und manchmal lag der kleine Ebrian in ihren Armen.

Die Arietidin beachtete aber nicht den Glanz und die Schönheit des roten Balles... sie wartete auf einen großen Falken...

Aber er kam nicht. Er kam nie mehr.

Ende des 2. Teils

Janina Enders

(mit einer Kampfszene von André Wiesler)

Auferstehung

1. Verle 168 - 30. Bri 168

Altes, fauliges Stroh bedeckte den Boden der Hütte. Eine Ratte kam in den flackernden Lichtschein der einzigen Fackel gehuscht, verharrte schnuppernd, richtete sich auf die Hinterpfoten auf, lief dann weiter. Plötzlich sprang ein Schatten aus dem Dunkel hervor und packte mit gichtigen Fingern den Nager. Das Tier quiekte, zappelte und biß in die Hand der alten Frau, die es gar nicht beachtete. Statt dessen hielt sie die Ratte mit eisernem Griff umklammert: „Ich hab eine, ich habe eine!“ kreischte sie heiser und sprang von einem Bein auf das andere. Sie war nackt, alle hier waren es, und ihre verdorrten, faltigen Brüste flatterten auf und ab wie Lumpen im Wind. „Eine Gänze für mich allein!“ sie preßte die noch immer quiekende Ratte gegen ihren Brustkorb wie einen Schatz.

Aus dem Schatten dröhnte es: „Gib mir auch was ab! Hörst du?! Gib mir auch ein Stück!“ Ein massiger, großer Mann trat heran.

„Verschwinde, Op!“ die Alte zeterte als wolle man ihr ans Leben: „Sie gehört mir, mir ganz allein! Fang dir eine eigene.“

Der Mann trat heran und zog an den Armen der Frau. Trotz des gewaltigen Alters- und Größenunterschieds schien sie ihrem Gegner doch etwas entgegenhalten zu können. Endlich hatte er ihre Arme nach vorne gezogen und umklammerte, was immer er von der Ratte zu fassen bekam: „Her damit! Dir werd' ich's schon zeigen!“

Zu den vier Händen gesellten sich jetzt dünne, schleimige Tentakeln von giftgrüner Farbe, die sich langsam aus den zahnbewehrten Trichtern in den Bäuchen der beiden Konrahenten schlängelten. Sie umwandten Hände und Beutetier und hinterließen grünlichen, zähflüssigen Schleim, der von den Armen zu Boden troff. Op - der Berg, wie er genannt wurde, und zu recht - drängte die Hände der Frau auseinander. Die Ratte hing nun zwischen ihnen, umschlungen von einem Dutzend grüner Fangarme, die zerrten und zogen. Endlich gab der Leib der immer noch lebenden Ratte mit einem Reißen nach und wurde in zwei Hälften zerfetzt. Blut und Gedärme platschten zwischen den beiden Wesen zu Boden, die bis auf diese schrecklichen, kopfgroßen Löcher in ihren Bäuchen wie jeder andere Mantowiner wirkten. Die Teile der Ratte verschwanden blitzschnell in den zahnigen Falten der Trichter, als die Tentakeln mit einem Sirren zurück in ihr Nest schossen. Ein kleiner Junge, auch er nackt und mit einer unheiligen, ekligen Öffnung im Bauch, warf sich über den blutigen Gedärmen der Ratte zu Boden. Die gräßlichen Fäden zuckten hervor und wanden sich wie blinde Schlangen in dem blutigen Matsch, zogen und schaufelten, was immer sie fassen konnten, in das schreckliche Maul des Jungen, wo es gierig aufgesogen wurde.

„Könntet ihr jetzt bitte diesen Lärm lassen, sonst muß ich euch leider alle töten!“ Die gefährlich ruhige Stimme klang etwas rostig, und die Worte waren nur schwer zu verstehen, schienen aus zusammengepreßten Lippen gesprochen. Sie schollen von der kleinen Erhöhung her, auf der Sahaj Platz zu nehmen pflegte, wenn sie ihre Wesen mit ihrer Anwesenheit erfreuen wollte. Doch wenn sie nicht da war, nahm immer öfter Kam Tak ihren Platz ein. So auch heute. Seine verbrannte, entstellte Gestalt lag auf einen Ellenbogen aufgestützt auf der Seite und blickte auf das Balgen seiner drei Geschwister herunter. Wieder sprach er, und die Haut um seinen Mund spannte sich, drohte aufzuplatzen. Wässrig-blutige Stellen an seinem ganzen Körper kündeten davon, daß bei jedem seiner Schritte die Haut riß, bei jeder schnellen Bewegung eine neue Wunde an dem mit Brandnarben bedeckten Leib aufbrach. Jeder Mensch wäre an der Verletzung schon längst gestorben oder hätte seinem Leben wegen der unsäglichen Schmerzen ein Ende bereitet. Die Kinder des Weltuntergangs aber spürten keine Schmerzen.

„Warum freßt ihr eigentlich diese Biester?! Wir können uns ganze Wagenladungen von allem Möglichen vom Markt kommen lassen!“ Wieder war Kams Stimme nur schwer zu verstehen,

denn er gab sich keine besondere Mühe deutlich zu sprechen. Aber wenn Kam sprach, dann hörte man zu - besonders, wenn er in einer solchen Laune wie heute war.

Op nahm es auf sich zu antworten: „Sie schmecken einfach zu gut!“

Kam gab es auf. Statt dessen musterte er angewidert den hellen Strahl gelben Sonnenlichts, der nun unter der Tür hindurchschimmerte. Verdammte Sonne, verdammtes Licht! Die schöne Zeit der ewigen Nacht war vorbei. Monatelang hatte er durch die Straßen wandern können, wie es ihm gefiel, während sich diese jämmerlichen Menschen in ihren Häusern verkrochen hatten. Jetzt gehörte die Stadt wieder ihren eigentlichen Bewohnern. Wenn es Aussicht auf einen sonnigen Morgen gab, dann trauten sich diese Narren auch in der Nacht nach draußen.

An der Tür klopfte es. Kam stand auf und nahm sein Schwert in die Hand: „Wer da?“ grunzte er laut, seine Mundwinkel rissen unter der plötzlichen Dehnung, der seine Haut nicht länger standhalten konnte.

„Ich bin es, Schatz, nun öffne endlich!“

Sofort machte sich Kam an den Riegeln und Schlösser der Tür zu schaffen. Sie schwang auf und das helle Licht des Mittags, zurückgeworfen vom weißen Schnee auf den Dächern der einfachen Häuser blendete alle Anwesenden. Kam blinzelte ein, zwei mal, dann konnte er vor sich, am südlichen Rand der Unterstadt die schwarze Rauchfahne des Tempels der Reckschat-Götter aufsteigen sehen.

Sahaj trat ein und klopfte sich Schnee von ihrem Pelzmantel und stampfte ihn von den Schuhe. Hinter ihr wurde die Tür wieder geschlossen und versperrt. Sie glitt aus ihrem Mantel und ihrem einfachen Leinenkleid, um sich dann nackt auf dem weichen Stoff ihrer Lagerstatt niederzulassen. Ihr langes, blondes Haar fiel über ihre ebenmäßigen Schultern und bedeckte ihren ganzen Leib wie ein Vorhang.

„Nun, meine Lieblinge?! Wie ist es euch in den letzten Tagen ergangen? Verzeiht, daß ich euch so sträflich vernachlässigte, aber ich habe euch einen neuen Bruder geschaffen. Er wird uns bald besuchen kommen, im Moment ist er noch ein wenig schwach!“ Ihre Stimme war sanft und liebevoll.

Im selben Moment, als die alte Hellatam anheben wollte, den anzeigenden Finger auf Op gerichtet, wurde heftig gegen die Tür getrommelt. Kam war im Nu auf und hatte das Schwert in der Hand. Als von draußen ein: „Ich bin´s, Sûl, macht auf!“, zu hören war, ließ er das schwarze Schwert, dessen Spitze in drei Zacken auslief, wieder sinken und öffnete die Tür. Sûl, der Hallakine stürmte herein. Die Kinder Sahajs waren wirklich mannigfaltig an Völkern und Arten. Er faßte Kam an den Schultern, während Op vorsorglich die Türe wieder schloß: „Kam, der Atamane - der Atamane ist wieder da!“

Kam verpaßte Sûl aus dem Nichts einen harten Rückhandschlag, der den auch nicht gerade schwachen Hallakinen einen Schritt weit zurücktaumeln ließ.

„Faß mich nie wieder an!“ fauchte Kam, „Hast du verstanden?! Nie wieder! Und rede nicht solchen Unsinn. Ich habe den Atamanen die Schlucht hinuntergestürzt. Nicht mal dieser dreckfressende *Fetak*²⁸ kann das überleben!“

„Aber Kam, wenn ich es Dir doch sage“, hechelte Kams Ersatzmann im Totenkopf und wischte sich mit dem Handrücken das Blut aus seiner Nase ab. „Ich habe ihn gesehen, er lief keine drei Sprung hinter mir. Er lebt, Kam, er lebt!“

Kam brüllte auf, daß die Haut um seinen Mund aufsprang wie trockene Wüstenerde. Er hieb mit der Hand nach der Wand und hinterließ einen Abdruck in dem Lehm, mit dem die Hütte verputzt war: „Wie ist das möglich beim Brenner und allen Göttern?! Ich habe ihn in die verdammte Schlucht geworfen, die Schlucht! Da müßte es ja mit allen Geistern und dem Fräulein in Rot zugehen, wenn er das überlebt haben sollte. Ich werde mich selber davon überzeugen müssen!“ Er stieg in seine Kleidung, keine Rücksicht auf die nässenden Spalte nehmend, die

²⁸ Fetak (Mantowin - Dialekt) = Seelenfresser, eine Art Vampir.

an seinen Gelenken wieder aufbrachen. Dann rannte er zur Tür und hatte die Hälfte der Schlösser bereits wütend heruntergefegt, als Sahajs mahnende Stimme ihn kurz zögern ließ: „Kam, mein Kleiner! Du darfst dich nicht draußen sehen lassen bei Tag. Man wird dich entdecken, und das könnte meinem Plan schaden. Außerdem wirst du nicht versuchen den Atamanen noch einmal zu töten. Wir haben ein Abkommen geschlossen, kein gutes, aber ein Abkommen. Und du wirst mir nicht in den Rücken fallen!“

„Mutter - Kam Tak soll einen seiner Aufträge nicht erfüllen? Niemals!“

Die Stimme von Sahaj wurde drohender: „Alle denken, du wärest tot! Und du bist nicht mehr Kam Tak, du bist mein Sohn, meine Schöpfung, MEIN WESEN!!!“

„Manche“, antwortete Kam ebenso drohend, wenn auch mit einem etwas unsicheren Unterton in der Stimme, „wissen, daß ich noch lebe. Und ich BIN Kam Tak!“ Er riß die Tür auf und schlug sie hinter sich zu, bevor Sahaj noch etwas erwidern konnte. Sie blickte ihm nachdenklich hinterher. Kam war ihr ein gutes Kind gewesen bis jetzt, aber er wurde zu rebellisch. Vielleicht hätte sie sich einen anderen Kämpfer suchen sollen. Wenn schon das Ausgangsmaterial so dickköpfig war, wurden die Kinder auch nicht besser. Vielleicht sollte sie sich von ihm trennen...

Sahaj konnte nicht wissen, wie bald ihr diese Entscheidung abgenommen werden würde.



Kam streckte den Kopf vorsichtig über den Dachfirst. *Suspicio!*²⁹ Da spazierte dieser Bastard durch die Straßen Elek-Mantows als wäre nichts gewesen. Neigte hier den Kopf zu einem stummen Beobachter, der daraufhin schnell den Blick abwandt, tänzelte dort - ach so geckenhaft - zur Seite, als ein Kind an ihm vorbeirannte. Mittlerweile schien der Atamane zur Stadt zu gehören wie der Dreck und das Geschmeiß. Hatte man immer noch Respekt, so schrie man doch nicht mehr in Angst, wenn er kam. Die Stadt hatte ihn, wie so viele seltsame Wesen vorher schon, einfach aufgenommen. Allein daß er - der Totgesagte - nun wieder durch die Stadt wandelte, war manchem ein Rätsel.

„Eines, das ich lösen werde... auf meine Art!“ knurrte Kam leise in den Schnee auf dem Dach.



Die Nacht zog wieder ein in Elek-Mantow, und im Herzen manches treuen Bürgers machte sich die Angst breit, es könnte wieder eine so endlose und grausame werden wie die letzte, doch am klaren Winterhimmel blinzelten die Sterne Trost.

Kam durchschritt das niedrige Tor, nachdem er sich noch einmal aufmerksam umgeschaut hatte. Niemand hatte ihn verfolgt, niemand hatte ihn überhaupt nur bemerkt, als er zum abgemachten Eingang des Tempels schlich. Eine dunkel gekleidete Frau, um deren Bauch eine weiße Schärpe mit schwarzem Rautenmuster gebunden war, ließ ihn hinein. „Folgt mir, der Meister erwartet euch bereits!“

Durch hohle, dunkle Gänge ging es immer tiefer in die Eingeweide des Selefratempels. Vorbei an dunklen Kammern, die Klausen oder Kerker sein mochten, vorbei an dem Zugang zur Arena bis zum geheimsten Teil des unterirdischen Gewölbes. Die Kammer des Abden, verlassen von diesem und bewacht nur von einem seiner Gehilfen, erwartete ihn. Die Luft war schwer von kaltem Rauch und Kräuterduft. Inmitten des großen, hallenden Raumes stand ein Adept der Lehren Selefras und blickte ihn über ein fast erloschenes Kohlebecken her an: „Ah, Kam Tak...“ Die fistelnde Stimme, die wohl geheimnisumwoben klingen sollte, geriet zum Gegenteil, machte ihren Sprecher lächerlich. „Kommt näher, näher! Ich habe, wonach ihr ersucht habt. Doch merket auf: Wenn euch jemand fragt, wie ihr den roten Sammler töten konntet, so vergeßt nicht, meinen Namen zu nennen!“

²⁹ *Suspicio!* (Kopfgeldjäger Ausdruck) = Verdammt!

„Sicher, sicher!“ brummte Kam. Das säuselnde Auf und Ab des Adepten brummte ihm wie das Summen einer Stechfliege im Ohr. „Kommt zur Sache, Mann!“

„Aber ja!“ der Mann kicherte albern, die Hände angewinkelt zur Brust gezogen, den Kopf zwischen den Schultern. Kam unterdrückte den Wunsch, zu ihm zu springen und seinen Kopf solange in die spärliche Kohlenglut zu drücken, bis er endlich herausrückte, was er als Wunderwaffe gegen den Atamanen gepriesen hatte.

Endlich zog der Mann ein Stück Pergament hervor: „Dies! Dies!“

Die Kröte kicherte wieder, als Kam ihm das Papier aus der Hand riß und es entfaltete. Mühsam buchstabierte er die verschnörkelte Schrift: *Asvr'auq kaldach...*³⁰

„Was zum Brenner und allen multorischen Göttern soll das denn sein?“ Kam hielt das Pergament dicht über die Kohlen, um es womöglich im nächsten Augenblick zu verbrennen.

„Nein, nein! Gebt ihm dies zu lesen, und schon wird er so hilflos wie ein neugeborenes Kind sein!“

Mißtrauisch kniff Kam das rechte Auge zusammen. Das linke ließ sich nicht mehr schließen, seit das Feuer den Edelstein, den er in der Höhle trug, dort festgebrannt hatte: „Und wie, du bei Hunden liegender Wicht, soll ich den *Fetak* dazu bringen, das hier“, er fuchtelte mit dem Pergament, „zu lesen?!“

„Das“, säuselte der Mann und wußte nicht, wie kurz er davor war, seine Zunge für immer zu verlieren, „ist eure Aufgabe. Ich habe getan, was ich tun konnte!“

„Pah!“, schnaubte Kam und verließ den Raum schnellen Schrittes. Im Gang hallte ihm die nun gar nicht mehr heimliche Stimme des Adepten nach: „Denkt daran, wem ihr dies zu verdanken habt!“



Ob es ihm gefiel oder nicht, Kam mußte den Atamanen einen weiteren Tag unbehelligt lassen. Trotzdem wollten einige Vorbereitungen getroffen sein. Er sandte über Sül, der im Geheimen zu ihm stand, einen Boten aus, dem Atamanen eine Nachricht zu überbringen. Dann besorgte er sich das beste Gift, das es für Geld in Elek-Mantow zu kaufen gab. Auch wenn er aus eigener Erfahrung wußte, daß die Atamanen nicht mit Gift zu töten waren, mußte dieses ihn doch wohl schwächen. Nur für den Fall, daß der Adept sich geirrt hatte. Es war ein gefährlicher Plan, aber doch so gut wie jeder andere.

Als es Abend wurde, machte sich Kam auf den Weg, seine neu erworbene Armbrust über der Schulter. Er verließ die Stadt nach Westen, übersprang die Spalte, wo sie schmaler wurde, und war einige Stunden später an der Wegkreuzung, die er für sein kleines Treffen mit dem Atamanen vorgesehen hatte. Dieser würde es sehr viel einfacher haben, von der Oberstadt hierher zu gelangen, aber das war ein Vorteil, den Kam ihm gerne zugestehen wollte, war es doch der einzige.

An der Stelle, wo sich der Weg nach Pergaminon mit dem nach Elek-Mantow vereinte, stand ein verwitterter Wegweiser. Ein weit ausladender Trauerbaum schuf ein natürliches Dach, in das sich Kam nun zurückzog. Als ihm eine neue Idee kam, stieg er noch einmal hinab und versteckte die gespannte Armbrust mit einem vergifteten Bolzen hinter dem glatten, aber breiten Stamm. Er prägte sich noch einmal alle Wurzeln und Löcher ein, falls es doch zu einem Kampf kam. Kam erwartete allerdings eher ein Schlachtfest. Mit Schwung zog er sich wieder in das dichte Astwerk des Baumes zurück. Blätter trug der Baum natürlich nicht mehr, aber auch so würde ihn das Geflecht ausreichend vor den neugierigen Blicken des Sammlers schützen. So, das Schwert in der einen, das Stück Pergament in der andern Hand, wartete Kam fast eine Stunde. Dann hörte er gleichmäßige Geräusche. Das dumpfe Pochen eines Stabes, zweimal das Rascheln einer Robe, wieder der Stab, wieder die Robe. Der Atamane näherte sich

³⁰ *Asvr'auq kaldach...* (l'Yat, geheime Ebene) = Erkennt ihr die Sünde...

mit gleichmäßigem, zügigem Schritt. Als er den Wegweiser erreichte, blieb er stehen und blickte sich einmal suchend um. Sein Auge, dieses mit Kreisen besetzte Auge, schien nicht zu finden, was er suchte. Also stellte er ein Bein zur Seite und schien bereit, bis in alle Ewigkeit so zu stehen.

Kam ließ sich aus der Baumkrone fallen, durchbrach krachend die Äste auf dem Weg nach unten und landete kaum einen Sprung³¹ hinter dem Atamamen. Dieser - so mußte Kam ihm neidvoll zugestehen - zuckte nur kaum merklich zusammen. Dann wandte er sich langsam um, das Gesicht eine Maske der Ausdrucklosigkeit. Seine roten Gewänder schienen im fahlen Licht der Monde förmlich von innen heraus zu glühen. Um so bleicher war seine Haut. Seine Augenbrauen, diese breiten, wie eigenständige Lebewesen wirkenden Teppiche auf seiner Stirn, waren wie immer fein gekämmt, als sollten sie Ersatz für das fehlende Haupthaar darstellen. Schmerzlich dachte Kam daran, daß er seit dem Brand nur noch einige schäbige Büschel Haar sein eigen nannte.

„*Cer*³² Tak. Es erstaunt mich auf das Äußerste euch hier zu treffen. Ein Zufall ist dies wohl kaum, wie ich vermute?! Wohl werde ich hier auch kaum den Sender des Boten finden, der mir Erleuchtung versprach - vielmehr: Ich habe ihn bereits gefunden?!“

Die höfliche Anrede des Sammlers täuschte nicht darüber hinweg, daß alles an ihm mit einem Angriff rechnete. Kam sah es an der Haltung seiner Arme, wie der Stab locker und doch unverrückbar in seiner Hand lag.

„Hör zu *Fetak!* Mutter und du, ihr habt irgendeinen Vertrag geschlossen. Gut! Es interessiert mich nicht, wie du den Sturz in die Schlucht überlebt hast. Mutter sagt, ich darf dich nicht töten, weil dann ganze Rudel deiner Sorte kommen und die Stadt unsicher machen, also töte ich dich nicht. Jetzt schickt mich Mutter, damit ich dir diese Nachricht bringe. Langsam reicht es mir, Sammler. Lauf mir bloß nicht mehr über den Weg.“ Nach diesen Worten warf Kam das aufgerollte Pergament vor die Füße des Rotgewandeten und drehte sich um, ging langsam davon. Er hörte hinter sich das Scharren des Zettels auf dem Boden, das Rascheln von Pergament. Jetzt oder nie. Kam erhob sein Schwert und rannte brüllend auf den Atamamen zu. Dieser jedoch befand sich zwar in einem Zustand außerordentlicher Verwunderung, doch von Hilflosigkeit konnte keine Rede sein. Kam stockte verwundert in seinem Lauf. Aber einmal begonnen, mußte der Angriff zu Ende gebracht werden. Jetzt würde sich herausstellen, wer der bessere Kämpfer war.

Der Atamane ließ das Pergament fallen, machte einen halben Schritt zur Seite und brachte den Stab gerade noch rechtzeitig nach oben, um den gewaltigen Hieb des Assassinen abzuwehren. Fast wäre der Sammler von der Wucht hintenüber gekippt, aber der Wegweiser stützte seinen Rücken. Es war das letzte, was er vollbrachte, bevor dieser seinem Dasein knirschend ein Ende bereitete und umfiel.

Der Atamane musterte Kam, der mit erhobenem Schwert vor ihm lauerte: „*CerTak*, Eure... Schöpferin wird sicher sehr unzufrieden mit euch sein. Viel schlimmer aber ist, daß ihr euch mein Mißfallen zugezogen habt.“

Kam schnaubte: „Oh, ich zittere.“ Seine Stimme war gebadet in Hohn.

Unbeirrt fuhr der Atamane fort: „Die Worte, die ihr auf diesem Pergament habt, sind gefährlicher als jede Waffe und ich kann nicht zulassen, das sie in die Hände eines einfachen Strauchdiebes fallen. *Cusa Val*³³, *Cer Tak*, aber ihr laßt mir keine Wahl!“

Kam grinste breit, als er einige Schritte zur Seite wich, um näher an der Armbrust zu sein: „Mir tut es nicht im geringsten leid, daß ich deine roten Gedärme jetzt hier auf dem Boden

³¹ Sprung = multorische Maßeinheit, entspricht 2 Metern.

³² *Cer* (l'Yat) = höfliche Anrede, männlich (etwa wie „Herr“)

³³ *Cusa Val* (l'Yat) = Ich bitte um Verzeihung.

verteilen werde, damit die Hunde sie bepissen, denn fressen würde sie keiner. Du wirst jetzt sterben, Buzecchia!“

Der Atamane erhob seinen Stab mit beiden Händen: „Das! glaube ich kaum.“

Die beiden dunklen Schatten trafen aufeinander. Mit Mühe nur hielt der Atamane seinen Stab weiter erhoben, während der viel kleinere Kam ihn mit dem Schwert langsam immer weiter in die Knie drückte. Der Gestank des Atamanen, ein kalter Hauch, wie Luft aus einer Gruft und kühler als die Luft in dieser Winternacht, machte Kam keine Angst. Die Glut des Triumphes in seinen Adern spülte ihn hinweg. Nur noch Fingerbreiten trennten die scharfe Klinge des schwarzen Schwertes vom Kopf des Atamanen, als Kam aufsaß, um die Angst in den Augen des Atamanen zu finden. Statt dessen fand er... Tiefe.

„Cer Tak, ich werde euch so weit schonen, wie mir dies möglich ist. Ihr habt das Abkommen gebrochen, welches ich in gutem Glauben mit eurer Mutter schloß. Nun empfängt die Belohnung dafür...“

Die Stimme des Atamanen verlor sich in einem Strudel schwarzweißer Spiralen, die sich langsam um sich selbst drehten. Kam hörte, wie der Sammler weiter auf ihn einsprach, aber er hörte die Worte nicht mehr. Es wurde dunkel.



Kam richtete sich ächzend auf. Wo beim Brenner war er? Und warum tat ihm alles weh? Mal sehen... hatte er sich wieder betrunken? Gähnend richtete er sich auf. Das letzte, woran er sich erinnerte, war dieser komische Kauz, der in den Totenkopf kam und einen Auftrag erteilen wollte. Wie hieß er noch gleich? Renik, Raniek oder so ähnlich... Aber was hatte er nachher gemacht?

Er blickte sich suchend um. Die frühe Sonne schien ihm ins Gesicht. Kein Wunder, daß ihm alles wehtat, er lag ja mitten im Schnee! Er schwang sich auf die Beine und blickte sich um. Da lag ja ein alter Wegweiser im Schnee. Grübelnd blickte er darauf und buchstabierte: E-L-E-K-M... ah ja, das mußte Elek-Mantow sein. Und dies? P-E-R-G-E-M-I-N-O-N³⁴. Also war er an der Kreuzung im Westen Elek-Mantows. Wie kam er hier nur her?! Er kratzte sich am Kopf und hielt inne. Es fühlte sich komisch an, irgendwie schorfig. Und wo war sein Haar? Er blickte auf seine Hände - und erstarrte. Sie waren verbrannt - ach was, verkohlt. Er konnte sie nicht bewegen, ohne das die Haut sich spannte und fast riß. Hastig schob er die Ärmel des rauhen Hemdes und der Rüstung hoch. Bei der gnadenreichen Pelardine³⁵... auch seine Arme waren verbrannt. Er riß sich unter Schmerzen das Hemd und den Kettenpanzer vom Leib und schaute an sich herunter.

Niemand hörte den langanhaltenden Schrei, der über die weiten, schneebedeckten Ebenen raste. Nur ein kleiner Nager, gerade aus dem Winterschlaf erwacht, huschte schnell wieder in seinen Bau.



„Und deshalb, Uleanor, ist es falsch, mit Rauschkräutern den Schlaf herbeizuzwingen. Wenn dein Geist benebelt ist, verändert er auch die Vision, den Traum, mit welcher dir Hesvite etwas mitteilen will und du wirst ihn falsch verstehen.“

Die junge Frau, die aufmerksam den Worten ihres Mentors gelauscht hatte, nickte bedächtig. Sie hatte ihn mit ihrer Frage gerade noch von einer erneuten Predigt über den 'Ruf des Schlafes' aus der BOTSCHAFT abhalten können.

„Aber nun“, verkündete Yanec d'Ibrisco und warf sich den roten Umhang um, „nun ist es Zeit, daß wir uns erneut auf den Weg in die Unterstadt machen, um denjenigen zu helfen, die

³⁴ Pergeminon = ein anderer der Ostländer.

³⁵ Pelardine = eine der unzähligen Götter der Rekschat, zuständig für bedingungsloses Verzeihen.

Hesvites Schutz und Beistand bedürfen, denn wie sagt die BOTSCHAFT zur Frage, wem man helfen soll?“

Uleanor Silberfarn strich sich mit einer hastigen Bewegung eine silberblonde Strähne aus dem Gesicht und ihre goldenen Augen schweiften über die Wände der kleinen Klausen, als würde sie dort die Antwort auf des Predigers Frage finden. „Nun... Hm...“, versuchte sie, Zeit zu schinden.

Yanec schaute tadelnd auf sie herab, half ihr aber dann mit: „Ein jedes Wesen, sei es...“

„Ja, ja“, unterbrach ihn Uleanor und setzte eifrig nach, ein wenig über die edle Sprache stolpernd: „Ein jedes Wesen, sei es Mensch oder Tier, sei es groß oder klein, sei es gut oder böse, sei es wie es will, ein jedes Wesen braucht die gnädige Gabe des Schlafes und nur Hesvite weiß diese Gabe zu schenken. Doch so wie der Gott selber den Frieden des Schlafes und die Obhut des Traumes schenkt einem jeden Wesen, das den Schlaf braucht, so sollen seine Diener denselben Wesen Frieden und Obhut im Wachen geben, wenn sie darum gebeten werden.“ Stolz strahlend blickte sie zu Yanec hoch, der sich ob ihres beseelten, eifrigen Vortrages ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

„Ja“, lobte er sie, „ja, gar nicht schlecht für den Anfang. Bis morgen dann das nächste Kapitel, nicht wahr?!“

Uleanor nickte - im wahrsten Sinne des Wortes - gottergeben und zog mit Mühe das große Ausgangsportal des Tempels auf, damit ihr Lehrer hindurchgehen konnte. Sie traten hinaus in die kalte und feuchte Winterluft. Dies war eine der Nächte, in der sich Uleanor wünschte, sie könnte in der warmen Klausen bleiben, einen Kräutersud trinken und sich mal so richtig ausschlafen. Aber wie es schien, brauchte Yanec keinen Schlaf. Immer wenn sie sich niederlegte, huschte die rot-schwarze Gestalt ihres Mentors noch herum, wann immer sie erwachte, mochte es noch so früh sein, er war schon auf den Beinen.

Es roch nach Schnee. Sicher würde in den nächsten Tagen noch einmal ein Schneesturm aufkommen. Aber trotz all dieser schlechten Aussichten genügte ein Blick zu den beiden vollen Monden, um sie in Hochstimmung zu versetzen. Es war wieder Tag geworden, die von Selefra geschickte Nacht war so plötzlich verschwunden, wie sie aufgetaucht war und durch herrliches Winterwetter ersetzt worden.

Ein Stöhnen riß sie aus ihren Gedanken. Erst im Nachhinein bemerkte sie, daß es Yanec gewesen war, der erstaunt aufgestöhnt hatte. Sie folgte seinem erstaunten Blick und entdeckte eine kleine, breite Gestalt, die in das Licht der Fackeln trat, die jede Nacht das Tor des Tempels beleuchteten. Nein, das war keine Gestalt, daß war eine wandelnde Brandleiche, gekleidet in ein schwarzes Kettenhemd, nicht unähnlich dem ihres Mentors. Darüber trug sie ein offenes Hemd und an einem seltsam silbrig glänzenden Seil hing eine schmucklose Schwertscheide. All das nahm Uleanor in sich auf, bevor Yanec sie faßte und mit einer schnellen Bewegung hinter sich schob: „Wer seid ihr?“ rief er dem Untoten zu. Seine Hände ruhten dabei auf den Griffen seiner Waffen.

„Erkennst du mich denn nicht?“ nuschte der Leib und blieb stehen, als Yanec seine Waffen zog. Die Stimme hörte sich gesprungen und rau an, als sie weitersprach: „Nein, wie auch... Ich bin es...“, der Mann hob den Kopf ins Licht, drehte ihn ein wenig, daß die beiden Diener Hesvites seine linke Seite sehen konnten - die Gesichtshälfte, in welcher ein roter Rubin in einer grotesken Nachahmung eines Auges mit der Augenhöhle verwachsen war: „Kam Tak!“

Der Bann war gebrochen. „In den Tempel mit dir, Uleanor!“

„Aber Meister...“, trotz ihres Ekels wollte sie bleiben, doch Yanec befahl erneut: „In den Tempel, los!“ und seine Stimme erlaubte keinen Widerspruch. Also huschte sie hinein, blieb aber an dem Portal stehen und beobachtete das Geschehen weiter. Wütend wischte sie sich erneut die dumme Strähne aus den Augen.

Kam trat einen Schritt näher, stoppte jedoch, als Yanec ihn anrief: „Ich dachte, du wärest tot, Diener Selefras... Nun gut, dann werde ich eben jetzt zu ende bringen müssen, was ich vor fast

einem Jahr begann. Das Feuer hat viel von dir gefordert, Monster, also laß uns seine Arbeit abschließen!“

Kam stand dort, blickte in das wutverzerrte Gesicht des Mannes, der für ihn die letzte Hoffnung gewesen war - und der nun bereit schien ihn zu töten. „Yanec, Mann, was redest du? Was für ein Feuer? Weißt du, was mit mir geschehen ist?“

D'Ibrisco fletschte die Zähne. „Verspötte mich nicht!“ preßte er hervor, bevor er angriff. Er drang mit beiden Waffen zugleich auf Kam ein, der nur zurückweichen konnte. Automatisch zog er das Schwert, wehrte einen Angriff ab, leichter, als er es erwartet hätte. Yanec war ihm an Stärke doch zumindest ebenbürtig gewesen. Was war mit ihm geschehen? Der Stoß der anderen Klinge ging ins Leere, weil Kam noch rechtzeitig ausweichen konnte. Seltsamerweise zielte Yanec auf seinen Bauch, nicht auf sein Herz oder seine Kehle. Ob er von diesem schrecklichen, gotteslästerlichen Trichter dort wußte? Kam gab auf. Er konnte unmöglich gegen seinen einzigen Freund kämpfen. Er ließ das Schwert fallen: „Gut, wenn du willst, töte mich. Ich weiß nicht, was geschehen ist, und vielleicht will ich es auch gar nicht wissen.“ Er fiel auf die Knie und umfaßte mit zwei Fingern jeder Hand die Waffenspitzen Yanecs und lenkte sie zu Bauch und Kehle. Mit geschlossenen Augen erwartete er den tödlichen Stoß. So sah er nicht, wie der ärgerliche Ausdruck auf Yanecs Gesicht langsam einem verzweifelten wich.

„Hesvite hilf, was soll ich machen?! Ich kann keinen töten, der sich ergibt. Nimm dein Schwert und verteidige dich, verdammt sollst du sein, damit ich dir das Schwert durch das Ding in deinem Bauch treiben kann!“

Kam blickte verständnislos auf: „Yanec, ich... ich bitte dich um Hilfe.“ Man sah Kams verkehrtem Gesicht förmlich an, daß er mit sich rang: „Ich... flehe dich an, Diener Hesvites. Hilf mir! Ich weiß nicht, was mit mir passiert ist. Du weißt es, also sag es mir.“

Es tat Yanec im Herzen weh, seinen ehemaligen Freund vor sich am Boden knien und wie ein Kind jammern zu sehen. Er, der ohne mit der Wimper zu zucken Kehlen durchschnitten, kniete vor ihm im Schnee. Konnte das eine Falle sein? Seine Ausbildung und sein Geist drängten ihn das Wesen, das sich Kam Taks bemächtigt hatte, auf der Stelle zu töten, hier und jetzt, wo die Gelegenheit günstig war. Aber sein Gewissen sprach von einem Hilfsbedürftigen. Hatte er nicht Uleanor gerade noch die Regel aufsagen lassen, in der es hieß `JEDES Wesen, das um Hilfe ersucht`?!

Er seufzte laut und ließ die Klinge von Kams Hals sinken, nicht aber von seinem Bauch. „Uleanor, komm her und nimm sein Schwert!“

Sie führten Kam in den Tempel, Yanec hielt während des kurzen Ganges immer das Schwert an Kams Bauch gepreßt, um beim kleinsten Anlaß zuzustoßen. Doch ein Anlaß ergab sich nicht, denn Kam ließ sich führen wie ein Schaf zur Schlachtbank.

In seiner kleinen Klausur war es mit Uleanor, die mit großen Augen neben Yanec saß und die wandelnde Leiche betrachtete, und den beiden Männern recht eng. Yanec hatte sich mittlerweile eine Armbrust beschafft und hielt sie auf Kams Bauch gerichtet.

Es war nur ein Gefühl, aber irgendwie glaubte er Kam. Er wußte nicht warum, denn er hatte wirklich allen Grund mißtrauisch zu sein. All dies konnte eine Falle sein. Sobald er sich zur Ruhe legte, würde Kam ihn töten oder - schlimmer noch - zu einem der Seinen machen. Andererseits konnte er von Kam vielleicht erfahren, was hinter diesen schrecklichen Monstern steckte, von denen er zumindest zwei kannte. Corbani und Kam. Der eine war tot, durch seine eigene Hand getötet, der andere saß vor ihm und schien den Tränen nahe. Ein Grund mehr, ihm nicht zu trauen, schoß es ihm durch den Kopf. Kam hätte niemals geweint. Andererseits... wieviel konnte ein Mensch ertragen? Von der Niederhölle verschluckt und wieder ausgespien zu werden, war sicher auch für den härtesten Kämpfer zuviel.

Uleanor blickte von einem schweigenden Krieger zum anderen, aber immer, wenn sie etwas sagen wollte, bewegte sich einer oder räusperte sich der andere. Es war nervenzermürend, die beiden da sitzen zu sehen.

Es war Kam, der mit leiser, unverständlicher Stimme etwas sagte. Als er die unverständigen Gesichter seiner Zuhörer sah, setzte er neu an, langsamer und mit erhobener Stimme: „Ich bin sehr müde. Es war ein langer Tag, darf ich etwas schlafen? Es bringt uns doch nichts, hier nur zu sitzen. Denk darüber nach, was du tun willst, Yanec. Nur eins: Weck mich, wenn du dich gegen mich entscheidest. Ich habe mir geschworen, nicht im Schlaf zu sterben.“ Mit diesen Worten rollte er sich auf dem flachen Bett zusammen. Wenig später ertönten gleichmäßige Atemzüge, von einem Pfeifen unterlegt, das von den verzogenen Nasenflügeln des Meuchlers herrührte.

„Uleanor, du kannst auch schlafen gehen. Ich werde hierbleiben.“

Uleanor dachte kurz daran, noch einen Rat zu geben, aber sie entschied sich dagegen. Wer war sie, daß sie in einer solchen Entscheidung ihren Mentor belehrte. Wenn er sie fragen würde, würde sie ihm gerne helfen, aber so... Sie stand also ohne Antwort auf und huschte hinaus. Als sich die Tür hinter ihr schloß, ließ der Luftzug die Fackel flackern. Schatten flossen über den Leib des schlafenden Kam Tak. Plötzlich klangen seine pfeifenden Atemzüge wie das Kreischen eines Adlers, die Schatten glichen einem mit den Flügeln schlagenden Raubvogel. Das Licht, das sich im offenem Rubinauge Kams brach, warf zwei diagonal gekreuzte Striche an die Wand, die von zwei senkrechten verbunden wurden - das heilige Zeichen Hesvites.

Yanec schüttelte den Kopf, und die Eindrücke verschwanden. Die Schatten wurden wieder zu schwarzen, konturlosen Formen, das Schreien des Adlers zum flachen Pfeifen, die Lichter zu roten Flecken. Yanec lächelte. Hesvite hatte entschieden. Möge sein Wille geschehen. Er legte die Armbrust weg und streckte die Hand aus, um Kam zu wecken, aber dann hielt er inne. Das hatte Zeit bis morgen, sollte Kam zuerst die Wärme in Hesvites Reich - dem Traumland - spüren, bevor er sein grausames Schicksal aus Yanecs Munde noch einmal erleben mußte.



Man saß gemeinsam zu Tisch. Uleanor hatte Mühe, Kam anzuschauen, ohne die Abscheu zu deutlich zu Tage treten zu lassen. Bei Tageslicht sah dieses... Ding noch schrecklicher aus als im gnädigen Dunkel der Nacht. Sein ganzer Körper schien eine einzige Brandnarbe. Bei jeder Bewegung lief aus einer der unzähligen Wunden, die stets von neuem aufbrachen, ein Strom rötlich-durchsichtiger Flüssigkeit an seinen Gliedern herab. Sein linkes Auge war durch einen festgewachsenen Rubin ersetzt, so daß man immer den Eindruck hatte, er würde einen anstarren. Und dabei grinste er immer - unfreiwillig zwar, da sich die Lippen nicht mehr über seine Zähne schließen wollten - aber all dies gab ihm ein unheimliches Aussehen. Unheimlich und widerlich. Uleanor konnte bei bestem Willen nichts essen. Aber an Yanecs bleichem Gesicht sah sie, daß es ihm auch nicht viel besser ging. Ab und an nahm er einen Schluck Wein, aber wohl nur um den bitteren Geschmack aus seinem Mund zu vertreiben, der auch sie schon seit einiger Zeit quälte. Endlich entließ sie Yanec mit der Bitte, seine Bücher zu ordnen. Sie warf ihrem Mentor einen dankbaren Blick zu und entfernte sich eilig.

Nun saßen sie sich wieder gegenüber, Kam und Yanec. Freunde einst, Feinde dann. Und nun - was?!

„Du mußt hungrig sein, Kam... Greif zu. Laß uns versuchen es so zu machen, wie früher... soweit es geht.“

Kam nahm tatsächlich ein Stück Brot an sich - wenn er gekonnt hätte, er hätte dankbar gelächelt - und begann, vorsichtig darauf herumzukauen. Kaum hatte er geschluckt, da krümmte er sich auch schon unter Schmerzen zusammen. Stöhnend fiel er zur Seite vom Stuhl, röchelte und übergab sich dann schwallartig auf den Boden des kleinen Raumes. Sogar Yanec mußte

schlucken, als sich der zähe Schleim aus Kams Mund sich auf den Boden ergoß, und er hatte schon viel Schlimmes gesehen.

Er reichte dem Meuchler ein Tuch, damit er sich den Mund wischen konnte. Dann ein Glas Wein, mit dem sich Kam den Mund ausspülte. Ein saurer Geruch stieg von dem Erbrochenen auf und Yanec entschied, daß sie besser woanders weiter essen sollten.

Während sie durch den Gang schritten, schlug Yanec widerwillig vor: „Vielleicht solltest Du versuchen, das Essen durch... hm... na ja, durch das Maul in deinem Bauch einzunehmen.“

Kam blieb stehen und starrte Yanec an: „Du meinst, ich soll mir irgendwas in dieses... Ding stecken?! Niemals!“

„Nun ja, aber scheinbar bist du nicht mehr in der Lage, den normalen Weg zu gehen. Je eher du es probierst, um so eher gewöhnst du dich daran...“, und um so eher bekam Yanec einen genauen Blick auf einen lebenden 'Trichter'.

Kam ließ sich überreden. Er streifte mit Yanecs Hilfe sein Kettenhemd ab, und gemeinsam betrachteten sie das Loch in seinem Bauch. Die Falten, die kreisförmig angeordnet waren, zogen sich zusammen und entspannten sich wieder. Zahllose kleine, spitze Zähne ragten aus der feuchten Wand heraus. An einigen Stellen aber war auch dieser Teil Kams verbrannt und dadurch nahezu unbeweglich. Einige grüne Tentakeln zuckten im Inneren des Dinges unkontrolliert hin und her und gaben dabei grüne Speichelfäden von sich. Auch von ihnen waren einige verbrannt und hingen tot herab, eine andere war glatt abgetrennt, nah an der Wand des Maules. Dort mußte ihn der Dolch des jungen Broschakal getroffen haben, schoß es Yanec durch den Kopf.

Kam blickte angewidert an sich herab. Es wurde Yanec klar, daß Kam mit seinen Verbrennungen hätte leben können, er war nie besonders hübsch gewesen, aber das da... unmöglich. Das war gegen die Natur. Trotzdem überwand sich Kam zögernd und hielt ein Stück Fleisch in die Nähe des Trichters. Die Tentakeln erwachten zu hektischem Leben, zuckten hin und her, tasteten sich nach draußen, umschlossen schließlich das Fleisch, das Kam mit einem angewiderten Schnauben los ließ. Sie zogen es etwas unsicher in das Maul hinein, wo es langsam aber sicher von den Falten an das Ende gebracht wurde und dort verschwand.

„Es... es ist nicht wie ein Teil von mir... es ist ein eigenes Wesen.“

Auch Yanec konnte nur schwer den Blick von dem schrecklichen Anblick lösen. Darum nickte er nur stumm und zuckte dann etwas zurück, als Kam ihn an den Schultern packte: „Yanec, verdammt! Erzähl mir, was passiert ist!“

Yanec nickte: „In Ordnung! Aber... erst zieh dir bitte etwas über. Ich kann mich nicht konzentrieren, wenn es an dir zuckt.“

Kam warf sich das Kettenhemd wieder über und setzte sich, blickte Yanec fragend an.

Dieser seufzte, nahm ebenfalls Platz und hob an: „Auch ich weiß noch nicht alles. Es begann für mich, als ich mich aufmachte, um dich zu treffen. Durch Uleanor kam ich darauf, Corbani zu suchen, da dieser vielleicht wußte, wo du bist. Als ich ihn fand...“

Yanec scharfte die Vorgänge der Vergangenheit aus seinem Gedächtnis hervor und breitete sie vor Kam aus. Wie Corbani ihn angriff, ohne provoziert worden zu sein. Wie unerwartet kampfstark dieser war und daß er erst starb, als Yanec ihm das Schwert bis zum Heft in den Bauch ramnte, daß Corbani noch im Tod von einer Sahaj sprach. Er berichtete von Melirae Todesstreich, der Hallakine, dessen Gefährten Kam tötete, als er ihn in irgendeine Familie bringen wollte und wie Yanec ihn daran hinderte eben dies mit Melirae zu machen. Er schilderte den Kampf, den glücklichen - oder unglücklichen - Streich Torador Broschakals und den Zusammenbruch des brennenden Hauses. Als Yanec seine Erzählung beendete, nickte Kam langsam und traurig: „Jezss...“, er strengte sich an, deutlicher zu sprechen, „Jetzt weiß ich, wie es zu all dem kam.“ Er wies mit einer Geste auf seinen Bauch. „Aber immer noch nicht, warum!“

„Das“, versprach ihm Yanec, „das werden wir herausfinden.... Freund!“

Er reichte ihm die Hand, und Kam umschloß seinen Unterarm. So, die Unterarme umfaßt - im Gruß der Kopfgeldjäger und Meuchler - standen sie lange da.



Es vergingen einige Viertel³⁶. Der Schnee des Verle schmolz und machte dem regnerischen Wetter des Bri³⁷ Platz.

Oft streifte Kam während dieser Zeit durch die Stadt, um sich die Dinge einzuprägen, die sich in den fast zwei Jahren, die ihm fehlten, verändert hatten. Er war oft verwirrt, mußte sich im Schwindel des Wiedererkennens häufig gegen eine Wand stützen. Immer wieder kamen ihm Dinge so schrecklich bekannt vor, daß er sich sicher war, sie schon einmal gesehen zu haben, schon einmal dagewesen zu sein, irgendwann in diesen verfluchten zwei Jahren - aber er konnte sich nicht erinnern. Immer nur dieses nervenzermürende Gefühl des vage Bekannten. Während dieser Zeit versuchte Yanec auch Kam zu heilen, aber es hatte keinen Zweck. Die Wunden brachen so schnell auf, wie Yanec sie schließen konnte und schmerzten dabei noch mehr. Die Verbrennungen waren auch durch die göttliche Macht nicht zu heilen.

Yanec dachte daran Torador Broschakal zu Rate zu ziehen - oder irgend jemand anderen aus der Lyzeum - aber dann würde die Hallakine erfahren, daß der Mörder ihres früheren Gefährten noch lebte. Es war ziemlich sicher, daß sie dann versuchen würde ihn zu töten.

Mittlerweile hatte Kam auch wieder seinen Platz im Totenkopf eingenommen. Die mißtrauischen, angewiderten Blicke machten Kam wenig aus, er war sie gewohnt. Nur diese zerrüttenden Zweifel: Gab es noch mehr Wesen, wie er es war - gewesen war? Und wenn ja, wo waren sie? Dieser Sûl war mit ziemlicher Sicherheit einer von ihnen, denn seit Kam wieder aufgetaucht war, war er verschwunden. Würden sie etwas gegen Kam unternehmen?

Auch jetzt saßen der Prediger und der Meuchler an Kams Tisch und blickten argwöhnisch in die Runde. Man war etwas verwirrt, Yanec so oft an dem Tisch 'der Leiche' zu sehen, wie man Kam in letzter Zeit hinter vorgehaltener Hand nannte. Der Diener Hesvites nippte an seinem Bier, Kam ließ seinen Becher unbeachtet. Es war schlecht möglich, daß er sich hier in aller Öffentlichkeit im wahrsten Sinne des Wortes ein Bier 'hineinschüttete'. Kam beugte sich gerade zu Yanec hinüber, um ihn etwas zu fragen, als die Tür aufflog und krachend gegen die Innenwand prallte. Das allein war im Totenkopf nicht ungewöhnlich, aber die große Gestalt, die mit einem markerschütternden Schrei ins Innere stürmte und zielstrebig auf Kams Tisch zuhielt, war ungewöhnlich. In ihrer großen Hand blitzte eine mächtige, zweiseitige Kampfaxt. Sie war in schwarz-weiße Fellsachen gekleidet und ihr bleiches Gesicht war eine Maske der Wut, die von den schwarzen Strichen unter ihren Augen noch verstärkt wurde. Ihre schweren Stiefel pochten einen lauten Rhythmus auf den Boden.

Es kam Bewegung in die Besucher des Totenkopfs. Die meisten versuchten, sich aus dem Weg der muskelbepackten Hallakine zu bringen aber einige wenige überlegten, ob sie eingreifen sollten, um Yanec zu helfen. Auch Harl umfaßte versonnen seine Axt, ließ sie aber dann wieder fahren. Wenn es eine Kämpferin gab, mit der Kam und Yanec gemeinsam nicht fertig wurden, dann sollte man sich mit dieser nicht anlegen. Zumal ihre Axt noch ein Stück größer war als seine.

„Melirae - das mußte ja früher oder später kommen!“ grummelte d'Ibrisco und erhob sich, zog beide Waffen und versperrte ihr den Weg.

„Negruscha³⁸, Yanec! Geh mirrr aus dem Weg!“, ihr Dialekt wurde stärker, wenn sie wütend war. Sie benutzte Begriffe aus dem Hallaksch und rollte das R.

³⁶ Jeder Monat umfaßt 44 Tage, die in vier Teile zu je 11 Tage eingeteilt werden. Diese nennt man Viertel.

³⁷ Monate des Jahres. Verle ist der zweite, Bri der dritte der neun Monate.

³⁸ Negruscha! (Hallaksch) = Weg mit Dir!

Doch Yanec schüttelte den Kopf. Erst war er versucht, etwas zu sagen wie: „Wenn du ihn willst, mußt du vorher mich töten“, aber Melirae würde es versuchen. Stattdessen sprach er mit so normaler Stimme, wie es die gespannte Situation erlaubte, auf die Hallakine ein. Er hörte, wie auch Kam sein Schwert zog. „Melirae, bitte! Ich weiß, wie du fühlst, aber es gibt Gründe, die dich hindern sollten gegen ihn zu kämpfen.“

„Bregôscher, *Nimaru*³⁹. Err ist Kam Tak, also ist err tot!“

„Ja, er ist Kam Tak und ist es doch nicht. Nicht DER Kam Tak, der für den Tod deines Gefährten verantwortlich ist. Das ist alles sehr schwierig... Er hat sein Gedächtnis verloren. Wenn du ihn jetzt tötest, wirst du niemals erfahren, wer das Blutgeld für diesen Mord zahlte. Vertrau mir?!“

Melirae atmete schwer ein und aus, dann sagte sie langsam: „In Ordnung, aber ich warne dich: Dieserr *Limbjekaja*⁴⁰ sollte mirr besserr aus dem Weg gehen! Du hast mir mein Leben gerrrettet, also schulde ich dirr eins, Prriesterr. Ich schenke dirr Seines, für drrrei Monate! Dann brrringst du mirr den Namen des Schuldigen, oder ich hole mirr seinen Kopf! *Mirokowa*⁴¹?!“

Kam wollte aufbegehren, aber ein schneller Blick von Yanec brachte ihn zum Verstummen. „In Ordnung Melirae! So machen wir es.“

Sie nickte grimmig, warf Kam noch einen düsteren Blick zu, dann drehte sie sich um und ging langsam weg, die Axt wieder in das kompliziert anmutende Seilgeflecht auf ihrem Rücken eingehängt. Yanec und Kam setzten sich wieder. Sie warfen sich düstere Blicke zu und sahen um so erstaunter auf, als sich Melirae mit einer Hand auf dem Tisch aufstützte: „Noch eins, Leiche!“ Sie riß die andere Hand hoch und rammte den Dolch mit voller Wucht durch Kams Arm, nagelte ihn auf der Tischplatte fest.

Der Meuchler stöhnte auf, wollte mit der anderen Hand nach seinem Schwert greifen, aber ein harter Faustschlag von Melirae brach ihm die Nase und er landete wieder auf seinem Stuhl, überrascht von der Behendigkeit des Muskelberges.

Melirae spürte Yanecs Schwert an der Kehle. Mühsam beherrscht sagte er: „Das reicht jetzt, Melirae!“

Die Hallakine macht eine beschwichtigende Geste mit der linken Hand, an der ein bißchen Blut aus Kams Gesicht klebte. Dann blickte sie Kam tief in die Augen - in sein eines Auge - und grollte: „drrrrei Monate, *Rikschora*.⁴²“, Dann drehte sie den Dolch in Kams Arm um eine halbe Drehung und riß ihn heraus. Der Meuchler stöhnte erneut auf und preßte eine Hand auf die Wunde. Betont langsam fuhr Melirae mit dem Zeigefinger über die Klinge ihres Dolches, benetzte ihn so mit Kams Blut und zog dann die schwarzen Striche unter ihren Augen mit dem roten Saft des Lebens nach. Rückwärts ging sie langsam auf den Ausgang zu, den Kopf nach vorne geneigt, die Augen zu schmalen Schlitzern verengt. Sogar dem abgebrühten Yanec lief es ein wenig kalt den Rücken herunter. Diese Frau meinte, was sie sagte.

Melirae war an der Tür angekommen. Sie wies ein letztes Mal mit der Spitze des Dolches auf Kam, der mit wütendem Gesicht dort saß und flüsterte fast: „Drrrrei!“.

Dann war sie hinaus.

Kam fauchte Yanec an: „Niemand, hörst du, niemand hat das Recht so etwas ungestraft mit mir zu tun! Du hättest mich ihren Kopf herunterschlagen lassen sollen!“

Yanec breitete die Hände zur Seite und zuckte mit den Schultern: „Sie hatte alles Recht der Welt. Du hast ihren Gefährten getötet...“

„Dann soll sie kämpfen, wie es die Söldnerehre gebietet, diese...“

³⁹ Bregôscher, Nimaru. (Hallaksch) = Halt's Maul, Priester.

⁴⁰ Limbjekaja (Hallaksch) = Kinderschänder

⁴¹ Mirokowa? (Hallaksch) = Verstanden?

⁴² Rikschora (Hallaksch) = Hurensohn

„Vorsicht Kam, Melirae ist eine ehrenvolle Kriegerin!“

„Pah!“ Kam umklammerte seinen Arm. „Hör auf zu schwatzen, heil das lieber!“

Yanec seufzte. Es würde lange dauern, bis Kams Ehre das verkraftet hatte. Aber er war zuversichtlich, daß der Meuchler es eines Tages einsehen würde. Vielleicht sogar in diesem Jahr schon.



Sahaj saß breitbeinig auf ihrem Podest. Ihr Haar hatte sie glatt nach hinten gekämmt. Ihr Gesicht war zornig verkniffen, und ihre Wangenmuskeln zuckten.

„Also gut, Kam! Du verleugnest mich. Gut! Es wird der Tag kommen, an dem ich dir das heimzahlen werde. Ich kann warten. Sehr lange, wenn es sein muß. Wie sagen die Multorier? Rache schmeckt am besten, wenn sie kalt und mit Blut übergossen verschlungen wird!“

Stille hielt Einzug in den Raum, nur das verzweifelte Quieken einer gefangenen Ratte störte sie.

André Wiesler

Rot II

37. Bri 168 n.G.

Die Unterstadt lag leer und kahl im roten Licht der Sonne, die sich zur Abendstunde schwer und tief über die Berge neigte. Ein schwacher Wind strich über die Höhlungen, die Gräber, daß ein Zittern durch die Spitzen der im Abendrot gußeisenschwarzen Weiden lief. Kaum jemals verirrte sich jemand, der noch gesund war und dessen Familie oder Freunde gesund waren, in das Gebeinfeld im Süden der gespaltenen Stadt.

Am Rande eines der netzartig das Feld durchziehenden Staubpfade, auf einem ungestürzten Stein - einer Stele vielleicht - saß still eine kleine, dunkle Gestalt. Die Schultern bebten bisweilen, wie in einem Schauer, und die Hände verkrampften sich weiß, wenn das Beben den ganzen Körper durchlief.

Parçasastre Lugubrues weinte. Sein Gesicht war naß und gedunsen von Tränen, und wenn er sich dann und wann geistesabwesend etwas Backwerk in den Mund schob, so schleuderte das nächste Schluchzen die Krümel wieder hervor. Es war ein kläglicher Anblick.

Die Nacht war schlimm gewesen, mit ihren Schatten und Schauern, den unerkannten Wesenheiten - dem Blut, dem Wahn... Aber wie hatte der Totengräber gelitten und dies gleich zweimal, da ihm seine Träume und Seherkräfte das Elend vor der Zeit offenbart hatten, wie ein höhnischer Truchseß, der verhaßte Gäste bei Hofe ankündigt - und dann, als sich die Gräber öffneten, seine Toten, seine umsorgten Toten den Schutz der Erde verließen und sich gegen ihren Obwalter wandten: ein Vater, dessen Kind die Hand gegen ihn erhebt, kann nicht schlimmer leiden.

Das Schlimmste war aber nicht diese Abscheulichkeit, jene Widernatürlichkeit gewesen, die (und er wußte genau, durch wen) über Elek-Mantow hereingebrochen war. Nein, es war das Widernatürliche gewesen, das Parçasastre selbst vollziehen mußte, als er gegen seine eigenen Toten kämpfte. Mit scharfen Weißdornzweigen, Mandragora und der ganzen Nekromantica - einen nach dem anderen, im Untode gleich, vernichtet und gebannt, in Staub und zu Staub gezwungen... Und er hatte doch gewollt, ja gebetet, daß er niemals wieder seine alten Künste neu beleben müßte.

Es gab keine Unschuld mehr.

Und jetzt war seine Stadt verwaist, er hatte sie alle getötet, und nur noch leere Gräber, verwüstet und geschändet, gähnten ihn an. Eine Geisterstadt. Er hatte sie nicht retten können.

Von ferne sahen einige Männer, die vom Tagwerk in der Gerberei nach Hause zurückkehrten, einen von Lachkrämpfen geschüttelten Dämonen im sterbenden Tageslicht auf einem zerbrochenen Grabstein tanzen und juchzen und jauchzen. Das Zeichen des Falkens schlagend, flüchteten sie ins Gewirr der Gassen. Hört es denn niemals auf?

„Habt ihr mich nicht erwartet, Seher?“

Er habe ihn nicht erwartet, aber geahnt, daß er komme, entgegnete der Totengräber. Er sehe nur Verhängnis klar und deutlich.

„Ihr seid, *Cer*⁴³ Lugubrues, einer der wenigen, die in mir kein Verhängnis sehen. Ein erfreuliches Urteil immerhin eines Kenners solcher Fragen!“

„Ich nehme euch wahr - auch in meinen Visionen, so ist es nicht... Ich sehe euch aber als roten Streif, als blutiges Funkeln auf einer spiegelnden Fläche aus Unheil und Gewalt! Da, Verhängnis“ und er wies mit der Hand in Richtung Oberstadt, „und da“, mahlte seine Hand wirre Muster gegen Elek-Mantow, „funkelt ihr, lauft schimmernd über den Spiegel - Abglanz eines anschwellenden Feuers, denn es werden viele kommen!“

Er irre sich nicht, fragte der andere.

⁴³ Cer (l'Yat, Sprache der Atamanen) = Herr

„Törichte Frage!“

„Ja - ihr irrt euch nie...“ Ein Seufzen.

Der Totengräber hob den Kopf. „Was wollt ihr, Herr Buzecchia?“ und wehrte das Seidentuch, das der andere ihm entgegenhielt. Er fuhr sich rasch mit der Hand über das Gesicht.

Der atamanische Sammler musterte ihn ausdruckslos. Nach einer Weile aber begann der Totengräber wieder zu sprechen: „Ein schwarzes Auge - es wird geraubt...!“

„Wurde...“

„Wird! In diesem - Augenblick...“

„Der Echs. Ihr habt meine Frage schon beantwortet, *Cer val*⁴⁴ Lugubrues!“

Der Seher schüttelte den Kopf. „Ihr braucht nie zu fragen - ich *weiß!*“ Er senkte den Blick zu Boden.

Einen Augenblick war es still. Dann vernahm Parçesastre das Knirschen sich entfernender Schritte. „Heute, Atamane“, flüsterte er in den sich zu eigenartigen Wirbeln verziehenden Staub, „heute kommt ihr zu spät!“

Der riesige Mann tat einen tiefen Zug, und was an Bier nicht in seinem Schlund verschwand, schäumte über Kinn und den filzigen Bart und den Pelz, der das Faß von Brust umspannte, aus dem jetzt sich ein dröhnendes Kollern löste. Mit einem Ruck leerte der Hüne den Krug und der Tisch schaukelte bedrohlich, als er wuchtig absetzte, schwer seine Arme niederfallen ließ.

Ein tiefes Grölen entrang sich seiner Kehle, das vor einigen Stunden noch als hallaksch Trinklied zu erkennen gewesen wären, aber nach Braunbier und Gebranntem in ochsengefährdendem Ausmaß war der Ruhmessang auf die Schlacht von Hengist auf einige Einheiten zusammengeschrumpft; zudem tauschte der Sänger die heldhaften Heeresführerinnen und Kriegerinnen in lauter Heeresführer und tapfere Krieger: ein männliches Mißgeschick, welches dazu führte, daß zwei Hallakinen vier Söldner, die zunächst mitgegröhlt hatten, unmißverständlich in ihre Schranken verwiesen - wobei Tische und Stühle wieder die Zeche zahlten...

Der Sänger indes selbst blieb verschont, teils aus Nachsicht, teils aus Ehrfurcht, denn wozu ein über ein Sprung⁴⁵ großer, bärenhafter Mann mit einem zweihänderartigen Knochen im Rücken und hauerhaften Zähnen im Maul schlimmstenfalls in der Lage wäre, wollten sich einige nicht einmal ausmalen.

Dabei schlug in dieser mächtigen Brust das Herz eines Lammes und trotz des wüsten Äußeren war Den Aloumen-Vioú einer der friedfertigsten Gäste im „Totenschädel“, in Elek-Mantow überhaupt.

Heute aber war der Bär traurig. Er war eigentlich seit langem betrübt, seit er die Geborgenheit, die gedrängte Wärme seines Nuu-Giik-Dorfes verlassen hatte, oben in den multorischen Bergen, wo die Winde so laut und so sauber war'n und die Kiefern so windschief und die Felsen so kieferbedeckt wie andere Steine mit Moos - und hier war eine Stadt mit einer tiefen Schlucht und einer Brücke, und oben wohnte ein reiches und unten ein armes Volk... Und die einen war'n leise und sprachen mit falsch'n Gesichtern und die anderen waren laut und mit offenem Haß... Und die Frau'n war nicht pelzig und die Kinder nicht trollig und... „Hoo - Ha... Ahall...!!“ Harl, der Wirt, nickte nur. Ohne noch den Kopf zu heben und auch ohne von den Würfeln aufzublicken, versetzte er der Schankmaid ein klatschenden Schlag, grunzte in Richtung des Tisches, wo Den inzwischen mehrfach seinen Krug umkehrte und über die darin herrschende Leere immer trauriger und trauriger wurde.

Die Kleine huschte, sich die Rückseite grinsend reibend, durch die Schankstube und schob dem Nuu-Giik einen vollen Krug vor die Nase, entwand den leeren mit sanfter Gewalt, um

⁴⁴ Cer val (l'Yat) = vielfach geehrter Herr

⁴⁵ Sprung = multorische Maßeinheit, entspricht zwei Meter.

verschwunden zu sein, bevor Den seinen aufrichtigen Dank zum Ausdruck bringen konnte. Also gab er's auf, sog am Krug wie an der Mutterbrust und nahm sein Epos wieder auf.

Einige Tische weiter saßen Yanec d'Ibrisco und Kam Tak, von denen schon gesagt wurde, daß der durch einen Brand dämonisch entstellte Meuchler auch tatsächlich ein Dämon sei, welchen Selefra dem Priester aus Rache als einen Alp auf den Hals gehetzt habe, daß Yanec verfaule und letztlich so aussehe wie Tak. Allerdings war das eher ein Gerücht der abergläubischsten und vor allem der heimlichsten Art, denn wo D'Ibrisco noch als gütiger Gottesmann die Gnade im Schlepptau haben mochte, war Kam Tak sicher sowohl verderbt als auch gnadenlos...

„Sie tuscheln und zerreißen sich ihr Maul“, preßte Tak hervor. Er hatte sich angewöhnt, zwischen den Zähnen hindurch zu sprechen, da bereits jede Sprechbewegung die Brandnarben im Gesicht zum Platzen brachte. Yanec blickte kurz umher, betrachtete dann schweigend seinen Freund. „Er hat ja recht“, dachte er, „aber was erwartet er denn. Er sieht aus wie ein Ungeheuer und bis vor kurzem war er auch noch eins...“ Bei dem Gedanken zuckte er zusammen. Die Sache war immer noch ein Rätsel, weniger wie Tak eines dieser Geschöpfe Selefras geworden war, eine seelenlose Bestie sondergleichen, sondern wie die Seele ihren Weg zurückgefunden hatte in diesen verfluchten Leib...

Er blickte auf und bemerkte, daß dem Meuchler sein innerer Aufruhr durchaus nicht entgangen war. Er schüttelte langsam den Kopf. „Gib' ihnen Zeit“, sagte er, „sie müssen sich daran gewöhnen, wir alle - auch ich“, kam er der traurigen Frage seines Freundes zuvor. „Aber Hesvite wird helfen, ich glaube fest daran, und du weißt es. Ich erzähle dir nichts, um Dich - einzulullen!“

Tak stieß ein merkwürdiges Geräusch durch die Nase aus, er lachte mit bitterer Heiterkeit: „Hesvite?“ zischte er. „Ich fühle mich eher, als hätt' der Brenner sich meiner angenommen!“ Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Beim ewigen Büsser, wer mir das angetan hat...“

„Das?!“ Yanec zeigte auf das verbrannte Gesicht. „Das?!“ Auf die Hände wies er und seine Miene verhärtete sich. „Das geschah dir, als Selefra deinem Körper befahl! Das war ich, als das Wesen, das Kam Tak gewesen war, Unschuldigen Blut und Elend brachte!“

„Anders als zuvor?“

„Das weißt du genau! Das wurde dir angetan im Namen der Mächte, die gegen die Finsternis streiten!“ Er lehnte sich zurück. „Oder meinst du mit 'angetan', wer dich getötet hat und bewirkte, daß du wiedergeboren wurdest als - das...?“ Er vermied den Blick nach dem Bauch seines Gefährten. Leise fuhr er fort: „Oder sprichst du von dem, der dir dein Gedächtnis geraubt hat und, Hesvite steh' mir bei, ganz offensichtlich aus dir - wieder einen Menschen machte? Was schwörst du bei deinem Gott, der im ewigen Feuer brennt? Was?!“

Kam Tak schwieg.

Yanec seufzte. Er erhob sich, legte seinem armen Freund die Hand auf die Schulter. Kam Tak rührte sich immer noch nicht. Der Priester blickte auf, fast hilfesuchend in die Runde - aber er fand niemanden Blick, vielleicht (und so empfand er es) wandten alle ihre Augen ab. „Ich hole uns...“

Tak blickte ihn an.

Yanec verstummte. Dann, und er merkte es mit Schrecken, wandte er seine Augen ab, fühlte sich zum Schanktisch gehen. Hier fand er sich hinter einer Vielzahl von ihm zugewandten Rücken, die alle drängten und schoben, brüllten und gröhlten, und keiner nahm seine Bestellung auf.

Den träumte vor sich hin. Nur noch vereinzelt kamen Wortfetzen über seine Lippen. Die Menschen hier, schoß es ihm immer wieder durch den Schädel, waren eigentlich alle gemein. Sie logen und verspotteten ihn: er hatte einen Freund gehabt, nein, er hatte Freunde, auch hier, etwa den Einarmigen aus dem Zweischneiden Schwert, den Schuppenkopf mit dem langen

Namen - aber er hatte einen Freund gehabt, der da so seltsam war und der ihm schon zwei Mal... „Beim Schädel meiner Ahnin“, schmettete er den Krug auf den Tisch, „die hätt'n sonst mein Blut i... i... in der Gosse vergoss'n!“ Und er scherte sich nicht um die Umsitzenden, die verdutzt den Kopf hoben, was der Bärenmensch in seinem Suff da wieder von sich gab.

Den kauerte sich wieder über den Tisch. Zweimal! Ein Blutspilger... Ein bö's Gespenst! 'Einsame Könige von einsam' Gespenstern'. Ein *Kavos-pagi*!⁴⁶ Aber - zweimal... Und er hat es ihm - heimgezahlt? Vergolten? Bah, böse Sprache, jedenfalls dem Roten auch das Leben gerettet: „Den Aloumen-Vioú“, dröhnte er, „das has' du gut gemacht!“ Und warf einen grimmigen Blick umher, daß alle mit offenem Mund dasaßen und ihn anglotzten. Durch die Spalten der Fensterläden drang der schwerrote Schein der sinkenden Sonne, wie von einem ferne brennenden Haus.

Den stierte ins Bier. Der Blutspilger is' in die Schlucht gefallen. Der Blutspilger - tot! Ein Dämon hat ihn umgebracht. Und Den war nicht dagewesen, um den Freund zu beschützen... Er hätte auf den Blutspilger aufpassen müssen, ihn verteidigen. Und den Dämon hätt' er - hätt' er - hätte er so verdrosch'n, wie's ein Dämon verdient und auf sein kalt werdendes Blut hätte er gespuckt und... In seiner Erregung merkte er nicht, wie er wieder begonnen hatte, vor sich hin zu knurren, wütend mit den Faust das Holz des Tisches zu bearbeiten.

Kam Tak starrte den Bärenmenschen an. Was für ein Tölpel, ein Stoffel, ein gröhlender Bärenkopp. Faselt von Dämonen und irgendwelchen Gespenster, von Dämonen in die Schlucht gestoßen. Will Dämonen „verdreschen“ - ha, du armer Irrer, werde erstmal wieder klar in dem Klotz, den du auf deinen Schultern mit dir schleppst. Tak bemerkte, wie gereizt er war. Und jetzt erregte er sich über diesen tapsigen Petz - wie ein müder Mann, dem das Lärmen von Kindern auf den Geist fällt...

Kam Tak, was ist mit dir los? Ist auch dein Auge schwach, deine Hand zittrig geworden? Nerven wie Granat, dessen rühmt sich ein Mann deines Gewerbes. Beachte nichts, was nicht beachtenswert ist!

Aber Kam Tak fühlte sich müde, tatsächlich müde. Er hörte das Schlagen der Pforte durch den bräsigen Dunst und Lärm, er blickte teilnahmslos vorbei - dann schnellte sein Kopf, der Körper straffte sich, zurück zur Tür. Der Lärm flaute plötzlich ab.

Den stützt sein Kinn in die schwielige Hand. Eigentlich seltsam, daß ein Gespenst durch einen Sturz in eine Schlucht zu Tode kommen kann. Schweben die nicht eigentlich über dem Boden? Oder ist es wie mit den Geistern, die in den Steinen der Berge schlafen, die erwachen, wenn dein Schatten ihren Stein streift, und die dann, über deinen Schatten dein Blut trinken... Geht der Stein zu Bruch, geht auch der Geist... Vielleicht war der Blutspilger ja aus Stein...

„Ihr seid betrunken, mein Freund, also sehe ich, es geht euch gut“, sprach da eine vertraute Stimme.

Den hob langsam den Kopf, sein Blick glitt über ein scharlachfarbenes Wams, den Saum eines brennendroten Mantels, Perlmutter und Perlen - da, ein Stab, ein Stecken aus Kupfer und rotem Holz - Wams, Wams, Wams - der Kragen, der...

„*Kavos-Pagi*!“ brüllte der Hüne, mit einem Satz war er in der Höhe - der Blick des Atamanen war noch gar nicht aus der Betrachtung des Schädels *von* oben dem Schädel *nach* oben gefolgt, da fühlte er bereits, wie in der stürmischen Umarmung seine Atmung beträchtlich erschwert wurde. Und dann begann der Nu-Giik auch schon auf ihn einzureden (was, die Achsel seines Freundes vor der Nase, in Lanungos Vorstellung eh nicht zu gehaltvoller Unterhaltung gereift wäre), heftig und viel und in bierverfärbtem Nuksch⁴⁷, daß der Sammler nur an-

⁴⁶ Kavos-Pagi (Nuksch, Sprache der Nu-Giik) = blutiges Gespenst oder Wanderer, Bezeichnung für die Atamanai.

⁴⁷ Nuksch = Sprache der Nu-Giik.

satzweise, Vielzunge hin oder her, die Freude des Riesen über das unerwartete Wiedersehen übermittelt bekam.

Der Anblick, den Den und er jetzt wohl boten, entbehrte sicherlich entschieden der angemessenen Würde - die für die Sammler, unbehelligt bisweilen nur eben der ehrfürchtigen Angst der Leute wegen, so wichtig war. Andererseits wollte er seinen - Freund? (O großer, allmächtiger Gott) seinen Freund auch nicht verletzen oder kränken durch unfreundliche Zurückhaltung. Lanungo entschied, daß eine Umarmdauer von einem kleinen, einem sehr kleinen Weilchen gerade noch zu dulden sei: „Den, Den - *Cer Vioú! Cer Vioú* - ja, ich freue mich, seid dessen versichert, auch, aber jetzt, jetzt - *Cer Vioú!!*“ machte er sich frei.

Den krachte mit freudestrahlendem Gesicht auf seinen Stuhl.

Lanungo dagegen verzog keine Miene. Seine einzige Sorge zu diesem Zeitpunkt galt seinem Ruf als Sammler, als Atamanai - und als ein narbengesichtiger Kasralit mit feistem Grinsen an ihm vorbeischnitt, nach hinten grünte: „Ein schönes Paar“, da beschloß der Sammler, in dem aufkommenden schüchternen Gelächter, zu handeln.

Sein Stab schnellte vor und sperrte, wie die Hellebarden eines Brückenwächters, dem verblüfften Kasraliten den Weg. „Mein Freund“, sagte der Atamane.

Der andere öffnet den Mund, brachte aber nichts hervor. Die Umstehenden wichen zurück, das Lachen verstarb allen, die des stummen Kampfes der beiden ansichtig wurden. Aber ein Blick aus den *Marti oculis mamertis*⁴⁸ genügte, und der Kasralit zuckte mit dem Kopf zur Seite, die Augen verkrampft, als fürchtete er einen Schlag ins Gesicht. Heilige Zeichen, Hespites, Nofras, abgespreizte Finger...

„Mein Freund“, sagte der Atamane, „ich freue mich über eure artigen Worte. Wiewohl ich Zweifel hege, ob ihr zu einer ernstzunehmenden Beurteilung von Schönheit imstande seid,“ (er gewährte die aufkeimende, hilflose Wut) „*cusa val*, danke ich euch für die Freundlichkeit - sofern es eine war?“

Der Kasralit nickte mühsam. Lanungo unterdrückte ein freudloses Lächeln. Was war es eigentlich, das ihm verwehrte, sich gegen Beleidigungen, Frotzeleien wie die vormalige wie jeder andere zu wehren: zurückzupöbeln, ja pöbeln! den Spott der Menge über den Gedemütigten genießen, den Schlagabtausch gelassen erwarten - wär' das denn so schwierig für ihn? Aber nein: er hatte das Gift der Furcht in der Herzen aller zu flößen, den eisigen Hauch aus Aberglauben und der Wahrheit - denn er war ein Atamane...

Diese Zweifel sind die eines Baldsterblichen! Sind fast zweihundert Jahre denn so wenig, daß ich dagegen nicht gefeit bin... Wer aber ist von uns dagegen gefeit? Schmerzt eine alte Wunde, die ständig geschlagen wird, nach tausend Jahren weniger denn am ersten Tag? Heißt man nicht selbst den Hohen Vater einen Zweifler und Grübler... O, Gott!

Er merkte, daß er einen kurzen Augenblick in Gedanken versunken gewesen war. Keinem war's wohl aufgefallen - womöglich hatten sie ihn gerade als Henker gesehen, der im Geiste die Wahl der Art und Weise traf. Ja, fürchtet uns - nicht euer Körper soll uns fürchten, wir sind die, die IHR *Fetaks* genannt! Kasralit, dich habe ich eisig erwischt. Du könntest jetzt nicht einmal dein damasziertes Schwertchen ziehen, wenn du wolltest! Vielleicht willst du ja noch... Einen versetze ich dir, das! zum Schluß!

Gemächlich zog er seinen Stab zurück. „Lebt wohl, mein Freund!“ Er lächelte kalt. „Seid versichert, ihr habt nichts zu befürchten. Nie könnt' ich einen Mann so vornehmen Wesens verletzen, einen Herrn mit so vornehmer - Seele...“

Der Kasralit, kurz zuvor im Aufatmen begriffen, taumelte jäh zurück, das azurne Antlitz jetzt von schieferem Grau, krümmte sich und erbrach. Die Ordnung war wieder hergestellt.

⁴⁸ *Marti oculis Mamertis* (Kasralitisch) = Augen der Götter, Verhängnis; Anspielung auf Nattern, die der Sage nach beinahe die Göttin Nofra verschlangen, bezieht sich auf die atamanischen Augen.

Lanungo nahm Platz.

Den hatte das ganze nicht wirklich wahrgenommen. Seinem wildnisscharfen Ohr waren wohl die Worte nicht entgangen - aber mehr, als daß sein Blutspilger sich für irgendeine Freundlichkeit bedankt hatte, war da doch nicht gewesen. Der Blutspilger war ein sehr liebes Gespenst. Und die ander'n sollen sich von seiner Freundlichkeit ruhig einen Ast abbrechen!

„He - Ha... Aal...!“

„Ich bedaure, Den, mein Freund, aber ich bin in Eile!“ Lanungo spähte umher. „Es wird sich sicherlich eine andere Gelegenheit finden, da wir unser Wiedersehen - feiern können!“

„Aber...“

„Ich suche“, sagte der Rote, „den Echtenmann...“

„Zir!“ grölte Den. „Der brave Zschschr... Zrschr... ach... Zschtschrst... o bah...!“

„Weißt du, wo er ist“, unterbrach Lanungo mit sanfter Ungeduld.

„O bah, du hast ihn grad ver... - er war grad noch da!“

Der Sammler sog scharf die Luft ein. Sein Aufenthalt in dieser Stadt war nicht vom Glück begünstigt! Hastig erhob er sich. „Warte hier auf mich“, murmelte er, „ich kehre bald wieder!“ Sein Blick fiel auf Harl, der just mit unwilligem Zögern der Schankmaid einen neuen Krug in die Arme drückte, in Richtung des Bärenmannes raunzte, grimmig auf eine Schiefertafel startete, auf der sich beängstigend viele weiße Kritzel mahlten.

Lanungo zögerte kurz, dann griff er in die Falten seines Mantels.

Den spürte, wie sich ihm etwas in die Hand schob: ein Lederbeutel mit harten, klimpernden Beulen: „Das wird selbst für deine Zeche mehr als ausreichend sein, mein Freund“, lächelte Lanungo auf das verdutzte Gesicht des Nuu-Giik. Dann drehte er sich rasch um und schritt zur Tür.

Der kleine verwachsene Mann schrie leise auf, als die Hand des Sammlers ihn am Arm packte. „Glaube mir“, zischte der Atamane dem Beutelschneider zu, in dessen geröteten Augen eben noch unverhohlenen Gier und Verschlagenheit glitzerte hatten, „glaube mir, ich würde dich finden!“

Der Mann erblich und nickte stumm.

Lanungo öffnete die Pforte und seine Konturen verschwammen im erglühenden Abendlicht. Die Türe fiel ins Schloß.

Kam Tak saß wie erstarrt.

Er gewahrte, daß seine Finger sich in das Holz des Tisches gegraben hatten, die Knöchel grau unter der schorfigen Haut. Er warf einen schnellen Blick zu Yanec. Der hatte sich mittlerweile nach vorne gearbeitet, merkwürdig schwerfällig, wie's schien, und nannte dem Wirt gerade mit knappen Gesten sein Begehrt.

Ohne weitere Zeit zu verlieren, glitt der Meuchler hinter seinem Tisch hervor, huschte, die weil alles vor ihm zurückwich, durch die Schankstube des „Totenschädels“ zur Tür und war hinaus.

Das Rattenloch war ein Urwald, ein Dickicht ganz eigener Art. Ächzen und bröckelndes Mauerwerk brachen aus dem Unterholz, Knarren wie das von Schiffsplanken, unerkannte Stimmen, Tierlaute? schlichen durch das bizarre Werk der Giebel und Schatten - man war in den Gassen immer und niemals allein, so aus Fensterverschlägen Augenpaare lugten, Schleichen echote um die Winkel der Straßentäler: war man's selber oder ein unbestimmter Verfolger...

Der Echs entstammte einem Dschungel und gehörte nicht in diesen. Seiner war gewachsen und lebte durch die Zeit, wogegen das Rattenloch das war, was der Verfall daraus gemacht.

Der Echs war immer auf der Hut. Unter Menschen war er unter Tieren. Auch im Rattenloch wurde aus Hunger gejagt, aber ohne natürliche Vernunft. Er gehörte nicht zu den Jägern, obgleich ihn seine Zähigkeit und Stärke dafür empfahlen. Zir beobachtete und lernte.

Und pirschte durch den Urwald, ein elend-unheimliches Gewicht in seiner Tasche: die schwarze Perle, die ihm vor langer Zeit in seiner heimatlichen Wildnis in die Klauen gefallen war... Er wußte, daß es Tod und Unheil waren, die das kleine, kalte Ding so räderschwer⁴⁹ sein ließen, wie ein Schwamm hatte es sich damit vollgesogen. Und einerseits wünschte sich Zir nichts so sehr, wie sich des Dings zu entledigen, aber (andererseits) nicht antwortlos und nicht verantwortungslos! Denn, ohne zu wissen, weshalb, spürte er, daß das Ding nie in die falschen Hände geraten durfte.

Er hatte sich angewöhnt, seine Rastplätze stetig zu wechseln. Nicht nur, weil er haushalten mußte...

Heute, die Wärme der sinkenden Sonne angenehm auf den rindigen Schuppen seines grünen Leibes, zog er zu einem Bretterbau am Rande der Schlucht, wo sich in den vielen Sonnen, die er in Elek-Mantow weilte, noch kaum jemand hinverirrt hatte.

Unvermittelt blieb er stehen. Hob witternd das spitzige Maul. Der dünne Wind strich durch den abendroten Staub. Von ferne klangen Rufe, Glockenschlag von jenseits der Schlucht. Auf- und abebbend, wie ein Flußlauf.

Prüfend, geduckt, verharrte der Echs. Endlich setzte er langsam den Weg fort.

An der nächsten Ecke aber huschte er herum und schlug sich über einen die Gasse halbverschüttenden Steinwall - auf der anderen Seite verschmolz er mit den Schatten und seine echsische Kraft verlieh ihm Schutz vor jedem Licht. Er war verschwunden. Die Gasse schien leer.

Zir war sich sicher, daß er verfolgt wurde.

Seine Sinne waren soweit geschärft, daß er aus dem Wust bedrohlicher Eindrücke die bedrohenden herauszufiltern vermochte.

Er wurde verfolgt. Ein ständiges Rühren fremder Augen, fast, als berührte ihn bereits ein unbekannter Atem... War es kurz seitdem er den „Totenschädel“ verlassen hatte? Zir verharrte.

Irgendwann würde sein Verfolger auftauchen und, verunsichert um sich schauend, versuchen, die verlorene Spur wiederzufinden. Wer auch immer er sein mochte, er würde...

Ein leises Lachen geisterte durch die Straße.

Zir fuhr zusammen.

Er schweifte scharf umher. Da - da war es wieder, ein dünnes Gelächter, schräg über ihm... Da war nichts, niemand und nichts! Aber - großer Pfad, konnte es ihn denn sehen? War das möglich? Die Geister der Dschungels hatten ihn mit ihrem Geheimnis verhüllt, und wer sollte dies durchschauen? Das Gefühl, beobachtet zu werden, war da, immer noch und unmittelbarer.

Zir schlich sich aus der Deckung - den „Schutz“ unverändert um sich schlagend; er tauchte in die nächste Gasse ein, über ein Gewirr von Stützbalken, Mauervorsprüngen, glitt durch die blutige Dämmerung, schlangengleich und leise. Er war überall und nirgends.

Ein Zischen unterdrückend, preßte sich Zir hinter eine lecke Regentonne. Großer Pfad, wer konnte...

Da! Das dünne, hohe Lachen, wie jenseitig, so hohl, und ein eigentümliches Geräusch mischte sich in dieses freudlose Gelächter, welches Zir erst nach einigen Momenten begriff: jemand - es schlug die Hände wie beifällig ineinander!

„Ssszeigt' Dich“, schrie der Echs und die Wut säuerte sein kaltes Blut.

Es sprang. Es sprang, ein rotes Flirren durch den Glutball des sinkenden Tags, daß Zir den Blick kurz abwenden mußte. Es sprang, drei Sprung tief vom Firste des gegenüberliegenden Gebäudes, federte im Schutt der Gasse ab - sodann richtete es sich ruhig auf, trat zu einem Bretterstapel, wo es, die Beine vornehm übereinanderschlagend, sich niederließ. Die Falten des scharlachfarbenen Mantels fielen glatt, etwas glomm auf unter dem roten Barett.

Zir starrte die gespenstische Erscheinung an.

⁴⁹ Rad = multorische Maßeinheit, entspricht 200 Kilogramm.

„*Seolatun*⁵⁰, Echsenmann“, sagte da der andere und schnippte die Asche von seinem Raucherkräutstübchen.

Mit einem Brüllen, den Kriegshammer in tödlichen-weiten Bogen schwingend, stürmte Zir auf seinen Verfolger zu.

Ihm wurde schwarz vor Augen.

Kam Tak schlich auf der Fährte des Atamanen. Dessen Gegenwart lag ihm gleich einem brennenden Schauer vor einem inneren Auge, das durch den leisen Schritt des Sammlers geweckt wurde und sich mühte, den Schlag hinwegzublinzeln.

Er hatte den Atamanen gesehen. Er hatte dessen unheimliche Nähe gespürt, ein Gestank von Kälte und Tod lag ihm auf dem Gemüt.

O, der Sammler war geschickt, flink, wie er den „Totenkopf“ verlassen, dabei so gut wie keine Spuren hinterlassen hatte. Aber Tak hatte das scharfe Gespür eines Meuchlers. Irgendwann ergab sich aus den vielen Teilchen (etwa den leeren Straßen, die belebt hätten sein müssen, den verwirrten Gesichtern der wenigen Passanten, dort eine Abfolge von Stiefel-Stock, Stiefel-Stock) das ganze Mosaik des Weges, den der Rote zurückgelegt haben mochte...

Da war in seinen Träumen diese purpurne Wüstenei, mit Wildbachbirken bewachsen, deren Ästen von seltsamen Dornen schwelgten. Der Sand war rot und mit Muscheln und ihrem Perlmutter bestreut, und der Himmel war eine von brennenden Faltenwolken überwehte, öde, rote Weite. Und immer wenn er, seinen eigenen Schatten nicht findend, sein eigenes Rufen nicht hörend, durch die Dünen irrte, stieß er irgendwann auf einen Brunnen.

Dieser Brunnen war ganz schwarz, kohleschwarz, und ein schwerer Ruch nach Brand ging von ihm aus. Und wenn Kam sich mit letzter Kraft auf seinen Rand gehievt hatte, und über die Kante dorthin spähte, wo er im Wasserspiegel sein eigenes Bild zu sehen hoffte, dann war dort nur ein großer schwarz-weißer Strudel, spiralig um sich drehend, dann hörte er das Wasser rauschen: „...ich werde euch schonen, soweit es mir möglich ist,... soweit es mir möglich ist...“ Er griff nach dem Eimer - ein Schmerz schlug ihn zurück. Er griff nach der Winde - die war nicht da: nur ein schleimiger Schlund, tentakelbewehrt, und gierig und schäumend vor Gier... Und wachte schreiend auf!

Kam Tak ballte die Faust. O, Atamane - Buzecchia! Du wirst mir Antwort geben, und sollte ich Deinen toten Kadaver beschwören müssen: Du wirst mir Antworten geben!!

Er bewegte sich mit eingefleischter Umsicht, so daß er nicht blöd um die Ecke prallte, sondern der natürlichen Regung folgend, herumlugte, so das seltsame Bild zu sehen, das sich bot: er erblickte den Atamanen, tief gebeugt über einen massigen, dunkelgrünen Leib. Nachdenklich wanderten die gefährlichen Augen über den reglosen Körper des Echsenmenschen...

Tak bewegte sich vollkommen sicher und schnell - anpirschen, das Schwert herausfliegen lassen, daß es zitternd vor dem Gesicht des Roten zum Stehen kam... So plötzlich wie das Schwert als schwarzer Strich im Raume stand, durchfuhr den Meuchler der Blitz eines vertrauten Augenblicks...

Gelassen blickte der Atamane auf. Seine Blick folgte der schwarzen Klinge bis hinauf zur schwarzen Hand, die's hielt. Den Blick mit Tak zu kreuzen - das wußte dieser durch die dreizackige Spitze der Waffe zu verhindern, welche er genau zwischen den Augenbrauen des Knieenden hielt.

„Schwer verletzt“, stellte der Sammler ruhig fest.

Tak verstand nicht sogleich. „Was habt ihr vor mit ihm?“

„Ein Freund von euch?“

„Nein! - Ich stelle die Fragen!“ blaffte Tak.

⁵⁰ *Seolatun* (l'Yat) = Sei begrüßt!

„Und ihr habt viele...“ Dem Meuchler verschlug das die Sprache. „Aber ich habe keine Zeit!“ erklärte der Atamane kalt.

„Ihr werdet sie euch nehmen“, fauchte Kam, den die Ruhe des Roten fast beängstigte. Vorsicht, atamanisches Schwein, Raubtiere sind am gefährlichsten, wenn sie sich in der Ecke fühlen...

„Hütet euch“, sagte da der Atamane leise. „Ich habe euch schon einmal geschont - ein zweites Mal...“ Er ließ den Satz unvollendet, was den anderen in der Tat beeindruckte. Darüber hinaus bestätigte es aber seine Alpträume wie ein Geständnis. Er holte pfeifend Luft. „Ihr habt diesen Lurch überfallen!“

„Er gehört zu den Urszzzzsrxszsxch!“

„Leugnet ihr etwa?!“ schrie Tak.

„Was geht, erlaubt die Gegenfrage, euch das an?“

„Weshalb seid ihr ihm sonst gefolgt?!“

Fast schien es kurz, als ließe der Rote seine Maske fallen; in der Miene arbeitete es. Gleich aber wieder waren seines Züge glatt und regungslos, bis auf die feinen Haare der seidigen Brauen, die stets in geradezu anemonischer Regung waren.

„Er hatte etwas, was ich benötigte“, kam schließlich die Antwort.

„Gebt es mir!“

„Ich habe es nicht...“ Diese offenbare Dreistigkeit überraschte den Meuchler keineswegs; er warf den Kopf zurück, daß es am ganzen Hals schwarz und rot zu glitzern begann, und lachte höhnisch - „...und es hat nichts mit euch zu tun!“

Was habe denn mit ihm zu tun, fuhr Kam Tak den Roten jählings an, während er spürte, wie der Zorn ihn übermannte - da nun lachte der Sammler, ein dünnes, geisterhaftes Gelächter stieß er aus, welches gemächlich die Gasse hinunterschwebte.

Tak hob sein Schwert... Im nächsten Augenblick war der Atamane auf den Beinen und außerhalb der Reichweite; Tak starrte ihn an und der Ärger über den kurzen Moment der Unachtsamkeit raubte ihm fast den Atem.

Der Atamane machte indes keine Anstalten zu fliehen. „Kind des Weltuntergangs“, sprach er drohend, „verlorener Sohn! Dein Erinnern ist leer und das hat deiner Menschheit wieder Raum gegeben! Was willst du noch?! Geh’ an deinen leeren Tisch zurück, *Meuchler!* Ich habe dir nichts zu sagen!“

Tak kniff wütend sein Auge zusammen. Er öffnete den Mund zu einer unflätigen Erwiderung - da röchelte es zu seinen Füßen. Ein Beben ging durch den schuppigen Rumpf, der Schädel sank langsam von einer Seite zur anderen und zurück. Ein gurgelndes Geräusch, von einem Auswurf dunkler Tropfen begleitet, drang aus der Tiefe des Schlundes.

Ohne zu zögern, ohne des Gegners zu achten, ließ sich der Atamane neben dem Verletzten nieder. „Jetzt gibt er ihm den Rest“, dachte Tak, verwundert über seine eigene Ratlosigkeit, was zu tun sei. Aber er hörte, wie der Sammler sagte: „Ruhig, *Cer Zir*. Ihr habt schwere innere Wunden!“ Der Schuppige hielt den Kopf kraftlos, aus dem faltigen Rändern des Maules rann eine grüne Flüssigkeit...

„Wer hat das getan?“ raunte der Atamane.

Eine Weile lang lag Stille über der im Schein der fast verschwundenen Sonne entflammten Szene stummer Gewalt. Dann entrang sich der mächtigen Brust: „Sssagt esss...“

„*Cusa?*“

„Ssssagt esss, Feuerjäger, bitte, sssagt...“ Der Rest erstickte in einem kehligen Husten.

Lanungo schloß kurz die Augen. Dann beugte er sich vor, nah an die Schläfe des Echs: „Seid versichert, ich bat aus meinem Entschluß heraus und ihr gabt keinen Anlaß dazu - ich kann euch nichts fordern, ihr müßt mir nichts geben! Fern sei euer Pfad von mir!“ So sprach er im Urszzzzsrxszsxch.

Was für Kam Tak die wirre Abfolge von kehligen Zischlauten war, machte den Echsischen sich sichtlich entspannen; schmerzvoll nickte er. „Ihr habt mich überfallen“, zischte er.

„Wer?“

„Ihr!! Und die Perle...“

„Sie ist verschwunden!“

„Behaltet - dasss Dämonending!“ Sein Schädel sank nach hinten, ein Ausdruck um das scharfe Maul, der entweder ein Grinsen oder eine Grimasse des Schmerzes sein mochte...

„Du - hast ihn überfallen“, knurrte Tak, sein ganzer Körper spannte sich zum Sprung.

„Nein!“ Der Atamane fuhr in die Höhe, daß der Meuchler unwillkürlich einen Schritt rückwärts tat. „Nicht ich!“ fauchte der Sammler, in seinen Augen glommen flammende Zirkel der Wut: „Aber ich erkenne, wer euch und eure Spießgesellen so trefflich gegen mich gerüstet hat!“

Was rede er, rief der Meuchler.

„Ihr müßt weg!“

„Ach was...“

„Verschwindet! Ihr seid in allergrößter Gefahr!“

Kam stierte ihn einen Augenblick lang an. Dann brach er in schallendes Gelächter aus.

„Dukulach!⁵¹“, brüllte der Rote, aufs äußerste erbost.

„Karabach!⁵²“, stieß Tak verblüfft hervor und vor ihm entflammte der Atamane in wehendem Gewand: „Was, beim Brenner...“

Ein dünnes Lachen. Eine Gestalt löste sich aus den Schatten.

Yanec suchte Tak. Daß dieser, ohne ihm etwas zu sagen, aus dem „Totenkopf“ schlich, war sicher sein gutes Recht, aber seltsam genug und in der derzeitigen Verfassung seines Freundes höchst beunruhigend.

Natürlich hatte keiner der zahlreichen Gäste, Trinker, Falschspieler, Mörder und Söldner, ihm sagen können, wohin es „Schwarzmann“, das „Glutauge“ hingezogen hatte, geschweige denn, was ihn veranlaßt haben mochte, so unversehens sich davonzumachen...

Vor ihm erhoben und verzweigten sich die Mauern, Dächer, Schlote, Gassen des Rattenlochs. Wo, Hesnate, wo - steckte Kam Tak?

„Was...“, stammelte Tak, den ein nie gekanntes Gefühl des Schreckens übermannte.

Er sah zwei. Zwei Sammler. Eine scharlachfarbene Traumwelt. Allein von diesen beiden Gestalten ging ein Gefühl der Unwirklichkeit aus. Zwei Sammler - er nahm, so glaubte er, nur deren Umwelt wahr, als überprüfte er, ob diese genau so empfand wie er... Er sah den Schimmer des nachglühenden Himmels über den Falten ihrer Gewänder, auf ihren ausdruckslosen Gesichtern. Er sah es glitzern in den webenden und regenden Tentakeln ihrer Brauen, wie Sonnentau. Er sah den Abglanz des letzten Lichts in den Winkeln ihrer sagenhaften Augen. Sie schwebten. Sie standen still. Sie bewegten sich aufeinander zu...

Er gewahrte, daß sein Schwert gesunken war; er richtete es auf, wider das Pandämonium, welches vor ihm sich den Einstand gab...

„Lanungo Buzecchia, *seolatun!*“ sagte da der Zweite mit einer wisperigen, raschelnden Stimme, als führe Wind durch ein Kornfeld. Das Antlitz glatt, faltenlos - die Brauen blond gestäubt wie das Fell einer gereizten Katze und wesentlich steiler als die seines Gegenübers. Sein Hals war über und über gesprenkelt mit weißen, kleinen Flecken...

⁵¹ Dukulach (multorisch) = Kamit-Mitesch Befehl: Rückzug

⁵² Karabach (multorisch) = Zu Befehl!

Tak warf einen Blick zu Buzecchia, sah die Larve des Gleichmuts sich wieder formen - aber aus einer Miene heraus, die er noch nie gezeigt, die Tak auch erst nach einer Weile begriff: Angst! Allein sein steifes Schweigen: pure Angst.

„Lanungo Buzecchia, *seolatun*“, wiederholte der andere Sammler, der viel Schrecklichere (wie Tak in diesem Augenblicke wußte).

„...*Seolatun*...“ sagte der Atamane namens Lanungo, „Lanungo Buzecchia, *mederi kel hisuí, dareishk abdel*...“⁵³

„*Scimino - el shiaret!*“⁵⁴

Lanungo keuchte auf. „Die geheime Ebene!“ rief er entsetzt, fassungslos auf den Meuchler weisend. Der andere verzog die dünnen Lippen zu einem Grinsen, dann spuckte er aus.

„*Kaldachur*“⁵⁵, flüsterte der Lanungo.

„*Kaldachur kel khan*“⁵⁶ - Mederi!“ Das letzte Wort troff vor Verachtung.

Lanungo stand starr.

Der Zweite wandte sich mit einem fürchterlichen Lächeln zu Kam Tak. „*Cusa val*, Baldsterblicher, aber ich denke, ich werde euch nicht leben lassen! Bezüglich meines Aufenthalts in dieser schönen Stadt ist mir nämlich an einem gewissen, sagen wir, Mangel an Bekanntheit gelegen. Ihn“, er nickte zu Lanungo, „werde ich noch nicht - *behandeln*, damit er teilhaben darf, wie ich das ganze Volk der Atamanen und Elek-Mantow vernichte!“ Da er diese Worte sprach, leuchtete sein Gesicht. „Und - meine Rache nehme!“ Er hüstelte geziert. „Euch hingegen, es tut mir leid - wenn auch nicht aus Gründen des Schönheitsempfindens...“ Er grinste herablassend.

„Du willst mich töten? Du jämmerliche - Gestalt...“ Tak betäubte seine Eingeweide mit blankem Haß, er spie zu Boden. „Das versuch' nur!“

„Aber ihr seid ja dumm!“ Fast klang es, als wäre der andere erstaunt. „Ihr wollt einem Meister der 32. atamanischen Herausforderung widerstehen?“

„Du sagst es, atamanischer Basta...“

Kam Tak spürte, wie seine Nackenwirbel brachen und stürzte zu Boden.

Yanec d'Ibrisco bot sich ein entsetzliches Bild. Zwei Leiber, am Boden zerschmettert wie Tonkrüge, verrenkte Glieder, zerbrochene Gesichter - so man bei diesen beiden überhaupt von Gesichtern sprechen konnte: ein großer Echs, in einer Lache öliggrünen Blutes, und der andere...

„Gnädiger Falke“, stöhnte der Priester. Es war Tak.

Gerade als Yanec einen Schritt auf die Toten? Verletzten? zu tun wollte, richtete sich aber der Meuchler mühsam auf. Er knurrte undeutliche Worte, ein verzerrter Anblick bei seinem entstellten Mund; dann gewahrte er seinen Freund, der sich auch schon über ihn beugte.

„Hesvite“, rief der Priester ebenso überrascht wie erschrocken aus, „Dein Genick ist gebrochen...“

Taks Hand krallte sich in den roten Umhang. Langsam kam er hoch. „Dieser atamanische Hund!“ war das erste, was Yanec verstand, darauf folgte ein gräßlicher Fluch.

Yanec musterte ihn verwirrt. „Buzecchia?“ fragte er.

„Nein, Hölle und Teufel, der andere! Der andere!“ Tak ballte die Faust.

„Der andere?“

„Ja, verflucht, der hat das grüne Vieh da überfallen und...“

⁵³ *mederi kel hisuí, dareishk abdel* (l'Yat) = Sammler im Jahr der Goldotter, Meister der fünften Herausforderung.

⁵⁴ *Scimino - el shiaret!* (l'Yat, geheime Ebene) = Gib mir - die Scherbe!

⁵⁵ *Kaldachur* (l'Yat) = Abtrünniger.

⁵⁶ *Kaldachur kel khan - Mederi* (l'Yat) = Abtrünniger im Jahr des Eismeeres von Dalous - Sammler

„Und - Buzecchia??“

„Der ist...“ Verschwunden. Die Gasse war außer den dreien menschenleer.

Immer noch konnte Yanec das Wunder nicht fassen, das dort geschehen sein mußte. Zaghafte betastete er den gesplitterten Nacken seines Freundes: „Du bist - du bist...“

„Ein Ungeheuer? Ein Dämon?“ Tak spuckte Blut. „Jedenfalls so leicht nicht umzubringen! Der zweite Sammler wußte wohl nicht - daß ich - daß mein Leib kaum noch' was menschenähnliches hat!“

„Du bist ein...“

„Kind des Weltuntergangs“, gurgelte Tak. „Ein verlorener Sohn. So zumindest nannte mich der *Fetak*⁵⁷ - Buzecchia“, sagte er rasch, da Ratlosigkeit sich in den Zügen seines Freundes breitmachte. „Er war es auch - der mich - zurückverwandelte? Nennen wir es so?!“

Auf jeden Fall, antwortete der Priester, habe er Kam Tak's Seele gerettet und dadurch, daß er das Geheimnis nicht an seinen Bruder weitergab, wahrscheinlich auch Tak's Leben: „Denn wer dir schon dein Genick brechen kann...“

„Es ging so schnell...“, murmelte Kam Tak.

„...der muß auf seine Weise ein Ungeheuer sein!“ vollendete Yanec.

Der Meuchler schüttelte sich. Mit trockenem Krachen schoben sich einige der Wirbel wieder an ihren Platz. „Auf jeden Fall“, erklärte er grimmig, „schiene sich unsere Rotröcke nicht sonderlich gut gewesen zu sein. Der - Buzecchia schaute drein, als würd' ihn angesichts seines 'Bruders' gleich der Schlagfluß hinwegraffen...“

„Wir werden die Atamanen wohl nie verstehen“, sagte Yanec leise. „Aber Lanungo Buzecchia weiß mit großer Sicherheit, was mit dir geschehen ist - und, so's Hesvite will, auch, was dir das angetan hat und wo wir es finden!“

Sein Blick fiel auf den Echs. „Wo der Unglückliche Tarynth ein gutes Haar lassen möchte, weiß ich nicht - wir müssen ihn zu Sarjana bringen...“

„Oder zu Lugubrues!“

„Kam, sieh' doch, er atmet noch. Hesvite hilf'! Er ist tödlich verletzt!“ Der Priesterkrieger neigte sich über den Bewußtlosen. „Wer immer ihn so zugerichtet hat, zielstrebig und mit böser Genauigkeit hat er nur solche Verwundungen beigelegt, welche zu einem langsam-qualvollen Verbluten führen, und wird ein scheußliches Vergnügen dabei gehabt haben!“ Er strich langsam mit den Spitzen seiner Finger über Rumpf und Schädel des Sterbenden - und stöhnte auf, als ihm der geschundene Leib die Kraft entsog gleich einem Verdurstenden... Wenn Hesvite nicht seine Gnade durch ihn wirken ließe, wäre jede Hilfe zu spät gekommen.

Großer Himmel - was für Teufel gehen um in Elek-Mantow!

Inzwischen schweifete Tak über den Platz des Geschehens. Es mußte doch Spuren eines Kampfes zwischen den Atamanen gegen - er war sicher, daß ein solcher stattgefunden hatte: ein Kamit-Mitesch⁵⁸ bemerkte, wenn Gewalt einem Ort ihre Siegel aufgedrückt. Überdies - Buzecchia hatte dreingeschaut, als wäre er diesem seinem Vetter nicht einmal ins Paradies der ewigen Glückseligkeit freiwillig gefolgt...

Aber außer einigen Stiefelspuren fand er nichts, keinen aufgewühlten Sand, nicht einmal Schleifspuren eines weggeschleppten Körpers. Dabei sagte man doch dem Sammler nach (was zu bezweifeln er an sich nicht wagte), unter allen Kämpfern Elek-Mantows einer der schrecklichsten zu sein... Und er soll sich überwältigt haben lassen wie ein Kind? Dann sah er sie.

„Yanec!“

Der Priester schaute auf, wie aus einem Traum erwachend.

Der Meuchler winkte ihn zu sich. „Yanec, sieh! Buzecchia muß sie in aller Eile mit seinem Stab in den Staub gekritzelt haben!“

⁵⁷ Fetak (Mantowin Dialekt) = Eine Art Vampir, Schmähruf für die Atamanen.

⁵⁸ Mitglied einer Eliteeinheit des multorischen Reiches, sie besteht aus Sklaven und Besitzlosen.

„Eigenartig...“



„Es ist die Geheimschrift der Kamit-Mitesch, die ihre Fron im multorischen Heer leisten. Geheim für die Feinde, die vor und die hinter einem standen...“

„Also ist es für dich bestimmt“, faßte Yanec den Freund heftig am Arm. „Was bedeutet es?!“

„Ah - er hat sich wieder nicht kurz fassen können, unserer roter Sprachdrechsler... Nachricht! Haus!“ raunte Tak. „Noch mal Nachricht! Pfad - könnte auch... Nein, Pfad! Fluch...!“ Er hielt inne. „...Gott...!“

„Gott! Nachricht! Haus! Nachricht...“

Womöglich die Bitte um Dringlichkeit, mutmaßte Tak und wischte sich das Auge.

Yanec blickte ihn zweifelnd an. „Und wenn“, murmelte er. „Eine Nachricht für wen...? Wohin? - Sei's drum! Wir müssen den Echs zu Sarjana schaffen. So oder so, er braucht noch sehr viel Ruhe...“

Tak grunzte unwillig, folgte aber dem Freund, half ihm, den schweren schuppigen Leib in die Höhe zu wuchten und dann nahmen ihn beide über die Schultern - wobei die überlangen Arme des Echsen sich als Glücksfall erwiesen; ansonsten hätte der Größenunterschied zwischen den hochgewachsenen Priester und dem eher gedrungenen Meuchler die Angelegenheit deutlich erschwert.

Plötzlich, nachdem sie schweigend etliche Gassen gelaufen waren, vorbei an den wenigen Maulaffenfeilen, die zu dieser Zeit noch nicht in ihren Kammern oder Schankstuben versauerten, plötzlich hielt Yanec an: „Warte!“ sagte er laut.

Tak stolperte fast ob des unerwarteten Stillstands. „Was?“ knurrte er böse.

Yanec blickte ihn funkelnden Auges an: „Wie ist das Zeichen für 'Botschaft' in Deinem Geheim-Rekschah?“

„Du hast es doch gerade gesehen!“ Tak runzelte die kohlige Stirne.

„Nicht 'Botschaft', nein, nicht 'Nachricht'...“ ereiferte sich Yanec, besann sich indes im letzten Augenblick auf den allmählich entgleitenden Echsen. „Nein“, rappelte er den Verletzten wieder hoch, „Botschaft als Einrichtung, als diplomatische...“

„Du meinst, die atamanische Botschaft?“

„Genau...!“

„Yanec!“ bellte Tak. „Es war Krieg! Jene Zeichen waren nicht für Bühnenstücke gedacht! 'Botschaft'! Was glaubst du...!“

„Nachricht - Haus!“ Der Priester fuhr dem Meuchler ins Wort. Schweigen. Dann wiederholte Yanec, langsam und deutlich: „Nachricht als Haus. Botschaft. Die atamanische Botschaft!“

„Die Nachricht ist für die atamanische Botschaft!“ staunte Tak. Gerissenes Aas, Buzecchia, hast du die Lücke im Wortschatz überbrückt. Woher eigentlich - ach, fahr zur Hölle, Vielzunge, wenn du nicht inzwischen dort angelangt bist... „Also die atamanische Botschaft. Na, dort hätt' ich's aber auch zuerst versucht...“

„Wie dem auch sei“, unterbrach sein Gefährte. „Die Nachricht vom Pfad, von Rot und vom Fluch Gottes muß so schnell wie möglich in die Botschaft. In die Oberstadt!“

„Und dann?“

Der Botschafter werde schon wissen, was sie bedeute, entgegnete der Priester müde.

Sie setzten ihren Weg fort. Sarjanas Hütte war nicht mehr weit.

Die Sonne war schon untergegangen und der Himmel erkaltete allmählich; die Faserwolken wie Silbergras vor dem weißen Mond und seinem goldenen Zwerg.

So lag die Botschaft des atamanischen Volkes als helle Fassade in der Nacht. Auf das Klopfen hin öffnete sich das Tor.

Yanec und Kam Tak traten in eine Halle von dunkelgrünen Granit, der wiewohl glatt und hart, jedes Geräusch zu verschlingen schien. Die Halle war quaderhaft bemessen, eckig und gleichmäßig in ihrer Kantenlänge. Schmucklos. Keine Wappen oder Hoheitszeichen. Einziges Licht drang aus Schächten in den Wänden, ein mattgrüner Schimmer, der ruhig aus der Tiefe glomm und dessen Ursprung im Verborgenen blieb.

Tempelhaft wirkte der Raum auf die beiden Besucher, als hätten sie die Schwelle zu einem Heiligtume überschritten, einem 'Heiligtum', von dem es hieß, es sei unbetretbarer als die Schatzkammern der Stadt.

Zwischen zwei mächtigen Quadern aus eigentümlichem, grünem Stein oder Glas stand der Botschafter der Atamanai, ein graugesichtiger Hüne in grauem Kleid und über seine Silberhaube glitt das schwache Licht wie Gwitterfeuer. Seine Augen, unter schattigen Wülsten, lagen unsehbar.

Eine Weile standen sich die drei wartend gegenüber. Eine stille Ehrfurcht hatte die Besucher überwältigt, für den Meuchler ein ungewöhnliches, aber ungewöhnlich unbedrohliches Gefühl der - Schwäche... Schließlich stieß er den Priester vorsichtig an. „Man sagt“, zischelte er, „der Alte - der Botschafter sei taub und stumm. Wie sollen wir...?“

„Es kann ja keine besondere Befähigung voraussetzen“, flüsterte Yanec, „sonst hätte der Sammler uns sicher...“

„Yanec!“ fauchte Tak. „Er hatte, kam dir der Gedanke schon? nicht die Zeit, uns einen längeren Brief zu hinterlassen! Ich...“

Er verstummte. Der Botschafter hatte eine auffordernde Geste getan, um sogleich wieder zu versteinern.

„Er versteht uns! So oder so!“ Yanec schluckte. „Wir sollten - die Nachricht überbringen...“

„Na dann“, knurrte der Meuchler. Er reckte sich. „Also, Botschafter“, sagte er laut, „folgendes - hat uns euer Sammler gebeten, euch zu übermitteln“, und, zwischen den einzelnen Worten kurz innehaltend, als gälte es eine wie auch immer geartete Regung des Grauen zu erspähen: „Pfad! - Rot! - Fluch! - Gott!“ Er warf, als nichts geschah, einen Blick zu Yanec. „Wir haben gesagt, was zu sagen war. Laß uns verschwinden!“

Der Priester zögerte, denn der Botschafter machte tatsächlich keine Anstalten... „Warte“, sagte er plötzlich.

„Was... oh...!“

Der Botschafter erwachte aus seiner Erstarrung. Langsam kam er auf die beiden zu. Sein Haupt wandte sich von einem zum anderen - dann nickte der Alte. Verneigte sich tief, daß die Gefährten vor Verwirrung die Demutsgeste erwiderten. Und mit einer weitumspannenden Bewegung seiner langen Arme wies er den Besuchern das Tor...

Hinter ihnen fiel die Pforte mit leisem Donner ins Schloß.

Eine Zeitlang standen der Priester und der Meuchler auf den Stufen der atamanischen Botschaft. Die Nacht war kalt und klar. Lange fand keiner der beiden die Sprache wieder. Endlich sagte Yanec, und seine Stimme bebte leicht: „Hast du es gesehen?“

Kam Tak zuckte hoch, wie aus Gedanken versunken hervor: „Du meinst die Augen...?“

„Ich meine - daß er weinte...“

Der Meuchler starrte ihn eine Weile lang an. Dann: „Laß uns zum Tempel gehen...“ und es klang belegt.

„Tak, ich fürchte mich“, erklärte da der Priester. „ich habe ein Gefühl - als hätten die Götter selbst Elek-Mantow verlassen...“

Die beiden wandten sich ab und ließen die atamanische Botschaft hinter sich. Gegen Mitternacht erreichten sie das Heiligtum Hesvites.



Unweit des Gähnens der Elek-Mantow-Klamm erhob sich die schwarze Pracht des Tempels der Selefra, deren Umrisse eins waren mit der Finsternis des Firmaments, so daß nur die Feuerbecken, die über die Trassen und Türme sich zogen, als irrlichternes Gefunkel in der Nacht schwebten und das ganze sich ausmachte wie ein allmählich erkaltender Scheiterhaufen, der zu Glut und Asche fällt.

Ein Hort des Schweigens lauerte da. Nur vereinzelt huschten Schatten über das Antlitz des Tempels. Selefras Horst war eine Festung.

Aber von allen Türmen ragte das klobige Minarett am weitesten empor; von außen scheinbar begehbar durch die Schlangenwindung einer langen Treppe, welche zu einer Plattform an der Spitze führte, überwölbt von einem Gebilde aus Silber, Erz und Marmelstein. Hier oben piffen die kältesten Winde der Stadt. Bisweilen so laut, daß jedes Wort nicht zu verstehen war.

Dennoch standen dort, die schwach glitzernde Stadt, Nordens, wie Südens, vor sich gefällig ausgebreitet, zwei Gestalten in langen Gewändern, an denen die Böen zerrten, der eine in schwarzweißen Rauten, der andere in purpurnem Rot.

„Habt ihr ihn sicher verwahrt?“ fragte der Abden, oberster Vasall Selefras vor der Augen der Welt.

Der andere spähte, die Hände auf das gemauerte Geländer gelegt, nachdenklich in die Tiefe.

„Ja, *Cer* Abden. Lanungo Buzecchia ist außerhalb der großen Dinge verwahrt, die nun anstehen...“ Er lachte leise.

„Gut!“ Der Oberpriester verschränkte die Arme. „So ich nicht den Sinn in eurem Tun erblicken würde, hätte ich euch niemals gestattet, den - *Fetak* in den Räumen des Heiligtumes einzukern!“

„Ich bitte euch, *Cer* Abden“, zischte da der Rote, „nehmt Abstand von diesem dummen, ehrlosen Begriff!“

„O, ich bitte um Verzeihung“, entgegnete der Abden so übertrieben höflich, und sein höhnisches Lächeln strafte seine Worte Lügen. „Aber, auch wenn ich nicht den Aberglauben des Pöbels teile, so doch die - Abscheu vor den Freveltaten eures Volkes!“

Er sollte aber gerade den Aberglauben teilen, erwiderte mit einem seltsamen Unterton sein Gegenüber: „Denn gibt es nicht das kluge Wort von dem Körnchen Wahrheit...?“

„Sei's drum“, der Abden zuckte mit den Achseln. „Ich habe alle nötigen Berechnungen abgeschlossen. Ihr habt mir die Perle und die Scherbe beschafft?“

„So ist es!“ Der andere stieß sich vom Geländer ab, wandte sich um und kam auf den Priester Selefras zu. Da ihn das Licht des nächsten Feuerbeckens striff, erkannte dieser das bleiche, glatte Gesicht, von scharlachfarbenem Wehen umrahmt, im schützenden Dunkeln kurz aufleuchtend die tödlichen, die Augen des *Fetaks*. Sie standen sich gegenüber.

Schließlich schweifte der Rote ab. „Dann können die Vorbereitungen getroffen werden“, murmelte er, „um das große Werk zu tun - welches die alte Stadt vor Ah'kaldach wieder aus dem Raum der Zeit entstehen lassen wird... So viele tausend Tagesreisen von ihrem angestammten Platze entfernt, über Meere und Seen, genau hier in und“, sein Gesicht verzerrte sich wölfisch, „anstelle Elek-Mantows! Und er wird wiederkehren und - Rache nehmen. Tausend Tode für euch, Kinder des Herrn!“

Der Abden hatte diesen Ausbruch seines sonst so wortkargen Spießgesellen mit einer überraschten Neugier beäugt - seit er ihn in seine Obhut genommen hatte, vor einiger Zeit, hatte sich der verschlossene Atamane nie so - begeistert gezeigt...

„Ich muß euch dahingehend enttäuschen“, erklärte er aber kühl. „Das Ritual wird nicht ausgeführt!“

Der andere ruckte mit dem Kopfe herum. „Was sagt ihr da?“

„Ihr habt mich richtig verstanden, *Atamane*! Das Ritual bleibt unausgeführt. Aber dennoch wird es von allergrößtem Nutzen sein für Selefras Herrlichkeit!“ Er neigte sich vor, daß sein kaltes, fahles Gesicht vor dem des Atamanen stand, als wolle er dieses verschlingen. „Die Drohung gibt ungeheure Macht! Ganz Elek-Mantow wird sich dem Willen des Einen beugen, so es erfährt, was zu tun wir imstande sind! Tod! Vernichtung! Auferstehung toter Dämonenfürsten! Etwas, was diese lange, magische Nacht wie eine kleine Wolke vor der Sonne wirken lassen wird! Das Triumvirat wird nicht anders können, als uns die Macht zu überlassen - sie wissen genau, daß Selefras Diener ihrem Herrn zu Ehren kein Opfer scheuen!“ Er lachte heiser auf. „Wir errichten den ersten Stadtstaat, allein von Priestern geführt und allein von einem Gott beherrscht! Unser Beispiel wird Schule machen in ganz Nontariell! Überall werden sich...“

„Was redet ihr da“, unterbrach der Rote mit anschwellender Stimme. „Was - redet - ihr da?!“ Der Abden betrachtete ihn mit einem Ausdruck großer Belustigung. „Denkt ihr wirklich, ich hätte das ganze nicht durchschaut? Meine Berater mögt ihr damit getäuscht haben, aber nicht mich. Der Schlüssel zu allem seid nämlich ihr, mein Freund, ja ihr! In dem Augenblick, da ich verstand, was ich von der Ausführung der Pläne eines Wesens wohl zu erwarten hätte, welches so krank ist in seiner Abscheu vor allem, was lebt - da machte ich mir meine eigenen! Alle Tempel unseres Herrn in ganz Nontariell warten auf das Zeichen, da Elek-Mantow uns anheimfällt! Wir werden die Herren der Welt!!“

„Ein Nichts werdet ihr“, schrie der Rote plötzlich auf. „Ihr Narren! Ihr bodenlosen Narren! Ich gebe euch die einmalige Gelegenheit, euch aus der Fessel dieses lächerlichen Vorstadt-Gespenskes, dieses kümmerlichen Dämonen zu befreien, den ihr in euren Kammern dort unten aufbewahrt, und Diener zu werden eines wahren Gottes! des einzigen Gottes, den Koatlitek je gesehen hat! Und ihr, Abden, faselt von Herren der Welt und Priesterstaaten, von Sachen, von denen ihr nichts versteht!!“

„Versucht es nicht!“ lachte der Abden. „Keiner im Tempel wird auf euch und eure Einflüsterungen mehr hören, dafür werde ich sorgen! Gebt mir nun die Perle und die Scherbe!!“

Der Atamane - denn es war ein Atamane, an seiner entsetzlichen Erscheinung gab es keinen Zweifel! starrte ihn mit einem irren Blick in den Augen an (der Abden hatte eine Meisterschaft entwickelt, ihm stets nur auf den Mund zu blicken). „Ihr wollt die Perle?“ entrang es sich seinem dünnen Mund.

„Und die Scherbe! *Gebt sie mir...*“

Da lachte der Atamane. Ein Zauber verglomm. „Mich wolltet ihr zwingen!“ lachte der Atamane, und es steigerte sich zu einem schrillen Gelächter des Wahns. „Eure Taschenspielerbeherrschungen und Zwingzauber für Arme, an mir versuchen, der ich eine Spanne auf Koatlitek wandele, die für euch nicht vorstellbar ist! Über zwei Jahrtausende“, und er brach ab, sein Gesicht eine Fratze des Zorns, „zwei Jahrtausende *bin* ich - und ihr meßt euren Geist mit dem meinen?!“

Der Abden war einen Augenblick lang verwirrt. Aber nicht lange - er war ein Mann von bedeutender Klugheit und bedeutender Befähigung. „So's wir nicht auf dem Felde des Geistes austragen“, fauchte er, „wollen wir's im Stofflichen versuchen!“ Und um seine Hände entflammte eine Korona bläulicher Blitze, die mit einem Geräusch wie Peitschenknallen über die Ebene zuckten. Funken sprühten, weithin sichtbar: „Gebt mir die Perle...!“

Vor ihm wogte der Atamane, eine rote Chimäre in der Nacht - da fühlte er sich emporgehoben, die Welt kehrte sich zuunterst zuoberst... auf gähnte es unter ihm, die bodenlose Leere, die rasende Tiefe des Minarettts. Der Wind peitschte um die Turmspitze, auf der der Atamane stand und in beiden Armen, hocherhoben, den Abden über die Brüstung schwenkte!

Dem Oberpriester traten fast die Augen aus dem Kopf - ein letzter Blitz schlug in die Brust des Feindes, floß am ihm entlang in den Boden... „Lächerlich“, sagte der Atamane ganz ruhig.

„Das werdet ihr nicht wagen“, schrie der Abden, wagte es nicht einmal wild um sich zu schlagen - „Ich bin der einzige, der eure Pläne verwirklichen kann...“

„Ich muß euch gestehen“, erklärte der andere, dem die Last des angststeifen Körpers in seinen gereckten Händen offenbar nicht das mindeste ausmachte, „daß ihr und eure kleinbürgerliche Doppelzüngigkeit mich tatsächlich zu täuschen vermocht haben - zumindest soweit, daß ihr das Hauptpferd waret, auf das ich gesetzt habe. Aber ich habe noch andere im Rückhalt...“

„Was meint...“

„Nach eurem plötzlichen Ableben“, rief der Atamane, „wird Schafsnase, eurer Vertrauter, alle Aussichten haben, euch in Amt und Würden zu folgen! Ihn habe ich schon seit langem auserkoren, bei eurem Ausfall euren Platz einzunehmen! Er ist genauso befähigt, wenn auch mangels Verstandes längst nicht so widerspenstig wie ihr! Eure kleinlichen Demütigungen, euer Gegockel habe ich ja hingenommen - aber wenn das Werkzeug nun von sich aus anzeigt, daß es zerbrochen ist, muß ich mich fügen, und es wohl wegwerfen!“

„Atamane...!“

„Ich bin! kein Atamane!“ brüllte der Rote: „Ich bin ein *Kaldachur* - und alle Atamanen und ganz Elek-Mantow werden zugrunde gehen, beim Tode meines Vaters!“

„Atamane...“

Mit einer lässigen Bewegung, wie wenn man ein Rauchkrautstäbchen wegschnippt, schleuderte der Rote den Abden des Selefra-Tempels in die Nacht. Das Tosen des Windes übertönte jeden Schrei.

Der Rote kehrte sich um und schritt lächelnd zur Treppe. Er wollte der erste sein, welcher dem neuen Abden des Tempels der Selefra zu Elek-Mantow seine Segenswünsche überbringen würde...

Jäh stockte sein Schritt. Er warf einen Blick über die Schulter zurück.

Finsternis bedeckte die Erde. Am Boden kauerte sich die gespaltene Stadt unter die Geißel eines näherrückenden Sturms.

„Ja“, flüsterte der Rote, „Gott hat Elek-Mantow im Stich gelassen!“

Thomas Peter Goergen

Die Greifenkrone

27.Verle - 5.Bri 168 n.G.

Die Strahlen der Verlesonne ließen Lichtreflexe über die im Tauen begriffenen Schneefelder tanzen und das von den Felsen herabstürzende Wasser eines kleinen Baches wie flüssiges Silber funkeln. In die felsige Gegend östlich der Stadt, wo sich die äußeren Ausläufer der Elek-Mantowiner Spalte zu einem Gewirr von Tälern verzweigten, verirrte sich selten ein Mensch; wenn man hier überhaupt jemandem begegnen konnte, dann allenfalls einem Charach⁵⁹. In diesem Tal jedoch, am Fuße des schmalen Wasserfalls, hätte sich einem zufälligen Beobachter ein seltsames, wenn auch hier beinahe alltägliches Bild geboten. Ein junger Mann in einer ledernen Reithose und einem offenen wollenen Hemd übte sich im Umgang mit dem Schwert - das allerdings auf eine etwas unübliche Weise. Zu ihm gesellt hatte sich ein glatzköpfiger alter Mann von multorischem Aussehen, der seinen unförmigen ledernen Umhang abgelegt hatte und ungeachtet der winterlichen Kälte unter dem Wasserfall badete.

Schwer atmend schob Idomar Sabrin sein Schwert in die Scheide, nachdem er wenigstens hundertmal auf ein frei hängendes, lose im Wind pendelndes Seil eingestochen hatte, und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Willst du denn schon aufhören?“ fragte der Alte amüsiert.

„Ich kann das Schwert nicht mehr halten, Tarynth!“

„Nun, ich dachte, du wolltest ein guter Kämpfer werden...“

Idomar ließ sich rücklings in den Schnee fallen und streckte sich der Länge nach aus. „Laß mich wenigstens eine Pause machen.“

Obwohl der alte Tarynth selbst kaum imstande war, ein Schwert auch nur hochzuheben, wußte er verblüffend gut über den Umgang damit Bescheid - und vor allem verstand er es, einen anzutreiben. Und das sogar ohne viele Worte. Idomar erinnerte sich daran, wie er ihn kennengelernt hatte, genau hier in diesem Tal war es gewesen...

Nachdem sein Vater vor mehr als einem halben Jahr aus dem Großimperischen Reich von Helikot⁶⁰ ausgewiesen worden und mit ihm, seinem einzigen Sohn, nach Elek-Mantow gezogen war, hatte das für Idomar nicht nur einen Abschied von den muffigen Lehrsälen der Akademie bedeutet, in denen er Dinge lernte, die ihn größtenteils nicht interessierten, sondern auch einen Abschied von seinen Freunden, mit denen er bedeutend interessantere und seiner Ansicht nach nützlichere Dinge lernte - wie zum Beispiel den Umgang mit Waffen. Sein Vater, ein Philosoph, dessen einzige Waffe der Schreibgriffel war, hatte das nicht gern gesehen. „Wenn die Menschen dazu bestimmt wären, sich gegenseitig zu erschlagen, dann brauchten sie nicht erst geboren zu werden“, pflegte er zu sagen, eine Ansicht, die Idomar als etwas zu theorethisch betrachtete. Er hatte ja auch nicht unbedingt vor, in einen Krieg zu ziehen; sein Traum war es gewesen, an einer der Expeditionen in ferne, unbekannte Länder teilzunehmen, die der Großimperator alle paar Jahre ausrüstete, und derer sich das „Großimperische Dorf“, wie sein Vater es einmal genannt hatte, ganz unabhängig von Erfolg oder Mißerfolg stets rühmte. Ein großer Reisender und Entdecker, ein Abenteurer, das war es, was Idomar werden wollte. Doch dann hatte Antalo Sabrin, sein Vater, den Großimperator allzu öffentlich und allzu deutlich verspottet, so daß er am Ende noch froh sein mußte, lediglich aus dem Reich gewiesen zu werden.

So kam es, daß Antalo Sabrin, der mit Idomar, dessen Mutter bei seiner Geburt gestorben war, allein zusammenlebte, mit ihm nach Elek-Mantow zog, eine Stadt, die Idomar von Anfang an nicht gefiel und in der er bis heute kaum Freunde oder auch nur Gleichgesinnte gefunden hat-

⁵⁹ Charach = Volk der Wolfsmenschen aus dem Süden.

⁶⁰ Eines der Ostländer.

te. Ganz sicher hatte seine Niedergeschlagenheit auch etwas mit Leodora zu tun gehabt, in die er sich gerade verliebt hatte und die er noch immer vermißte. Er hatte es sich bald zur Gewohnheit gemacht, seine Schwertübungen, so gut es ging, allein weiterzuführen, wozu er in die felsige Landschaft östlich der Stadt hinausritt. In dem kleinen Tal, das ihm, wahrscheinlich des Wasserfalls wegen, sofort gefallen hatte, war er zu Tode erschrocken, als er während seiner Übungen plötzlich hinter sich eine Stimme vernahm: „Das ist keine Axt, sondern ein Schwert.“

Und nachdem er herumgefahren war und den alten Mann verduzt angeschaut hatte, fuhr dieser fort: „Und außerdem ist es zu schwer für dich; kauf dir ein leichteres.“ Zuerst war Idomar verärgert gewesen und hatte die Ratschläge als die typische Besserwisserei der Alten abgetan - außerdem, wie sollte dieser Tarynth, so wie er aussah, wohl etwas von Schwertern verstehen?! Sehr schnell jedoch hatte er bemerkt, daß die Ratschläge des Alten Hand und Fuß hatten und er gut daran tat, sie zu befolgen. So war es den beiden Männern, ungeachtet ihres Altersunterschiedes von wenigstens einem halben Jahrhundert, zur Gewohnheit geworden, sich alle zwei Tage an diesem Ort zu treffen, und Idomar hatte kürzlich festgestellt, daß er jetzt wesentlich besser mit dem Schwert umgehen konnte als noch vor einigen Monaten. Der alte Tarynth hatte allerdings einen anderen Grund, regelmäßig hierherzukommen - er kam, im Sommer wie im Winter, her, um zu baden, den Schmutz der Unterstadt wegzuwaschen, obwohl man ihm spätestens, wenn er seinen stinkenden Umhang wieder angelegt hatte, nichts mehr von diesen regelmäßigen Bädern anmerkte. Bei einer zufälligen Begegnung in der Stadt hatte er zudem nur wirres Zeug gebrabbelt und Idomar hatte schon geglaubt, Tarynth habe plötzlich den Verstand verloren.

„Das ist alles nur Verstellung“, hatte ihm der Alte später mit seinem tiefsinnigen Lächeln erklärt. „Es ist besser, wenn die Leute mich nicht kennen. Aber es ist nicht einfach, bei klarem Verstand zu bleiben, wenn man stets den Narren mimt; auch deshalb komme ich täglich her.“ Einen Grund für diese Verstellung hatte er ihm allerdings niemals genannt.

Idomar begann die Kälte des Schnees durch die Kleidung hindurch zu spüren, stand auf und zog seine Felljacke über. „Ich mache doch Schluß für heute“, erklärte er mit einem Blick auf die schon tiefstehende Sonne und kramte eine Bronzesonne aus der Tasche. Auch das war zu einer festen Gewohnheit geworden, daß er Tarynth stets ein wenig Geld zukommen ließ; als vergleichsweise reicher Oberstädter fühlte er sich dazu verpflichtet.

„Nun, ich bin ein armer Mann und nehme dein Geld gern“, meinte Tarynth, als er das Geldstück einsteckte. „Aber du weißt hoffentlich noch, daß du mir etwas anderes versprochen hast.“

„Ja, natürlich“, erwiderte Idomar ausweichend. „Ich habe es nicht vergessen.“

Er hatte es damals gar nicht als ein Versprechen betrachtet, als er unüberlegt zugesagt hatte, eine Botschaft in eine andere Stadt zu überbringen, noch bevor Tarynth ihm erklärte, daß die betreffende Stadt in der entferntesten Ecke des multorischen Reiches lag. Dummerweise dachte der Alte gar nicht daran, jene Zusage zu vergessen, wie er anfangs noch gehofft hatte. Um das Thema zu übergehen, rief er nach seinem Rappen, der eine Pfeilweite⁶¹ entfernt damit beschäftigt war, Grashalme aus dem Schnee zu scharren und nahm den Sattel von einem Felsvorsprung, über den er ihn gelegt hatte.

Tarynth verabschiedete sich mit seinem undurchschaubaren Lächeln und machte sich zu Fuß auf den Weg in Richtung Unterstadt, wobei sein Blick von einem Augenblick auf den anderen ins Leere ging und er zusammenhangloses Zeug vor sich hin zu lallen begann, ganz so, als sei eine Tür zu seinem Geist zugeschlagen worden.

Obwohl Idomar den Alten nun schon seit Monaten kannte, war er nicht sicher, ob dessen geistige Verwirrung tatsächlich gespielt oder nur von subtilerer Art war, als er sie den Städtern

⁶¹ Pfeilweite = multorische Maßeinheit, entspricht 100 Meter.

vorführte. Er sattelte das Pferd, wobei es einige Anstrengung kostete, die kalten, steifen Lederriemen festzuziehen. Der Hengst freute sich auf seinen Stall, er schnaubte dicke Dampfwolken aus den Nüstern, während Idomar aufstieg und der orange-gelb untergehenden Sonne, deren diffuses Licht die Schneefelder warm erscheinen ließ, hinterherritt.



„Wenn Menschen auf irgendeine Weise zu klein geraten sind, dann verhalten sie sich mitunter erstaunlich närrisch, um viel größer zu wirken. Das Großimperische Reich von Helikot ist ein ganzer Staat, auf den das zutrifft.“

Es mochte sein, daß Antalo Sabrin, sein Vater, damit recht hatte. Wenn ein Land, das im Grunde genommen nur ein Stadtstaat ist, sich als Großimperium bezeichnet, dann ist das sicherlich etwas seltsam. Aber wenn man sie schon von dort vertrieben hatte, wieso mußten sie dann ausgerechnet hierher ziehen, nach Elek-Mantow? Eine Stadt, die dauernd ihr Wappen wechselte und von einem tödlichen Abgrund durchschnitten wurde, in der es eine atamanische Botschaft gab und das Irrenhaus größer war als der Tempel des Stadtgottes - wenn das Großimperium närrisch war, dann mußte man für Elek-Mantow ein neues Wort erfinden.

Links von Idomar gähnte schwarz die Schlucht, an welcher der Pfad entlangführte, bis er kurz vor der Stadtmauer einen Bogen nach rechts machte und in die zum Osttor führende Handelsstraße einmündete.

Die Wächter am Stadttor kannten ihn und nickten ihm nur kurz zu, während sie gerade die Ladung eines tibrandischen Handelswagens kontrollierten. Er war den Gardisten nicht nur deshalb bekannt, weil er oft genug hier hindurchritt, sondern auch, weil er und sein Vater gleich im ersten Haus links hinter dem Osttor wohnten. Das Haus gehörte einer Witwe namens Abakul, ein uraltes, kleines Weiblein, das lediglich ein Stübchen im Parterre bewohnte und den Rest des Hauses vermietete, beziehungsweise lange Zeit erfolglos zu vermieten versucht hatte. Der Einzug der Sabrins war offenbar ein Glücksfall für die Alte gewesen - als sie später von den Spukgeschichten hörten, die man sich über die Witwe und das Haus erzählte und die in den Behauptungen gipfelten, die Frau habe ihren Mann einst umgebracht und sei in Wirklichkeit selbst längst tot, störte das weder den Vater noch den Sohn. Sie waren Anhänger einer philosophischen Richtung, die sich als Aufklärung bezeichnete und alles anzweifelte, was nicht nachprüfbar war, und ließen sich deshalb durch Geschichten von Zauberei und bösen Flügen nicht beunruhigen. Überdies hatten sie die Erfahrung gemacht, daß die Elek-Mantowiner äußerst abergläubisch waren; gerade in diesem Winter hatte es eine regelrechte Massenflucht vor angeblichen finsternen Mächten gegeben; wovor genau, hatte Idomar bis jetzt noch nicht herausgefunden, aber es schien etwas mit dem dunklen Winter hier zu tun zu haben, in dem die Sonne eine Zeitlang überhaupt nicht aufgegangen war. Idomar mußte zugeben, daß das tatsächlich eine erstaunliche Erscheinung gewesen war.

Er ritt an dem Laternenanzünder vorbei, der in der einbrechenden Dämmerung Harz in die Kristalllaternen der Straßenbeleuchtung füllte und die knisternden grünlichen Flammen entzündete, bog in die Zufahrt zum Hof ein und stieg ab, dann führte er das dampfende Pferd in den Mietstall des Handelshauses Huluk, das an der Rückseite des Grundstückes anschloß. Mit einem kurzen Gruß gab er dem Pferdeknecht die Zügel in die Hand und ging zurück über den Hof nach Hause. Das alte Schloß der Hoftür schien wieder einmal zu klemmen; als er nach einigen erfolglosen Versuchen endlich bemerkte, daß gar nicht abgeschlossen war, stellte er fest, daß die Tür nicht mehr quietschte, wie sie das üblicherweise tat. Sieh an, jemand hatte die verrosteten Scharniere geölt - Vater vermutlich. Das ganze Haus, das zwar nicht groß war, aber einstige Pracht erahnen ließ, war seit dem Tod des Kaufmanns Abakul vor ungefähr zwanzig Jahren einem schleichenden Verfall erlegen, da die Witwe nur noch das Allernotwendigste ausbessern ließ. So kam es, daß die Farben verblichen waren und überall der Putz bröckelte.

In dem vom Licht zweier Öllampen erhellten Foyer des Hauses gab es neben dem Kamin, in dem glühende Kohle eine behagliche Wärme verbreitete, eine Annehmlichkeit, die sie beide bei ihrem Einzug überrascht hatte, einen Wasserspeier, aus dem beständig ein dünner Strahl in ein steinernes Becken plätscherte, aus dessen Überlauf es in ein Netz von Abwasserkanälen abgeleitet wurde, die größtenteils sogar unterirdisch verliefen. Gespeist wurde die künstliche Quelle über ein System von steinernen Rinnen und metallenen Rohren, die an den hinteren Fassaden der Häuser entlangliefen, aus einem Gebirgsbach. Da die Oberstadt von Elek-Mantow vollständig auf Felsgestein erbaut war, in das man sehr tiefe Löcher schlagen mußte, um auf Grundwasser zu stoßen, war es wohl einfacher, die ganze Oberstadt mittels dieser Wasserleitung statt aus Brunnen zu versorgen.

Er wusch sich die Hände in dem eiskalten Wasser und zog dann die Felljacke aus, die er von einem Nushq' qai⁶² erstanden hatte und die sein Vater als „Barbarenkleidung“ bezeichnete.

Plötzlich hörte er ein Poltern, ganz so, als ob im oberen Stockwerk ein Möbelstück umfiel, dann ein Scheppern, gefolgt von hastigen Schritten, dann wieder Stille. Die Geräusche kamen aus Vaters Schreibstube! Wieder ein Poltern, Geräusche, die sich anhörten, als durchwühle jemand das Zimmer. Idomars Nackenhaare sträubten sich, unbewußt suchte seine Hand den Griff des Schwertes. Die unverschlossene Tür fiel ihm ein, deren frisch geölte Scharniere...

Er zog sein Schwert und lief die Treppe hinauf, sah, daß die normalerweise geschlossene Tür von Vaters Schreibstube nur angelehnt war. Wie ein Blitz traf ihn das Bild, das sich ihm bot, als er die Tür mit einem Ruck aufriß: Vater lag reglos am Boden, ein graugekleideter Fremder durchwühlte die Schränke.

Die Zeit schien plötzlich stillzustehen, der Fremde drehte sich um, hielt ein Stilet in der Hand. Idomar sah, daß die schmale Klinge blutbedeckt war, sah den unscheinbaren Blutfleck auf Vaters Brust, genau über seinem Herzen...

Während die Hand mit der blutigroten Klinge auf ihn zuschnellte, vollführte er, ohne nachzudenken, eine Serie von eingeübten Bewegungen; es war, als hätte das Schwert ein Eigenleben entwickelt. Die Hand mit dem Stilet polterte auf den Fußboden, eine Blutfontaine schoß aus dem Armstumpf des Angreifers. Dann fuhr die Schwertklinge in seinen Hals, trat im Nacken wieder aus. Mit einem gurgelnden Geräusch stürzte der Fremde zu Boden, verfiel in krampfartige Zuckungen, trat gegen ein Bein des Schreibtisches, das splitternd wegbrach; der Tisch kippte um, ein Stapel beschriebener Pergamente rutschte auf den Sterbenden, bedeckte ihn gleich einem Leichentuch. Schließlich verebbten die Zuckungen und das Blut spritzte nicht mehr stoßweise hervor, sondern bildete ruhig fließend eine sich ausbreitende Lache.

Idomar legte das Schwert beiseite, kniete neben der am Boden liegenden asketischen Gestalt seines Vaters nieder und versuchte dessen Puls zu fühlen, obwohl ihm ein Blick in seine Augen und die winzige Stilettwunde über dem Herzen alles sagten.

Als in seinem Rücken eine jammernde Fistelstimme ertönte, war es, als erwache er aus einer Ohnmacht.

„Oh, ihr Götter, oh, ihr Götter, sie sind alle tot, alle tot, nur der junge Herr lebt noch. Das Blut, das viele Blut, oje, oje, die schöne Stube... Mein lieber Mann holt die Stadtwache, er ist schon unterwegs, er ist unterwegs...“

Die erschreckt plappernde Witwe, die in einem ihrer längst zu groß gewordenen und vergilbten Kleidungsstücke, das einst ein Nachthemd gewesen sein mochte, vor der Tür stand, holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er lief hinaus, um die Wache zu holen.



Auf einem südlich der Stadt gelegenen Felsplateau war ein großer Scheiterhaufen errichtet worden, auf den man in einer einfachen Zeremonie Antalo Sabrins Leichnam gebettet hatte.

⁶² Ein reisendes Volk.

Die anwesende Trauergemeinde war sehr klein; außer Idomar waren lediglich Torador Brochakal, ein zierlich gebauter junger Mann, den die Sabrins in der Bibliothek kennengelernt hatten, und dessen hallakinische Leibwächterin anwesend, die ein gutes Stück größer und älter als Torador war und mit ihrem ebenso muskulösen wie weiblichen Körper an eine große Raubkatze erinnerte. Außerdem war ein Offizier der Wache gekommen, dem der Mord direkt neben dem Wachhaus am Osttor offenbar so peinlich war, daß er seine Teilnahme an der Bestattung als entschuldigende Geste für nötig hielt. Die beiden Leichenträger hatten sich etliche Sprung abseits auf ihren Karren gesetzt, während der Brennerpriester den Toten mit einigen feierlich-ernsten Worten seinem Gott übergab und das Feuer entzündete, dessen Flammen schnell hochloderten. Der Priester war ein kleiner, hinkender Mann aus der Unterstadt, der sich sein bescheidenes Auskommen als Kesselflicker verdiente und nur zu besonderen Anlässen den schmucklosen, grauen Umhang anlegte - ein armseliger, unbedeutender Mann, der einem armseligen, unbedeutenden Gott diente.

Antalo Sabrin hatte keine Angst vor dem Tod gehabt. „Ohne den Tod würden wir ewig leben, wäre das nicht furchtbar?“ war einer der bemerkenswerten Gedanken gewesen, mit denen er seine Mitmenschen, seinen Sohn eingeschlossen, immer wieder erstaunt hatte. Vielleicht lag es an gerade diesem Satz, daß Idomars Trauer einer gewissen Gelassenheit gewichen war und er die verzehrenden Flammen, die nach den Worten des unscheinbaren Priesters alles, was den Lebenden am Tod schlecht erschiene, mit ihrer reinigenden Kraft hinwegfegen würden, mit einer ihm selbst unverständlichen Erleichterung betrachtete. Eine Feuerbestattung war die einzige Bestattungsart, die sein Vater als akzeptabel betrachtet hatte; Leichen in der Erde zu vergraben, um sie von den Würmern fressen zu lassen, oder in Höhlen einzulagern, um sie wie Dörrobst zu trocknen, hatte er als eine Perversion angesehen. In Elek-Mantow waren die einzigen beiden Götter, in deren Namen Feuerbestattungen durchgeführt wurden, Selefra und der Brenner. Da es keinen Gott gab, den der ewig kritische Skeptiker verehrt hatte, spielte diese Frage aber auch keine Rolle - Selefra wollte Idomar seinen Vater allerdings doch nicht übergeben, selbst wenn es sich dabei nur um eine symbolische Zeremonie handelte.

Als der Scheiterhaufen hell brannte und die Flammen etliche Sprung hoch schlugen, verkündete der Priester, daß der Gott den Toten angenommen habe; die Zeremonie war damit beendet.

Idomar wandte sich an den neben ihm stehenden Wachoffizier: „Ihr hattet erwähnt, daß es für Morde meist einen Auftraggeber in der Oberstadt gibt; habt ihr noch irgendetwas herausfinden können?“

Der Mann strich über seinen buschigen Schnauzbar und erwiderte: „Ich will offen sein - es ist nicht üblich, daß in unserer Stadt die Hintergründe eines Mordes aufgeklärt werden. Und da ihr selbst nicht wißt, wer etwas gegen euren Vater gehabt haben könnte... Ihr habt den Mörder bestraft; gebt euch damit zufrieden.“

Idomar nickte, er hatte nichts anderes erwartet. „Das Stilett des Mörders, sagt euch das nichts?“

Der Offizier stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus. „Jeder zweite Mord in Elek-Mantow wird mit einem Stilett verübt.“

Aber ganz sicher nicht mit einem dieser Art, erwiderte Idomar in Gedanken, doch da von der Stadtwache sowieso nicht viel zu erwarten war, hielt er es für besser, sein Wissen für sich zu behalten.

Eine rauchige Stimme mit starkem hallakinischen Einschlag mischte sich in das Gespräch: „Es wird einer der Schatzsucher gewesen sein, die manchmal bei der alten Abakul einbrechen. Und dein Vater hat ihn dabei bestimmt ertappt.“

Verständnislos schaute er zu Melirae Todesreich, Toradors Leibwächterin, die ihn um ein gutes Stück überragte, hinauf. „Schatzsucher?“

„Du hast noch nichts vom Abakul-Schatz gehört? Der Mann der Alten soll sehr reich gewesen sein, das war aber lange bevor ich nach Elek-Mantow kam...“

„Ich habe ihn noch gekannt“, meinte der Offizier. „Er war einer der reichsten und geizigsten Kaufleute der Stadt. Man nannte ihn den Diamantenkönig, weil er sein ganzes Vermögen in Diamanten angelegt hatte. Aber nachdem er gestorben war... na, Ihr seht ja, was aus seiner Witwe und dem Haus geworden ist. Viele glauben, die verwirrte Frau habe die Edelsteine im Keller versteckt, nachdem sie ihren Mann vergiftet hatte - aber das eine wie das andere sind natürlich nur Gerüchte.“

Torador Broschakal, der nur ein paar Jahre älter war als Idomar, aber trotz oder gerade wegen seiner stets undurchschaubar-freundlichen und zurückhaltenden Art immer ein wenig unheimlich wirkte, hörte mit sichtbarem Interesse zu; solche Geschichten schienen genau das Richtige für ihn als angehenden Irrenheiler zu sein.

„Ihr müßt mich jetzt entschuldigen, der Dienst ruft“, verabschiedete sich der Offizier und ging zu seinem Pferd, das abseits an einen Baum gebunden war und angesichts des großen Feuers in der Nähe unruhig mit den Hufen scharrte.

Nachdem er weg war, wandte sich Idomar an Torador: „Kennt ihr so etwas?“ Er zog ein Stilett unter seiner Felljacke hervor.

Der Angesprochene zuckte ratlos mit den Schultern. „Das ist ein Stilett, was ihr da habt.“

„Wolltet ihr euch nicht mit du anreden?“ fragte Melirae.

Obwohl Idomar der „Schuldige“ war, setzte Torador zu einer seiner üblichen ellenlangen, gedrechselten Entschuldigungen an: „Oh, verzeih bitte, daß ich...“

Idomar schnitt ihm einfach das Wort ab. „Das ist kein gewöhnliches Stilett, paß auf...“

Er drückte auf einen kleinen Hebel am Griff der Waffe, worauf sich die äußerst schlanke Klinge in den zierlichen Griff einklappen ließ.

„Eine Waffe, die sich gut verstecken läßt“, meinte Torador. „Ist es das Stilett, mit dem...ähm...“

„Ja, das ist es. Mit solchen Stiletten ist die Unsichtbare Garde des Großimperators ausgerüstet.“

„Wer..?“

Idomar erzählte, was er wußte. Das Großimperische Reich von Helikot war für Außenstehende nicht selten Gegenstand allgemeiner Belustigung, da das winzige „Weltreich“ kaum je in der Lage sein konnte, irgendein anderes Land zu erobern. Nur einige Bürger des Imperiums wußten, daß das kleine Reich wesentlich mächtiger war, als es den Anschein hatte. Statt großer Armeen, die Helikot einfach nicht hatte, wurden einzelne Agenten ausgesandt, die spionierten, sabotierten, stahlen und die Politik anderer Länder auch direkt beeinflussten. Den wildesten Gerüchten zufolge wurde selbst Multor zur Hälfte von Helikot regiert. Betrachtete man die Handelsbeziehungen, bei denen Multor mit größter Selbstverständlichkeit regelmäßig von Helikot übervorteilt wurde, sowie den Anschluß des zwergenhaften Großimperiums an die multorische Post, schien das sogar glaubhaft. Über die sogenannte Unsichtbare Garde, die für all das verantwortlich war, wußte niemand Genaueres, noch nicht einmal, ob sie wirklich so hieß. Angeblich unterstand sie dem Großimperator persönlich. Da die Garde aber auch innerhalb der Imperiums Furcht erzeugen sollte, hielt es der Herrscher für nützlich, immer wieder einzelne Informationen unter dem Volk auszustreuen, etwa über die Waffen oder die Ausbildung dieser Einheit.

Kopfschüttelnd meinte Torador: „Aber warum sollten sie deinen Vater erst fortjagen, um ihm dann zu folgen und ihn umzubringen?“

„Wenn ich das wüßte... Aber es gibt da noch etwas Seltsames. Der Mörder hat versucht, etwas zu stehlen, eine steinerne Tafel mit einer uralten Inschrift, die ich bisher nicht entziffern konnte. Es könnte sich um eine Urform des Pirman handeln, aber ich bin mir nicht sicher. Du verstehst dich doch auch auf Fremdsprachen, oder?“

„Nicht so gut wie du, fürchte ich, aber ich kann mir die Tafel gern ansehen - es muß doch herauszufinden sein, was daraufsteht.“

„Das Feuer ist bald abgebrannt“, bemerkte Melirae zusammenhanglos. Ein Gespräch über Schriften und Übersetzungen schien sie verständlicherweise nicht zu interessieren, da sie des Lesens und Schreibens nicht mächtig war; sie hatte sich auf einen Stein gesetzt und schaute in die nur noch schwach über den glosenden Gluthaufen züngelnden Flammen, die die Umgebung vor dem dunkelgrau bewölkten Abendhimmel in ein unwirklich rotes Licht tauchten. Der Anblick vermittelte einen Eindruck von Endgültigkeit...



Idomar Sabrin saß in einem Nebengelaß der städtischen Bibliothek, das er sich des großen Bogenfensters wegen als Arbeitszimmer ausgesucht hatte. Das hereinfallende Tageslicht ergoß sich über die Tischplatte, auf der neben dem Tintenfaß einige unterschiedlich angespitzte Federkiele lagen, und ließ die dicken braunen Folianten in dem Regal, das eine ganze Wand einnahm, in freundlichen goldenen Farbtönen erscheinen.

Sein Vater hatte hier, da man vom Philosophieren allein schlecht leben kann, für die Stadt als Übersetzer fremdländischer Schriften und Bibliothekar gearbeitet, wobei Idomar bereits mitgeholfen hatte. Dank seiner Fremdsprachenbegabung, die er vom Vater geerbt hatte, und seiner einigermaßen sauberen Schrift hatte der Triumvirat ihm trotz seiner Jugend die Stellung seines Vaters bereitwillig übergeben. Wenn er darüber nachdachte, fand er es beinahe erschreckend, wie einfach und wie normal alles weiterging - noch keine vierzehn Tage waren seit dem schrecklichen Ereignis vergangen und er saß einfach anstelle seines Vaters hier und vergrub sich in Arbeit. Die Schwertübungen hatte er vernachlässigt und Tarynth schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Wenn er nicht gerade schlief, arbeitete er. Vielleicht sollte er die Gesellschaft suchen, sich vielleicht nach einem Mädchen umsehen - nein, die waren in dieser Stadt alle entweder häßlich oder verheiratet. Und was die Gesellschaft überhaupt betraf, sah es nicht besser aus - da war zum Beispiel dieser gelähmte Kerl im Rollstuhl gewesen, der ihm im Wirtshaus ein Bier spendiert und ein Gespräch aufgedrängt hatte, weil niemand sonst etwas mit ihm zu tun haben wollte, wie Idomar später klar wurde. Auf den ersten Blick hatte der keinen schlechten Eindruck gemacht und war etwa im selben Alter wie er selbst - aber wer erst ein paar Worte mit ihm geredet hatte, konnte einfach nur noch einen großen Bogen um diesen widerwärtigen Menschen machen.

Die einzigen, die er in dieser Stadt vielleicht als Freunde betrachten konnte, waren Torador und Melirae, die, wie ihm allmählich klargeworden war, keineswegs nur dessen Leibwächterin, sondern auch seine Geliebte war. Von ihrer äußeren Erscheinung her hätten die beiden nicht unterschiedlicher sein können, dennoch hielt Idomar sie für ein geradezu ideales Paar, den mitunter unerträglich höflichen und wohlherzogenen Irrenheileradepten mit seinem etwas düsteren Gemüt und die selbstsichere Kriegerin, deren unbeholfen-freundliche Art sich schwer mit den zahlreichen Kerben auf dem Stiel ihrer Streitaxt in Einklang bringen ließ.

Es klopfte, die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet und Torador streckte seinen Lockenkopf herein. „Darf ich eintreten?“

„Natürlich, komm rein!“ Der Gedanke an ihn schien ihn herbeigerufen zu haben. „Wo ist denn Melirae?“

Torador schaute sich erschrocken um und meinte dann verwirrt: „Ähm...ach so, Melirae... Nein, ich bin einfach so... also, ich habe es herausgefunden!“

Er hatte Melirae offenbar einfach zu Hause vergessen, trug zweierlei Schuhe und war sichtlich aufgeregt.

„Was herausgefunden?“

„Die Schrift auf der Steintafel. Ich habe sie... also, jemand, den ich kenne, hat sie entziffert!“

Er legte die Abschrift, die er von der Tafel gemacht hatte, auf den Tisch, und fuhr fort: „Du kennst doch den Mythos von der Krone des Greifen, die vor mehr als zweitausend Jahren vom Königsgeschlecht der Talmaren auf ewig unter der Erde versteckt wurde...“

Idomar nickte. „Natürlich, wer kennt den nicht? Vater hatte sich in der letzten Zeit sogar intensiv mit dieser Geschichte beschäftigt...“

Torador schwenkte triumphierend ein beschriebenes Schilfblatt. „Die Krone liegt unter Elek-Mantow! Das ist der Plan, um sie zu finden!“

Idomar konnte nicht anders, als lauthals zu lachen. „Aber Torador, du hast es selbst gesagt, das ist ein Mythos! Eine erfundene Geschichte, mit denen Dichter den Untergang des Talmarenreiches nachträglich zu erklären versuchten! Da hat dir jemand einen Bären aufgebunden...“

Torador schüttelte ungeduldig den Kopf. „Die Übersetzung ist richtig. Nachdem ich wußte, daß es tatsächlich eine Form des Altpirman ist, habe ich einige Sätze anhand eines Wörterbuches selbst verglichen - es stimmte alles!“

Ungläubig las Idomar den Text. „Wenn das wirklich wahr ist...“

Als er noch ein Kind war, hatte ihn der Mythos von der Krone des Greifen fasziniert, hatte er die Heldensage in seiner Phantasie selbst miterlebt...

In grauer Vorzeit, als nicht die Menschen, sondern die Greifen Nontariell beherrschten, stellte sich Prinz Bregund vom Geschlecht der Talmaren, wie viele andere vor ihm, dem Greifenkönig zum Kampf. Der riesige Greif ging sorglos in den Kampf, da es ihm bisher ein Leichtes gewesen war, alle menschlichen Gegner zu töten, denn er wußte nicht, daß Prinz Bregund nicht nur mit seinem Schwert, sondern auch mit Magie zu kämpfen verstand. Er schlug das Untier in einen magischen Bann, bis dieses flehte: „Töte mich nicht, dann will ich dir die Macht über ganz Nontariell verleihen und mich selbst zu deiner Krone machen, die dir all deine Wünsche erfüllen wird.“

Der Held nahm das Angebot des Greifen an, wurde zum Herrscher über ganz Nontariell und baute die größte und prächtigste Burg, die man je gesehen hatte. Die schönste aller Prinzessinnen nahm er zur Frau und zeugte mit ihr drei Söhne...

Als die Söhne herangewachsen waren, begann das Drama, jeder von ihnen erhob Anspruch auf den Thron. Was mit bösen Intrigenspielen begann, wurde zu blutigen Fehden, in denen das Geschlecht der Talmaren sich selbst ausrottete. Der älteste der drei Prinzen jedoch stahl die Krone und versteckte sie an einem Ort tief unter der Erde, wo nur er selbst sie wiederfinden konnte; kurz darauf wurde er erschlagen.

Und so liegt der in eine Krone verwandelte Greifenkönig noch immer tief unter der Erde, wo ihn niemals ein Mensch mehr finden wird.

„Idomar, was ist?“

Er schaute auf von dem Text, tauchte auf aus der alten Geschichte, in die seine Phantasie abgedriftet war.

„Die Schrifftafel selbst könnte ein Schwindel sein.“

„Sie sieht sehr alt aus.“

Wenn die Tafel ein Schwindel wäre, dann hätte Vater das sicher auch erkannt, dachte Idomar. Und hatte er nicht gesagt, es gebe einen wichtigen Grund dafür, ausgerechnet nach Elek-Mantow zu ziehen? Und weshalb hatte er sich in den letzten Monaten so intensiv mit ebenjenem Mythos beschäftigt?

„Ja, dann sollten wir wohl bald in die Spalte hinuntersteigen; wenn ich das richtig verstanden habe, finden wir dort den Eingang zum Versteck.“

„Du willst hinuntersteigen? Da hinunter?!“ fragte Torador fassungslos. Seine Begeisterung war offenbar rein akademischer Natur und reichte über die Freude an der theoretischen Er-

kenntnis nicht hinaus. Dabei hatte er die Sache wahrscheinlich noch nicht einmal bis zum Ende durchdacht. Der Sage nach sollte die Krone demjenigen, der sie fände, die Macht über die ganze Welt verleihen - und selbst, wenn sie jene angebliche magische Kraft nicht hatte, würde sie einem Herrscher, der sie besäße, eine ungeheure ideologische Macht geben. Deshalb also hatte sein Vater sterben müssen - wegen einer jahrtausendealten Sage! Zum Glück war die Sache wohl auch dem Großimperator Helikot zu fragwürdig, um mehr als einen seiner Unsichtbaren herzuschicken.

Er zuckte mit den Schultern: „Nun ja, falls der Eingang nach mehr als tausend Jahren überhaupt noch existieren sollte.“



„Das ist ein Morgen für Götter, junger Herr, ein Morgen für Götter“, begrüßte ihn die Witwe Abakul, als er am Morgen im Laufschrift die Treppe herunterkam. Mit Hilfe eines Reisigbessens und einiger Lumpen war sie damit beschäftigt, Frühjahrsputz zu machen oder wenigstens das, was sie dafür hielt, wobei sie angeregt mit ihrem vor zwanzig Jahren verstorbenen Mann schwatzte. Sie trug dazu ein ehemaliges Festkleid, einst aus kostbaren Stoffen geschneidert, das im Laufe vieler Jahre einen Farbton angenommen hatte, der irgendwo zwischen rosa und grau einzuordnen war. Da sie außerdem eine atemberaubende Wolke von Blütenparfümduft verbreitete, der an dieser uralten, verschrumpelten Frau geradezu pervers wirkte, beeilte sich Idomar, mit einem kurzen Gruß an ihr vorbeizukommen und das Haus zu verlassen.

Er war tatsächlich ein schöner Morgen, die Brisonne strahlte zwischen weißen Wolken hindurch vom Himmel und ein stürmischer Wind blies in Böen laue Frühlingsluft in die Stadt. Idomar trug zwei große Beutel aus Leinen bei sich, denn heute war Markttag und er beabsichtigte nicht nur die üblichen Einkäufe zu tätigen, sondern wollte auch die nötige Ausrüstung für seinen beabsichtigten Abstieg in die Spalte kaufen.

Als er an dem überreich verzierten und deshalb kitschig wirkenden Gebäude vorüberkam, welches das Kunstatelier Holoe Fü Triss beherbergte, fiel sein Blick auf eine der neu an der Fassade angebrachten Statuen, einen Greifen, der mit ausgebreiteten Schwingen grimmig auf die Straße herabschaute, als wolle er sich auf den nächsten Vorübergehenden herabstürzen.

Wenn ich ein abergläubischer Elek-Mantower wäre, dann würde ich das wahrscheinlich für ein gutes Zeichen halten, dachte Idomar. Im nächsten Augenblick stand er schon inmitten des bunten Markttreibens, in einer Atmosphäre, die erfüllt war vom Geschrei der Händler und dem Duft nach frisch gebackenem Brot und Zuckerwerk.

Er schaute sich um nach den Dingen, die er brauchte: Ein Seil, eine tragbare Lampe, möglichst mit Spiegel...

Dann wurde er durch eine Opferprozession abgelenkt, die zum Elek-Mantowin-Tempel zog, eine festlich gekleidete und durchweg fette Familie, bestehend aus Mutter, Vater, zwei Töchtern und einem kleinen Sohn, der vor lauter Fett kaum laufen konnte und schnaufend hinterherwatschelte. Jeder von ihnen trug in beiden Händen und gut sichtbar eine Schatulle vor sich her, während sie die Freitreppe zum Säulenportal des Tempels hinaufschritten. Der Tempel des Stadtgottes war eine interessante Sache; da der Stadtgott in dem Religionswirrwarr von Elek-Mantow der wohl einzige Gott war, den wirklich niemand ernst nahm, diente sein Tempel den Reichen der Stadt lediglich als Mittel zum Zweck, einmal mehr mit ihrem Reichtum zu protzen, indem sie dem Gott möglichst öffentlich und zumeist an Markttagen Opfer darbrachten. Was mit den Opfergaben geschah, wußte Idomar nicht, aber er vermutete, daß sie ganz einfach ins Stadtsäckel flossen.

Er entdeckte einen weißbärtigen alten Mann, der mit Seilen und Korbwaren handelte, die er auf einem hölzernen Karren feilbot. Die Seile sahen haltbar aus und schienen auch recht lang zu sein; Idomar trat heran und ließ eines davon prüfend durch die Hand gleiten.

„Wie lang ist das?“ fragte er.

„Zehn Sprung⁶³, gute zehn Sprung; ihr werdet sehr zufrieden sein damit... Oder braucht ihr ein noch längeres?“

Ein längeres Seil wäre sicherlich noch besser geeignet, aber zu schwer und zu groß, um es mit sich herumzutragen, also nahm er dieses und zahlte den für Oberstadtverhältnisse sehr günstigen Preis ohne zu feilschen.

„Ihr seht aus, als könntet ihr auch ein gutes Messer gebrauchen, junger Mann“, sprach ihn eine Stimme von hinten an. Als er sich zu der Stimme umwandte, sah er sich einem großen, hageren Mann unbestimmbaren Alters gegenüber, der im Schatten an der Hauswand lehnte und neben sich einen abgewetzten Koffer stehen hatte. Der Mann trug einen Hut mit breiter weicher Krempe, wie Hirten ihn trugen, und einen weiten Umhang, der ebenso wie der Hut und seine übrige Kleidung von tiefem Schwarz war. In krassem Gegensatz dazu stand die leichenhafte Blässe seines Gesichts und seiner Hände. Auf seine Weise war der Mann eine beeindruckende Erscheinung und Idomar konnte sich gut vorstellen, daß er mit dem hypnotischen Blick seiner großen dunklen Augen jemanden förmlich dazu zwingen konnte, eines seiner Messer zu kaufen.

Eigentlich könnte er wirklich ein gutes Messer für sein Vorhaben gebrauchen, überlegte er, irgendein kurzes, robustes, das sich auch als Werkzeug gebrauchen ließ, wenn es nötig sein sollte. Er hockte sich vor den Koffer, den der Händler sofort bereitwillig öffnete.

„Bessere Messer werdet ihr in dieser Stadt ganz gewiß nicht finden“, pries er schwärmerisch seine Ware an. „Wißt ihr, worauf es bei einem guten Messer ankommt?“

Idomar zog vorsichtig einige der Messer aus dem wahllosen Durcheinander im Koffer, wobei er sich prompt in die Hand schnitt. „Die sind verdammt scharf“, bemerkte er.

Einige Blutstropfen fielen zu Boden, was von dem Händler mit einem Ausruf der Begeisterung quittiert wurde.

„Ja, verdammt scharf sind sie, das ist es, worauf es ankommt! Habt ihr von der Leiche gehört, die man Ende Erststrahl gefunden hat, in dem Lagerschuppen? Die gesamte Gesichtshaut war abgezogen, habt ihr so etwas schon einmal gesehen? Da sieht man erst, wie groß die Augäpfel sind...“

Ein kleines Mädchen, das neugierig herangekommen war und zugehört hatte, begann zu schluchzen und lief, nach der Mama schreiend, davon. Idomar blickte hinauf in die dunklen Augen, die in dem bleichen Gesicht ein Eigenleben zu entwickeln schienen.

„Nein“, er schüttelte den Kopf. „Nein, habe ich nicht.“

Der Mann schien vor Begeisterung platzen zu wollen, als er weiterredete: „Glaubt ihr, so etwas wäre mit einem schlechten Messer zu bewerkstelligen, mit einem, das nicht richtig scharf ist oder dessen Griff nichts taugt...“

Nachdem Idomar auch noch in allen Einzelheiten erfahren hatte, wie kunstvoll jene Leiche ausgeweidet worden war und wie schwierig es sei, verschiedene Sehnen lebender Menschen zu durchschneiden, kaufte er dem Händler ein Messer mit schmaler, aber schwerer Klinge, das wohl eigentlich als Wurfmesser gedacht war, zu einem horrenden Preis ab. Als er es einsteckte und sich eilig aus der Nähe des Händlers entfernte, fiel sein Blick auf einen Mann, der ihn ebenfalls entdeckt hatte und sich mit freundlichem Lächeln näherte. Der Mann trug eine bunt durchwirkte Jacke, darunter eine knallrote Schärpe zu einem grünen Hemd und Stulpenstiefel und war anhand dieser schreienden Kleidung, die zu allem Überfluß noch von einem breitkrepfigen Hut mit einem leuchtendbunten Federbusch gekrönt war, schon von weitem zu erkennen. Idomar erinnerte sich, daß er ihm schon begegnet war, er war ein Freund - oder vielleicht doch eher nur ein Bekannter - von Torador. Er schaffte es gerade noch, sich daran zu erinnern, daß der Mann Inigo hieß, Inigo Bello...nochirgendwas, als dieser auch schon herangekommen war und ihn wie einen alten Freund begrüßte, den er seit Jahren nicht mehr

⁶³ Sprung = multorische Maßeinheit, entspricht zwei Meter.

gesehen hatte. Idomar schrieb dessen Überschwenglichkeit der Tatsache zu, daß es sich um einen Nushq' qai handelte, und antwortete mit freundlichen Floskeln.

„Ja, übrigens, ich hörte, ihr würdet euch für die Spalte interessieren“, kam Inigo schließlich zum eigentlichen Grund für seine überströmende Freundlichkeit. „Ich war schon dort unten - und ich könnte mir denken, daß ihr jemanden braucht, der sich da auskennt. Ja, und wenn man dort etwas sucht“, er schoß einen raubtierhaften Blick aus seinen hellgrünen Augen auf Idomar ab, „dann ist ohne eine genaue Karte nicht viel zu machen...“

Idomar erinnerte sich, wie sein Gegenüber sich seiner Fremdsprachenkenntnisse gerühmt hatte, die angeblich auch das Pirman und sogar Altpirman umfassen sollten und sofort wurde ihm alles klar. Der arglose Torador hatte den Text von der Tafel ausgerechnet diesem Nushq' qai zum Übersetzen gegeben!

„Du hast die Krone also nicht gefunden“, stellte er fest.

„Aber nein, ich würde natürlich niemals ohne euch...“

Dann existiert die Krone also doch nicht, dachte Idomar resigniert, doch dann schoß ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf. Wenn dieser gewieft Nushq' qai schon in der Spalte gesucht hatte und nun meinte, es müsse eine Karte geben, dann hielt er die Sache immer noch für möglich! Hatten sich einige Anhaltspunkte aus dem Text vielleicht als richtig erwiesen? Er beschloß, auf den Busch zu klopfen.

„Wozu denn eine Karte? Der beschriebene Weg ist doch gut zu finden...“

Inigo schluckte und strich nervös eine widerspenstige Haarsträhne aus der Stirn. „Ja, sicher, der Felsvorsprung ist genau dort, wo er sein sollte und die Höhle auch, aber von da aus...“

Er brach ab, als ihm klar wurde, daß er hereingelegt worden war; ein breites Grinsen zog über sein braungebranntes Gesicht. „Also gut, wollen wir ehrlich sein - wenn wir uns nicht zusammentun, wird keiner von uns das Ding finden.“

„Ich werde es mir überlegen“, erwiderte Idomar, drehte sich um und ließ ihn stehen.

In diesem Moment stieß er heftig mit jemandem zusammen, etwas fiel wie verschüttete Erbsen klappernd zu Boden. Als er erschrocken aufschaute, sah er sich einer jungen Frau gegenüber, die er fast umgerannt hatte und begann Entschuldigungen zu stammeln. Doch kaum hatte er den Mund aufgemacht, faßte sich die ebenso erschrockene Frau: „Oh, verzeiht, ich bin so ungeschickt, ich habe gar nicht gesehen, wo ich hinlaufe. Ach, seht nur, meine Kette!“

Das klappernde Geräusch war von ihrer gerissenen Perlenkette verursacht worden, die all die aufgefädelten Perlen auf das Pflaster des Marktplatzes verstreut hatte, wo sie nun in weitem Umkreis in den schmutzigen Ritzen zwischen den Pflastersteinen verstreut lagen. Idomar bückte sich und begann, die Perlen einzusammeln, wobei er spüren konnte, wie sein Gesicht die Farbe einer reifen Tomate annahm.

„Das tut mir sehr leid, es war meine Schuld...“, setzte er noch einmal an, wurde aber von einem leisen hellen Lachen unterbrochen. Die junge Frau hatte sich in ihrem aufreizenden roten Kleid neben ihm niedergekniet und half beim Einsammeln der Perlen. „Ich wußte gar nicht, daß man mit einer Perlenkette so viel Spaß haben kann!“ Als er sie erstaunt anschaute, lachte sie hemmungslos; sie schien einen Sinn für die Komik der Situation zu haben, die Idomar im ersten Schreck entgangen war. Erst jetzt fiel ihm auf, wie schön die Frau war, deren große braune Augen ihn belustigt aus ihrem von tiefschwarzem Haar umrahmten Gesicht anschauten.

„Ich glaube, jetzt haben wir alle“, sagte er endlich und stand auf.

Sie streckte ihm die Hand entgegen, er half ihr auf, sie hielt seine Hand fest. „Ich heiße Rani-da“, stellte sie sich vor.

„Idomar“, stellte er sich ebenfalls vor. „Ich bin Idomar Sabrin.“

Sie hielt seine Hand immer noch fest. „Ich würde gern etwas trinken auf den Schreck, lädst du mich ein?“

„Aber ja, gern. Ihr seid... äh, du bist keine Elek-Mantowinerin?“

Wieder lachte sie, während sie sich dem Gasthaus „Zum hinkenden Hirschen“ zuwandten. „Ich wußte nicht, daß man mir das ansieht!“



Kritisch betrachtete sich Idomar im Spiegel. Er war nicht sicher, ob er sich in der Kleidung, die er trug, selbst gefiel. Hätte ihm jemand gesagt, er sähe aus wie ein Kaufmann, dann hätte er das sicherlich nicht als Lob aufgefaßt, aber in dem Aufzug, den er an diesem Abend trug, sah er tatsächlich aus wie ein Kaufmann. Wenn man in den „Schillernden Vogel“ zu gehen beabsichtigte, dann mußte man sich so ausstaffieren, um nicht unangenehm aufzufallen - und unangenehm auffallen, das wollte er vor Ranida ganz sicher nicht.

Nachdem vom Stadttor her die siebente Stunde geblasen wurde, entschied er, daß er gut genug aussähe und lief eilig die Treppe hinunter, um Ranida nicht warten zu lassen. Im Foyer stocherte die alte Abakul mit einem Schürhaken in der Kaminglut herum und trällerte ein Kinderlied vor sich hin.

Als er hinaustrat in die Abenddämmerung, bemerkte er, daß die pompöse Kleidung, die er trug, gar nicht so unpraktisch war, wie sie aussah; all der aufgebauschte, abgenähte und gesteppte Stoff ließ ihn die kalte Luft der heraufziehenden Nacht kaum bemerken.

Seit zwei Tagen freute er sich auf das heutige Treffen mit Ranida; er hatte sie keinen Augenblick lang vergessen können, seit sie sich vor zwei Tagen kennengelernt hatten. Wie sie ihm erzählt hatte, war sie die Tochter eines Juwelenhändlers, der ganz Nontariell bereiste und sich zur Zeit im multorischen Reich aufhielt, sie hingegen hatten ihre Eltern für einige Monate in Elek-Mantow untergebracht, wo sie im „Schillernden Vogel“ wohnte. Der „Schillernde Vogel“ war zwar kein eigentliches Gasthaus, sondern nur ein Lokal, unterhielt aber für diejenigen, die nach dem Bezahlen der Zeche für ein Essen noch immer nicht bankrott waren, dennoch einige Suiten im oberen Stockwerk. Ranida mußte aus einer schwerreichen Familie stammen, wenn sie es sich leisten konnte, dort monatelang zu wohnen.

Sein Weg führte ihn quer über den Marktplatz und an der Triumviratsfestе sowie dem Haus der Broschakals vorbei, bis er endlich vor dem großen Portal des „Schillernden Vogels“ stand. Als er die übertrieben breite, bleiverglaste Eingangstür öffnete und das weiträumige, von silbernen Leuchtern und Lüstern erhellte Lokal betrat, in dem dicke Teppiche jedes Geräusch dämpften und schöne Frauen in weißen Gewändern fast lautlos umherhuschten, um die Gäste auf einen Wink hin zu bedienen, fand er die Atmosphäre im ersten Augenblick etwas einschüchternd; in solch luxuriösen Häusern zu verkehren war er nicht gewohnt, da sein Vater Wert auf Enthaltbarkeit gelegt hatte. Er schaute sich in dem großen Raum, in dem die meisten der weißgedeckten Tische nicht besetzt waren, aufmerksam um, konnte Ranida jedoch nicht entdecken. In diesem Moment trat sie aus einer der seitlichen Türen, sah ihn sofort und winkte ihm fröhlich zu. Sie trug ein geradezu atemberaubendes schwarzes Kleid, das auf raffinierte Weise mehr zeigte als verbarg, dazu ein silbernes Geschmeide und ein dazu passendes Diadem, das sie wie eine Göttin erscheinen ließ.

Wenig später saßen sie an einem kleinen Tisch in einer Nische zwischen zwei Säulen, wo die Musik der beiden Harfenspieler auf dem Musikantenpodium nur gedämpft zu hören war, und Ranida winkte eine der Serviererinnen herbei.

„Du magst doch roten Wein?“ fragte sie Idomar lächelnd.

„Ja, natürlich!“ beeilte er sich zu sagen, und bald darauf stand eine gläserne Karaffe auf dem weißen Tischtuch, in der in tiefem Rubinrot der Wein schimmerte. Er mochte roten Wein tatsächlich gern und hatte sich zu Hause im Reich im Kreise seiner Freunde sogar schon richtig damit betrunken; allerdings war er etwas erstaunt, denn er hatte immer gedacht, daß Frauen den geistigen Getränken gegenüber eher abgeneigt seien.

Nachdem sie ein wenig von dem herben, aber starken Wein aus den kunstvoll geschliffenen Kelchen getrunken, Floskeln ausgetauscht und etwas zu essen bestellt hatten, sagte Ranida:

„Ich weiß noch gar nichts über dich, erzähl mir doch etwas von dir und was du so machst. Oder spielst du lieber den Geheimnisvollen?“

„Oh nein...“

„Du sagtest, daß du mehrere Fremdsprachen und sogar Pirman verstehst?“

Idomar konnte sich nicht erinnern, ihr das erzählt zu haben, da er es eigentlich nicht mochte, wenn man ihn für einen eitlen Gelehrten hielt - offenbar brachte ihre Gegenwart ihn noch weit mehr durcheinander, als er es vor sich selbst zugab. Er erzählte von seiner Arbeit in der Bibliothek, von den alten Schriften, die er übersetzte, und wieder erstaunte ihn Ranida, die seinen Worten, die die meisten Menschen gelangweilt hätten, mit sichtlicher Begeisterung zuhörte.

„Ich hätte nicht erwartet, daß du dich für alte Schriften interessierst“, sagte er schließlich.

„Aber wieso denn nicht? Ich finde so etwas sehr interessant.“ Sie legte ihre rechte Hand auf seine linke. „Stimmt es eigentlich, daß Pirman gar nicht die älteste Sprache ist, die es gibt? Jemand hat mir erzählt, es gäbe da noch Frühformen...“

„Ja, es gibt das Altpirman - aber das verstehe ich leider nicht. Gerade letztens hatte ich mit einem Text in Altpirman zu tun...“

Er erzählte ihr die ganze Geschichte, die sich beim Erzählen wesentlich spannender anhörte, als sie tatsächlich war. Ranida war eine gute Zuhörerin, die wenige, aber intelligente Zwischenfragen stellte und immer wieder ein bewunderndes Wort äußerte. Während er mit Feuereifer erzählte und sowohl er als auch Ranida dabei fast ihr Essen kaltwerden ließen, meldete sich eine warnende Stimme im Hintergrund seines Bewußtseins, die er jedoch beiseite drängte. Wenn er irgendjemandem die Geschichte anvertrauen konnte, dann war das Ranida - und wenn Torador sogar diesen Nushq' qai eingeweiht hatte... Immerhin achtete er aber darauf, nicht allzu laut zu reden; zwar saß niemand an den benachbarten Tischen - aber wer konnte wissen, ob die Wände hier nicht Ohren hatten?

Er bemerkte dabei gar nicht, wie die Zeit verging, bis er einen Blick auf die mechanische Uhr in der Mitte des Raumes warf, ein technisches Meisterwerk, das die Zeit mittels eines in einem Zifferblatt kreisenden Zeigers anzeigte. Der goldene Zeiger näherte sich der elf.

Ranida war seinem Blick gefolgt. „Es ist schon spät“, sagte sie mit hintergründigem Lächeln.

„Was hältst du davon, wenn wir in meine Suite hinaufgehen?“

Idomars Herzschlag beschleunigte sich. Er hatte es nicht zu hoffen gewagt, schließlich hatten sie sich vor zwei Tagen erst kennengelernt. Doch der Blick ihrer dunklen Augen war eindeutig. Sie beugte sich zu ihm herüber, ließ ihre Hand über seinen Arm gleiten, seine Schulter, seinen Hals... Dann zog sie ihn zu sich heran zu einem langen, leidenschaftlichen Kuß.

Kurz darauf verließen sie das Lokal durch die Seitentür, die zum oberen Stockwerk führte; Idomar folgte Ranida in einem Rausch, der nicht allein dem roten Wein zuzuschreiben war...



Idomar blinzelte in das schwache Licht der Morgendämmerung und brauchte einige Augenblicke, um seine Gedanken zu ordnen. Als eine schlanke Gestalt fast lautlos durch den Raum huschte, wachte er endgültig auf.

„Ranida - du bist schon auf?“

Die Gestalt beugte sich über ihn und gab ihm einen Kuß. „Guten Morgen, du Langschläfer!“

Dann entzündete sie die Kerzen des Wandleuchters. „Gehen wir frühstücken?“

Es war ihm zwar nicht ganz recht, daß sie es mit dem Aufstehen so eilig hatte - aber diese Kleinigkeit konnte seine Hochstimmung nach einer solchen Nacht nicht trüben; er beschloß, sich jetzt einfach auf das gemeinsame Frühstück mit Ranida zu freuen. „Aber heute lade ich dich ein“, meinte er fröhlich.

Da Ranida am gestrigen Abend wie selbstverständlich die Zeche bezahlt und er das unter schwachem Pflichtprotest gern angenommen hatte, war er dazu sogar noch finanziell in der Lage.

„Gern“, erwiderte sie. „Oder willst du dich damit um dein Versprechen drücken?“

„Was für ein Versprechen?“

„Du wolltest mir diesen interessanten Text zeigen, gleich beim Frühstück. Oder hast du die ganze Geschichte etwa nur erfunden, um dich interessant zu machen?“

Idomar konnte sich nicht erinnern, ob er das tatsächlich versprochen hatte, was er aber angesichts der Enttäuschung, die sich in ihrem Gesicht malte, wohlweislich für sich behielt.

„Du hältst mich wirklich für einen Gaukler? Ich laufe sofort los und hole den Text - und die Originaltafel noch dazu! Ich habe beides in der Bibliothek, die ist beinahe nebenan. Bestell schon ein Frühstück im Lokal; ich bin wieder da, bevor der Tee kalt wird.“

Sie lachte: „Na gut, aber ich warne dich; die Bedienung ist hier sehr schnell!“

Idomar lief im Laufschrift die Treppe hinunter, hinaus in die kalte Morgenluft. Wenn Ranida sich wirklich so sehr für den alten Text interessierte, dann wollte er sie natürlich nicht enttäuschen. Die Begeisterung, mit der wohl jeder in seiner Kindheit die Sage von der Greifenkrone gehört und von den darin vorkommenden Helden und Bösewichten geträumt hatte, schien in ihr noch sehr lebendig zu sein.

Und wie war das bei ihm selbst? Er fragte sich plötzlich, weshalb er noch nicht einmal den Versuch gemacht hatte, in die Spalte hinabzusteigen, obwohl er den Text mit der Wegbeschreibung schon seit mehr als einem Viertel⁶⁴ kannte. War das nicht gerade das, was er seinem Vater immer vorgeworfen hatte, diese Zauderhaftigkeit, diese Unfähigkeit zu spontanen Entschlüssen?

Er hatte den Eingang zur Bibliothek in der Triumviratsfeste erreicht, grüßte den Posten vor dem Haupteingang und lief in sein Arbeitszimmer, wo er die Tafel und die Textübersetzung aufbewahrte. Schon nach wenigen Augenblicken war er auf dem Rückweg zum „Schillernden Vogel“. Die morgendlichen Straßen waren noch fast menschenleer, nur eine vierspännige Kutsche von ansehnlicher Größe bog, ein ganzes Stück voraus, um den Turm der Gardefestung auf die Straße ein. Er ging dicht am Haus der Broschakals entlang, um dem breiten Gefährt, das auf ihn zu rasselte, Platz zu machen. Als der geschlossene, einer multorischen Postkutsche ähnelnde Wagen ihn fast erreicht hatte, wurde plötzlich von innen die Tür aufgestoßen und zwei Männer sprangen nacheinander heraus; im selben Augenblick zügelte der Kutscher die Pferde. Bevor Idomar begriff, was geschah, sprangen die beiden Männer mit ein paar Sätzen auf ihn zu und packten ihn...

‘Ein Überfall!’ wurde ihm klar, man wollte ihn ausrauben! Einer der zwei Räuber hielt ihn fest in einem Würgegriff, so daß er weder schreien noch seinen Dolch ziehen konnte, während der andere ihn wie ein geübter Taschendieb blitzartig abtastete und nach wenigen Sekunden die steinerne Tafel mitsamt der Übersetzung aus seiner Tasche zog. Nur unbewußt nahm Idomar den Hufschlag eines Pferdes wahr - dann nickte der Mann mit den gestohlenen Schriften in der Hand dem anderen zu. Eine schmale Klinge blitzte vor Idomars Augen auf, fast gleichzeitig erscholl ein wilder Schrei, in der leeren Straße widerhallend. Der Räuber ließ ihn los und die beiden verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen waren, in der Kutsche, die gleichzeitig anfuhr.

Eine Gestalt mit einer mächtigen Streitaxt brachte sich mit einem Sprung zur Seite vor den eisenbeschlagenen Rädern in Sicherheit. Ein Schimmel, der vor einen aus der Gegenrichtung gekommen Einachser gespannt war, scheute und tänzelte erschrocken zur Seite, wobei der leichte Wagen fast gegen die Hauswand prallte.

„Was ist passiert?“

Idomar erkannte in der axtschwingenden Gestalt Melirae; der Mann in dem eleganten Einspanner war Torador, der wohl wieder die ganze Nacht über im Lyzeum gearbeitet hatte und jetzt nach Hause kam.

⁶⁴ 11 Tage

„Ja, danke... wenn ihr nicht gekommen wärt...“ Er dachte an die aufblitzende Klinge - eine Art von Stilett, die er selbst im Schlaf erkennen würde, eine Art, wie sie nur von einer einzigen Truppe auf ganz Nontariell benutzt wurde. „Die haben mich bestohlen! Es ist die Unsichtbare Garde!“

„Nichts wie hinterher!“ rief Torador, noch bevor Melirae etwas sagen konnte und griff die Zügel.

Die beiden sprangen links und rechts von ihm auf die ledergepolsterte Sitzbank, Torador trieb das erschreckte Pferd an und wendete auf dem Festungsvorplatz.

„Ob wir die noch kriegen?“ fragte Melirae zweifelnd. „Das ist immerhin ein Vierspänner.“

Der große Wagen bog rumpelnd in die Straße zum Nordtor ein und verschwand aus dem Sichtfeld.

„Wenn der Wagen nicht in irgendeinen Hof verschwindet, muß er spätestens am Stadttor anhalten!“ meinte Torador, während er den Wagen nach links um die Kurve zwang; weit vor sich sahen sie die Verfolgten gerade nach rechts abbiegen.

„Daran haben die offenbar auch gerade gedacht“, stellte Idomar fest. Wieder ließ Torador den Wagen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit um die Kurve schleudern und streifte den Wachturm des städtischen Kerkers, die herabgelassene Verdeckplane wurde aus ihrer Halterung gerissen und schleifte hinterher.

Der verfolgte Wagen war auf die breite Straße zur Brücke eingebogen und gewann auf der geraden Strecke wieder zunehmend Vorsprung.

„Der hält genau auf die Brücke zu“, stellte Idomar fest.

„Er wird doch nicht...“ rief Torador fassungslos.

Mit funkensprühenden Rädern donnerte die Kutsche auf die Wachposten an der Brücke zu, die im letzten Augenblick zur Seite sprangen. Einer von ihnen blies in sein Signalhorn, worauf weitere Soldaten aus dem Wachhaus gestürmt kamen. Obwohl sie selbst schon viel zu nah heran waren, um noch anhalten zu können, begann Torador unentschlossen am Zügel zu ziehen. Melirae riß ihm den Riemen aus der Hand. „Weiter!“ rief sie. „Hüa!“

Wieder blieb den Wachen nichts anderes übrig, als sich mit einem Sprung zur Seite zu retten und auch den zweiten Wagen durchzulassen, ohne ihn aufhalten zu können. Die verfolgte Kutsche vor ihnen raste mit hohlem Dröhnen über die Brücke und trieb die frühen Fußgänger auseinander, der Karren eines Händlers stürzte um, ein entgegenkommendes Pferd stieg auf und warf seinen Reiter ab. Hinter ihnen sprangen einige der Wachen auf ihre Pferde und nahmen die Verfolgung auf; mit trockenem Krachen schlugen Armbrustbolzen in die hölzerne Karosse ein. „Duckt euch!“ schrie Melirae.

„Am anderen Ende müssen wir durch die Festung!“ schrie Torador zurück. „Das schaffen wir nie!“

Sie näherten sich dem anderen Brückenkopf, wo die Wachen schon mitgekriegt hatten, daß etwas nicht stimmte, denn von dem Nebel, in dem die Brücke fast jeden Morgen steckte, gab es ausgerechnet heute nicht einmal einen Hauch. Ein ganzer Hagel von Geschossen schlug in die Kutsche ein; eins der Pferde schrie schrill auf.

„Jetzt müssen sie erst neu spannen“, stellte Idomar fest.

Dicht hinter der Kutsche rasten sie zwischen den beiden Wachtürmen hindurch, ein herabgeworfener Stein knallte wenige Ring hinter ihnen auf die Straße und riß die hinterherschleifende Verdeckplane ganz ab.

„Das hält das Pferd nicht mehr lange durch“, bemerkte Torador.

„Braucht es auch nicht“, gab Melirae zurück. „Mit dem Vierspänner kommen die hier nicht weit!“

„Aber die Wachen!“

Inzwischen war es eine kleine Armee, die hinter ihnen her war, während das für die Unterstadt viel zu große Gefährt vor ihnen im Gewirr der Häuser und Hütten immer langsamer vorwärts

kam. Die breite Karosse krachte gegen eine Hausecke, wobei klirrend und splitternd die rechte Laterne abriß, dann streifte sie eine fragile Holzhütte und riß deren ganze Vorderwand ein. Toradors Wagen fuhr in das herabrutschende Dach der Hütte, wurde von Brettern und Strohhallen getroffen und kam gerade noch hindurch, während die Reiter hinter ihnen vor dem Trümmerhaufen haltmachen mußten. Ein sich sofort bildender Menschaufmarsch verhinderte ihr Weiterkommen endgültig.

„Na bitte, die Wachen sind wir los!“ meinte Melirae, die aus einer Stirnwunde blutete. „Alle in Ordnung?“

„Ja“, antwortete Idomar und hielt sich die linke Schulter, an der ein Brett ihn getroffen hatte.

„Und du?“ fragte Torador.

„Es geht!“

Wider Erwarten blieb das große Gespann vor ihnen nirgendwo stecken, sondern bahnte sich rücksichtslos seinen Weg, indem es Wände einriß und die Pferde alles niedertrampelten, was im Wege war. Schon hatte es die Vorstadt erreicht und vergrößerte seinen Vorsprung wieder. Trotzdem rief Melirae: „Gleich haben wir sie!“

Als die Kutsche vor ihnen die letzten Hütten erreichte, erkannte Idomar, was sie gemeint hatte. Ein Bach zog sich an der unbefestigten Straße entlang und bildete eine natürliche Barriere. Der Vierspanner bog scharf nach links um eine Hütte, schaffte es aber nicht mehr, um das nächste Haus heranzukommen. Die Pferde versuchten dem Zaun des Grundstücks auszuweichen, die große Kutsche kam ins Schleudern, kippte um und krachte in das Haus, eine kleine Schmiede; das Gespann riß sich los und trampelte den Zaun nieder. Bretter splitterten, eine schwarze Wolke stob im Innern der Schmiede auf, drang in Schwaden nach draußen. Der Schmied, der entsetzt von seinem Schmiedefeuher zur Seite gesprungen war, schrie etwas, griff jemanden, der noch im Haus war, am Arm und beide rannten davon.

Während Melirae das Pferd zügelte und den Fuß gegen den Bremshebel stemmte, erkannte Idomar die Gefahr.

Die schwarze Wolke war Kohlenstaub, den der Schmied für sein Feuer brauchte, das direkt vor dem Haus brannte; die schwarzen Schwaden wälzten sich darauf zu.

„Weg hier!“ schrie er. „Schnell!“

Melirae reagierte sofort, doch im selben Augenblick gab es einen dumpfen Knall. Die Explosion riß die kleine Schmiede wie ein Kartenhaus auseinander, eine Hitzewelle traf den Wagen, der Schimmel wieherte schrill auf und ging durch. Ein Trümmerregen ging auf sie nieder, während der Wagen auf den Bach zuraste.

„Festhalten!“ keuchte Melirae, während sie vergeblich am Zügel zerrte. Im selben Moment rumpelte der Wagen schon in das tief eingegrabene Bachbett; die Räder zerbrachen, das Pferd riß sich los und lief davon. Der Wagen kippte nach vorn und die Karosse brach endgültig auseinander, Melirae, Torador und Idomar wurden an das gegenüberliegende Ufer geworfen und landeten weich in Gestrüpp und Schlamm.

„Ach, ihr Götter, das gibt Ärger“, murmelte Torador und rappelte sich auf. „Die Wachen an der Brücke fast überfahren, den Wagen zertrümmert, eine Schmiede in die Luft gesprengt...“

„Das war alles nur wegen mir“, meinte Idomar zerknirscht. „Das war allein meine...“

„Oh, nein, nein!“ unterbrach Torador fast erschrocken. „Mich hatte einfach das Jagdfieber...“

„Ärger gibt es nur, wenn man sich erwischen läßt“, warf Melirae ein. „Oder willst du deiner Mutter erzählen, daß ich nicht auf dich aufgepaßt habe?“

„Aber die Wachen haben uns doch erkannt; einen solchen Wagen gibt es... gab es nur einmal in der Stadt.“ Er schaute bedauernd auf die Überreste des einst wirklich sehr eleganten und teuren kleinen Wagens.

„Richtig, den Wagen mögen sie erkannt haben“, meinte Idomar, stand ebenfalls auf und versuchte sich den Dreck von seiner teuren Kaufmanns Kleidung zu wischen. „Aber uns niemals in dem Tumult. Und den Wagen kann man dir einfach gestohlen haben.“

„Aber dann müßte ich ja alle belügen! Die Wachen... und Mutter...“

„Hast du mir nicht mal gesagt, der Geist könne ohne kleine Lügen nicht gesund bleiben?“

Inzwischen war der Schmied herangekommen und schnauzte vom anderen Ufer her: „Ihr von Selefra besessen Oberstädter...“

Bevor er weiterreden konnte, hatte Torador seinen Geldbeutel gezogen und warf ihn dem Mann hinüber, wobei er zu einer seiner umständlichen Entschuldigungen ansetzte, die der Schmied gar nicht beachtete. Nachdem er in den Beutel hineingeschaut hatte, wurde seine Miene jedoch friedlich. „Ihr erwartet hoffentlich nicht, daß ich euch jetzt dankbar bin“, brummte er und ging davon.

„Toshi ist ein netter Kerl, wenn man ihm nicht gerade das Haus abreißt“, sagte Melirae.

„Das dürfte keiner von denen überlebt haben“, meinte Idomar mit einem Blick auf den lichterloh brennenden Trümmerhaufen, dessen Hitze bis hierher zu spüren war. „Und die Tafel wird einen solchen Brand wohl auch nicht heil überstehen. Verdammt!“

„Die Tafel mit dem Text haben sie dir also gestohlen?“ fragte Torador.

„Und die Übersetzung auch. Und aus dem Gedächtnis bringe ich noch nicht einmal mehr die Hälfte davon zusammen. Ich hätte gleich in die Spalte steigen sollen!“

„Aber ich habe doch noch die Abschrift“, sagte Torador zuversichtlich. „Und Inigo wird es sicher gern noch einmal übersetzen; er hat für die Übersetzung noch nicht einmal etwas verlangt.“

„Wir sollten verschwinden, da drüben versammeln sich schon Leute“, ermahnte Melirae die beiden Männer und warf einer Panlil, die neugierig zu ihnen herüberstarrte, einen Blick zu, der sie dazu veranlaßte, eilig weiterzugehen und woandershin zu schauen.



Die beiden Männer hatten die beschriebene Stelle östlich der Oberstadt gefunden, sich von Torador, der sie bis dahin begleitet hatte, verabschiedet, und stiegen in die Spalte hinab. Daß Inigo ihn begleitete, war das Allerletzte, was Idomar sich gewünscht hätte - aber da er auf die nochmalige Übersetzung des altpirmanischen Textes durch den Nushq' qai angewiesen war, konnte er dessen Forderung nicht ablehnen. Immerhin mußte er zugeben, daß Inigo über eine Ausrüstung verfügte, als stiege er jeden Tag in die Spalte. Er hatte zwei Seile mitgebracht, gleich drei verschiedene Lampen, ein in Decken geschnürtes Bündel und allerlei nützlichen Kleinkram, trug allerdings auch jetzt seine geckenhafte Kleidung in schreienden Farben, die hier noch alberner wirkte als in der Stadt. Bisher hatten sie von der ganzen Ausrüstung noch nichts gebraucht, denn der Abstieg an dieser Stelle erwies sich als überraschend einfach.

Nachdem sie am Morgen dieses Tages zu Fuß in die Oberstadt zurückgekehrt waren, wobei sie einen Melirae bekannten Geheimgang benutzt hatten, der erstaunlicherweise mitten durch die Spalte führte und in einem der wenigen Brunnenschächte der Oberstadt endete, hatte er Torador gefragt, ob er mitkommen wolle, doch der hatte nur gemeint, er habe vorläufig genug von der Spalte - was auch immer er damit gemeint hatte. Auch Inigo hatte vage Andeutungen gemacht, etwas von Schleimmonstern erwähnt und zur Vorsicht gemahnt, aber Idomar vermutete, daß es sich dabei wieder einmal um typischen Elek-Mantowiner Aberglauben handelte. Ranida hatte er nicht mehr angetroffen und ein schlechtes Gewissen ihretwegen - was mochte sie wohl jetzt von ihm denken, nachdem er am Morgen einfach verschwunden war, nachdem er sie gerade noch großartig zum Frühstück eingeladen hatte? Aber das würde sich klären lassen, wenn er sie wiedertraf, schließlich hatte er wirklich eine gute Entschuldigung. Sein erster Weg nach der Rückkehr aus der Spalte würde jedenfalls zu ihr führen.

„Wenn wir hier in Richtung Stadt gehen, stoßen wir genau auf den Eingang“, sagte Inigo, als sie einen fast waagrecht verlaufenden Sims erreichten.

Der Sims war fast einen Sprung breit und befand sich dicht über der Nebelschicht, welche die Tiefe der Spalte stets füllte und verbarg. Problemlos erreichten sie nach etwa einer halben

Pfeilweite⁶⁵ einen Höhleneingang, der groß und breit und problemlos zu finden war. Während die beiden Männer jeweils eine Lampe entzündeten, meinte Idomar: „Bist du sicher, daß wir hier richtig sind? Das ist doch alles viel zu leicht, diese Höhle kann man ja beinahe zufällig finden!“

„Niemand steigt zufällig in die Spalte“, entgegnete Inigo. „Außerdem gab es hier vor zweitausend Jahren noch keine Stadt, sondern nur Wildnis, da mag das ein sehr gutes Versteck gewesen sein. Selbst die zweitausend Jahre müssen nicht stimmen; die pirmanische Originalüberlieferung gibt als Zeit nämlich nur 'lange vor Multor' an - ein Jahrtausend mehr ist also durchaus auch drin.“

Vorsichtig gingen sie in die Höhle, einen langgezogenen Gang, der einem Bergwerksstollen ähnelte und der Beschreibung genau entsprach, hinein und ließen den Lichtschein ihrer Lampen über die dunklen steinernen Wände schweifen.

„Du bist sehr gebildet“, stellte Idomar fest.

Inigo warf ihm einen Seitenblick zu. „Woher nimmst ein Nushq' qai soviel Bildung, meinst du? Nun ja, Nushq' qai kommen viel in der Welt herum...“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Und wenn man von ihnen ausgestoßen wird und zusehen muß, wie man allein überlebt, stellt man vielleicht fest, daß Wissen sehr nützlich ist, um zu überleben. Auch der Gelehrtenkram, den viele für unnützlich halten.“

Nach einer leichten Biegung kamen sie an das Ende der Höhle und all ihre Vorsicht erwies sich als unnötig. Es gab keine Schächte, keine eiskalten Höhlenseen, keine Seitengänge oder scharfen Tropfsteine - die Höhle war einfach ein kaum zehn Sprung langer Gang, der an einer festen Wand endete.

„Soweit war ich schon“, meinte Inigo. „Ich habe die Wand auch abgeklopft, aber das ist alles festes Gestein ohne einen Hohlraum dahinter.“

Idomar schüttelte den Kopf. „Ich hab's gewußt, das war zu einfach. Das muß die falsche Höhle sein!“

„Sehen wir uns also die Beschreibung noch einmal an.“ Inigo setzte sich auf einen Felsblock, stellte seine Lampe neben sich und reichte Idomar die Übersetzung des Textes. „Lies doch mal vor!“

Idomar schaute den Nushq' qai erstaunt an, worauf dieser mit den Schultern zuckte. „Naja, niemand kann alles.“

„Willst du damit sagen, du verstehst Altpirman, aber kannst nicht lesen?“

„Ich lasse mir vorlesen, wenn es sein muß. Und ich habe ein gutes Gedächtnis.“

Kopfschüttelnd las Idomar vor, nicht sicher, ob er vielleicht auf einen Ulk hereinfiel: „Wenn die kleine Wolfsspitze über den kleinen auf den großen Gewitterkopf zeigt...“

Ja, sie hatten die Gipfel der drei Berge genau übereinander in einer Linie gesehen. Die Angabe ließ zwar einige Pfeilweiten Spielraum entlang der Spalte zu, aber in diesem Bereich gab es außer senkrechten Wänden nur eine einzige Abstiegsmöglichkeit - und die war wiederum so einfach, daß sie sich geradezu von selbst anbot.

„Und wenn sich in der langen Zeit irgendetwas verändert hat? Wer weiß, ob sich in zwei- oder dreitausend Jahren nicht selbst die Berge verändern können?“

Inigo zuckte mit den Schultern. „Kann ich mir nicht vorstellen. Wenn das so wäre, könnten wir die Sache gleich vergessen. Weiter hieß es, glaube ich: 'Dann steige fünfzehn Sprung hinab und du findest den Weg...' Ja, ich denke, das waren fünfzehn Sprung - und der Weg war eindeutig da.“

„Aber irgendetwas muß einfach falsch sein...“ Nachdenklich setzte sich Idomar neben Inigo.

⁶⁵ Pfeilweite = multorische Maßeinheit, entspricht 100 Meter.

„Soweit waren wir schon.“ Ebenso nachdenklich nestelte der Nushq' qai an den Knöpfen seines trotz der Kälte weit offenstehenden Hemdes und murmelte vor sich hin: „Lange vor Multor... ganze Staaten sind während dieser Zeit ver...“

„Das ist es! Lange vor Multor!“

Inigo schaute ihn verständnislos an. „Was?“

„Wir messen in multorischen Sprung!“

Wie elektrisiert sprang Inigo auf. „Natürlich! Unsere Sprung sind sehr kurz; bei den Panlil etwa ist ein Sprung fast dreimal so lang!“

„Genau, wir müssen also auf jeden Fall tiefer hinunter!“

Schnell hatten sie den Höhleneingang wieder erreicht, wo Idomar plötzlich stutzte, als er die Scherben einer gläsernen Flasche im Schein seiner Lampe aufblitzen sah. Dann fiel ihm ein, daß Inigo ja schon allein gesucht hatte. Eigentlich ganz gut, daß die Krone nicht so einfach zu finden war...

„Vorsicht“, rief Inigo, der vorausgegangen war. „Der Weg ist naß!“

Ein unangenehmer, dichter Nieselregen hatte eingesetzt und erinnerte Idomar daran, daß er einen Hut hätte aufsetzen sollen. Ein wenig tröstete es ihn, daß der Nushq' qai seinen albernen Federhut ebenfalls nicht aufgesetzt hatte; er war ihm wohl zu schade gewesen für den Abstieg in die Spalte.

Der weitere Weg nach unten verlief anfangs ebenso leicht wie bisher, wurde aber zunehmend schwieriger. Aus dem Gehen wurde ein Klettern über moos- und algenbewachsene Vorsprünge, die der Regen gefährlich schlüpfrig werden ließ; außerdem wurde es zunehmend dunkler, da kaum noch etwas von dem spärlichen Licht des Abends durch die Nebelschichten und Regenschlieren bis hier hinunterdrang. Etwas klapperte plötzlich über ihnen.

„Vorsicht!“, brüllte Inigo, der schräg über Idomar war, und preßte sich an die Wand.

Steine hatten sich weiter oben gelöst, die nun auf sie herabpolterten, glücklicherweise nur kleines Geröll.

Idomar wollte gerade aufatmen, als die Steine sie beide weit verfehlt hatten, doch in diesem Moment traf ihn der letzte an der Schläfe. Für einen winzigen Augenblick wurde ihm schwarz vor Augen, er zuckte zusammen. In einem Reflex löste sich der Griff seiner Hände, er verlor den Halt...

Im letzten Augenblick packte ihn jemand am Oberarm, er krallte sich mit der anderen Hand in die Wand, fand wieder Halt, schaute keuchend zu Inigo hinauf, dann nach unten, wo sich wie durch bösen Willen die Nebelschwaden gelichtet hatten und den Blick nach unten freigaben. Eine schwarze Tiefe... vielleicht eine Pfeilweite... vielleicht auch zwei... vielleicht endlos...

Inigo hielt immer noch fest. „Sieh mich an! Ruhig bleiben, ganz ruhig.“ Er schaute ihm fest in die Augen. „Drei Sprung links und einen Sprung tiefer ist ein Sims, ein breiter Sims.“

Idomar glaubte, sein Herzschlag müsse in der Spalte widerhallen, als Echo von der gegenüberliegenden Wand zurückgeworfen werden. Er nickte krampfhaft. Inigo hielt weiter fest, schien sich absichtlich schmerzhaft in seinen Arm zu krallen, um ihn von allem anderen abzulenken. Die folgenden drei Sprung waren die längsten des ganzen Weges. Endlich standen sie auf dem, was Inigo als Sims bezeichnet hatte; einem Weg, der so breit und eben war, als habe ihn jemand in den Felsen gehauen. Idomar lehnte sich an den Felsen und atmete tief durch.

„Danke“, sagte er. „Ohne dich...“

„Keine Dankesreden!“ unterbrach der Nushq' qai und ergänzte nach einer Pause: „Es reicht, wenn du mich nicht mehr als Belästigung ansiehst.“ Da sich in der Dunkelheit mittlerweile kaum noch etwas erkennen ließ, das weiter als drei Sprung entfernt war, entzündete er eine seiner Lampen, was ihm trotz des Regens sehr schnell gelang und leuchtete die Umgebung ab.

„Da vorn ist eine Höhle; die sieht gut aus zum Übernachten.“

„Übernachten?“

„Was sonst? In der Finsternis weitergehen oder etwa zurückklettern?“

Die Höhle war klein und bot einen trostlosen, kahlen Anblick.

„Es ist verdammt kalt und hier gibt es nichts, um Feuer zu machen“, sagte Idomar. „An eine Übernachtung habe ich nicht gedacht.“

„Ich habe eine Decke mit, die reicht für uns beide. Und die Öllampe wärmt auch etwas, wenn wir sie über Nacht brennen lassen.“ Als Inigo seine Taschen auspackte, förderte er auch noch Proviant zutage, wovon Idomar ebenfalls nur sehr wenig mitgenommen hatte.

„Wie schafft man es, so viel in ein paar Taschen mit sich zu tragen?“

Inigo lachte. „Dazu muß man ein Nushq' qai sein!“ Dann reichte er Idomar eine kleine Blechflasche. „Hier, gegen die Kälte.“

Der Schnaps war sehr stark und wärmte enorm.

„Danke. Ich habe leider nur Wasser dabei.“ Er zog eine Glasflasche aus seiner Umhängetasche.

„Gläserne Flaschen sind nicht gut für unterwegs“, meinte Inigo und deutete auf seinen Wasserbeutel. „Die sind zu schwer und gefährlich, wenn sie zerbrechen.“

Die Finsternis war zu undurchdringlicher Schwärze geworden, in der sich das beständige Rauschen des Regens zu einer festen Masse zu verdichten schien, die kein anderes Geräusch durchdringen ließ, während sich die beiden Männer im grünlichen Schein einer zischenden Harzlampe gegenüber saßen und ihr Abendbrot verzehrten.

Inigo brach das Schweigen: „Weshalb suchst du eigentlich nach der Krone?“

„Weshalb?“ Idomar war noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, sich diese Frage zu stellen.

„Der Sage nach soll sie Wünsche erfüllen.“ Inigo schaute ihn über die zischende Flamme hinweg an.

„An so etwas glaube ich nicht...“

„Und wenn es wahr wäre? Was würdest du dir wünschen?“

„Ja, dann...“ Er zögerte, bevor er fortfuhr. „Ich will nicht mein Leben lang in dieser Stadt verbringen. Oder in irgendeiner anderen. Ich würde gern in ferne Länder reisen, vielleicht zur See fahren und neue Kontinente entdecken, etwas Großes vollbringen im Leben...“ Wieso fand er es in diesem Augenblick so selbstverständlich, einem bis vor kurzem fremden Mann Dinge zu erzählen, über die er mit niemandem sonst redete, auch nicht mit Tarynth oder Torador?

Inigo, der hier, im Schein der grünlich flackernden Flamme, der sich in seinen nachdenklichen Augen spiegelte, überhaupt nicht mehr geckenhaft aussah, nickte nur. „Vor ein oder zwei Jahren“, sagte er langsam, „da hätte ich genau gewußt, was ich mir wünsche. Eine Rückkehr in meine Sippe, zurück zu ihnen allen... aber heute? Ich gehöre dort nicht mehr hin, bin ein Fremder geworden, bei meinen Leuten genauso fremd wie hier.“ Er machte eine Pause und horchte in das Rauschen des Regens, dann fuhr er fort: „Heute hätte ich einen anderen Wunsch, einen, für dessen Erfüllung ich alles geben würde.“ Er stockte, sprach leise weiter. „Da war eine Frau, Yesihja... Ach, was solls, das bringt doch alles nichts!“

Abrupt stand er auf und streckte sich, dann entzündete er die ruhig blakende Öllaterne und löschte die Harzflamme, die mit protestierendem Knattern erstarb. „Was geschehen ist, ist geschehen. Und es ist auch gar nicht schlimm, ein Fremder zu sein; die halbe Bevölkerung der Unterstadt besteht aus solchen wie mir. Und selbst in der Oberstadt, da leben Leute wie du oder die Silberfarns... Wir sollten jetzt schlafen.“



Mit dem ersten Tageslicht, das schwach durch den Nebel drang, waren sie sofort aufgebrochen; nach der kalten, feuchten Nacht hatten es beide eilig, sich Bewegung zu verschaffen, um sich aufzuwärmen. Übereinstimmend waren sie davon ausgegangen, daß der breite Sims, den sie erreicht hatten, der richtige Weg sein müsse. Das Problem war allerdings, daß die Höhle,

in der sie übernachtet hatten, keineswegs die einzige war, sondern die Felswand an dieser Stelle aussah wie ein Schwamm. Allerdings befanden all sich diese Höhleneingänge der Wegbeschreibung nach zu nahe an der Abstiegsstelle; als sie dagegen in einiger Entfernung einen kleineren, aber sehr auffälligen Höhleneingang entdeckten, der abseits von allen anderen gelegen war, entschlossen sie sich, diese Höhle für die richtige zu halten.

Nachdem sie einige Sprung weit schräg nach oben gestiegen waren, erreichten sie einen beinahe waagrecht verlaufenden Gang, den das spärlich von draußen hereindämmernde Licht gerade noch erreichte. Inigo, der vorausging, setzte sich auf einen Geröllhaufen. „Wollen wir erst einmal frühstücken und uns die Beschreibung noch einmal ansehen?“

„In Ordnung“, erwiderte Idomar, obwohl er noch immer froh und meinte, seine Kleidung müsse das Wasser krugweise aufgesogen haben. Als er Inigo aus seinem ledernen Wasserbeutel trinken sah, fiel ihm etwas ein.

„Benutzt du eigentlich niemals gläserne Flaschen?“

„Nun, zu Hause natürlich; wie kommst du jetzt darauf?“

„Hier in der Spalte noch nie?“

„Nein, wieso?“

Idomar erzählte von den gestern entdeckten, noch nicht einmal von Schmutz bedeckten Scherben.

„Verdammt!“ meinte Inigo zu und erhob sich. „Vielleicht sollten wir uns doch besser beeilen.“

Den Weg vorsichtig ausleuchtend gingen die beiden Männer eilig voran, um nicht doch noch durch etwaige Verfolger überrascht zu werden. Die Höhle, die nicht mehr als ein langer, gerader Gang mit gelegentlichen seitlichen Nischen war, schien nicht auf natürliche Weise entstanden zu sein, sondern machte vielmehr den Eindruck eines Bergwerksstollens aus uralter Zeit. Nach etwa zwei Pfeilweiten kreuzte ein anderer Stollen ihren Weg, der nach beiden Seiten in leichtem Gefälle in die Tiefe führte, aus der glucksende Geräusche drangen.

„Ja, was nun?“ fragte Inigo. „‘Und geh die Straße unbeirrt...’ hieß es im Text“

„Wenn das eine Straße sein soll, dann würde ich unbeirrt als geradeaus verstehen. Oder?“

Inigo nickte, stellte die Flamme seiner Lampe größer und schob den Spiegel ein Stück zurück, so daß der Lichtkegel heller und schmaler wurde und weit voraus ins Dunkel leuchtete. „Da vorn gibt es noch mehr Seitengänge, ich glaube, wir sollten von hier an den Weg markieren.“ Er zog ein Stück Kreide aus der Tasche.

„So lange wir geradeaus gehen, brauchen wir das nicht“, wandte Idomar ein.

„Gestern wären wir fast abgestürzt, weil wir es nicht für nötig hielten, uns anzuseilen; sollen wir uns jetzt verirren, nur um ein Stück Kreide zu sparen?“

„Und wenn wir mit den Zeichen anderen den Weg weisen?“

Inigo zuckte mit den Schultern und steckte die Kreide ein. „Na gut, mehr als draufgehen können wir nicht.“

Nachdem sie eine Zeitlang gelaufen waren, sagte Idomar mit unbewußt gedämpfter Stimme: „Das war bis jetzt mindestens ein Lauf⁶⁶.“

„Und es gab wenigstens 40 Seitengänge“, ergänzte Idomar. „Das ist etwas zu groß für ein Bergwerk, oder?“

Idomar war keine einzige der schwarz gähnenden Öffnungen entgangen; bei jeder einzelnen von ihnen hatte er ein ungutes Gefühl, das immer stärker wurde, je weiter sie kamen. Er stand sich ein, daß er allein wahrscheinlich schon umgekehrt wäre. „Manche Wissenschaftler glauben, Höhlen seien Gänge, die Tiere durch das Gestein gefressen haben“, sagte er leise.

„Das müßten verdammt große und kräftige Tiere sein!“ Inigo lachte gezwungen und übermäßig laut.

⁶⁶ Lauf = multorische Maßeinheit, entspricht einem Kilometer.

„Ja“, brachte Idomar nur heraus, während sich seine Hand um den Haltebügel der Lampe krampfte und diese starr geradeaus leuchten ließ, während er in einigen der Seitengänge, an denen sie vorüberkamen, Geräusche zu hören meinte, Geräusche, die sich meist sehr fern und verzerrt, mitunter aber auch sehr nah und deutlich anhörten.

Es sind Fledermäuse, redete er sich ein. Oder Ratten oder sonstiges Ungeziefer, sonst nichts. Nur nicht hineinleuchten in die Schwärze, nur nicht sehen, was dort vielleicht sein könnte...

Inigo begann zu schwatzen, alte Witze zu erzählen und gekünstelt darüber zu lachen, bis er nach einem Blick zurück plötzlich feststellte: „Wir hätten doch markieren sollen.“

Erst jetzt fiel auch Idomar auf, daß der Stollen längst nicht mehr so gerade wie zu Anfang und der Begriff „geradeaus“ nicht mehr eindeutig war, wenn man zurückschaute. Unsicher richtete er den Lichtkegel seiner Lampe wieder nach vorn und entdeckte etwas, das er nicht genau erkennen konnte - oder wollte. Langsam ging er näher, dann sagte er nur: „Oh, Scheiße.“

Unter einem herabgefallenen mächtigen Steinquader lagen die zerschmetterten Überreste eines Menschen; das Blut war etliche Sprung weit gespritzt und hatte die Stollenwände rotbraun gefärbt. Es war natürlich nicht das erstemal, daß er eine Leiche sah, aber so etwas... Er versuchte den Brechreiz zu unterdrücken.

Inigo erfaßte die Konsequenzen dieser Entdeckung sofort: „Die Verwesung hat noch nicht angefangen. Das ist frühestens gestern abend passiert.“ Und während Idomar erst langsam klar wurde, was das bedeutete, fuhr er fort: „Und das war auch kein Zufall.“

Idomar folgte seinem Blick und sah den nach oben führenden Schacht und die gekippte Steinplatte, die aus der übelriechenden Masse von Blut und Eingeweiden herausragte. Es war eine Falle gewesen, irgendeine grobe Mechanik, die die Jahrtausende überdauert hatte. Er kam immer mehr zu dem Schluß, daß es Wahnsinn war, worauf er sich da eingelassen hatte. „Wir sollten umkehren“, sagte er schließlich. „All die Seitengänge, diese Falle, der Tote - wir wissen noch nicht einmal, wie er hierherkam...“

„He, was soll denn das?“ Seltsamerweise schien ausgerechnet diese gräßliche Entdeckung dem Nushq' qai Mut gemacht und ihm seine Zuversicht wiedergegeben zu haben. „Wir sind hier goldrichtig! Und ganz dicht dran! Sonst wäre diese Falle nicht dagewesen! Ja, und der arme Kerl“, er deutete auf die Leiche, „hat irgendwie mitgekriegt, was wir vorhaben, ist uns nachgeschlichen und hat uns nachts überholt - zu unserem Glück. Jetzt noch umzukehren wäre das Dümme, was wir tun könnten!“

Sie umgingen die Leiche, wateten durch das Blut und gingen mit größter Vorsicht weiter, dabei nach links, rechts, oben und unten Ausschau haltend und auf jeden einzelnen ihrer Schritte achtend.

„Du glaubst wirklich, die Krone könne Wünsche erfüllen?“ fragte Idomar.

„Nein, das ganz sicher nicht. Aber der Sage nach soll ein Teil des Talmarenschatzes zusammen mit ihr verschwunden sein. Und die Krone selbst wird wohl aus Gold gemacht sein... Aber du hast mir noch gar nicht gesagt, weshalb du sie suchst.“ Das war eine Frage.

„Vielleicht nur aus Neugier, ich weiß nicht... Vielleicht auch, um zuendzubringen, was mein Vater angefangen hat.“

„Man könnte das hier auch als ein unentdecktes Land... sieh dir das an!“

Der Stollen mündete plötzlich in eine geräumige Höhle, deren Höhe und Breite gute fünf Sprung betragen mochte. Ein ganzes Stück voraus, in einer Entfernung von etwa zehn Sprung, endete die Höhle jedoch an einem gewaltigen schwarzglänzenden Säulenportal, ähnlich dem mancher Tempel, das die Höhle in ihrer ganzen Höhe und Breite abschloß.

„Deck mal die Lampe ab“, sagte Inigo und tat dasselbe mit seiner eigenen. „Da ist Licht!“

„Verdammt! Wer kann...“

„He, wo siehst du denn hin? Da vorn ist das Licht! Sieht aus wie schwaches Tageslicht - aber wir sind mindestens zwei Lauf weit gegangen! Naja, es ging ständig bergauf...“

Tatsächlich schimmerte eine matte, kaum wahrnehmbare Helligkeit zwischen den vier dicken Säulen hindurch. Idomar hatte allerdings ganz woanders Licht gesehen. „Hinter uns im Stollen, da war das Licht einer Lampe!“

Inigo drehte sich abrupt um und leuchtete in den Gang hinein, doch es war bis zur nächsten Biegung niemand zu sehen. „Das hast du dir eingebildet.“

Idomar war sich tatsächlich nicht sicher. „Ich hoffe, du hast recht“, meinte er.

Langsam gingen sie auf das Portal zu, den Blick fasziniert auf die düsteren Säulen gerichtet. Inigo verlangsamte den Schritt. „Das ganze Ding könnte eine Falle sein...“ Mit einem Aufschrei brach er plötzlich in den Boden ein, ruderte mit den Armen, suchte Halt, seine Lampe fiel in das Loch, das sich aufgetan hatte...

Idomar griff zu, bekam Inigos Hand zu fassen, hielt fest. Nach wenigen Augenblicken hatte er den Gefährten aus der Fallgrube herausgezogen.

„Verdammt“, keuchte Inigo. „Danke.“

Idomar hob seine fallengelassene Lampe wieder auf und fragte: „Weiter?“

Nachdem sie sich wieder in Bewegung gesetzt hatten, drang ein leises Scheppern aus dem Schacht, der Aufschlag der Lampe. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt, als sie die bedrohliche schwarze Phalanx der Säulen passierten, doch wider Erwarten gab es hier keine bösen Überraschungen. Als sie das Portal jedoch hinter sich hatten, blieben sie sprachlos stehen. Sie hatten eine Halle von unglaublichen Ausmaßen betreten, deren Höhe mindestens eine Pfeilweite betrug. Rechterhand war das kuppelartige Felsengewölbe auf einer Fläche von wenigstens zehn Sprung Durchmesser durchscheinend und bildete ein fast rundes natürliches Fenster, das aus Bergkristall zu bestehen schien. Das durch die unzähligen Facetten gebrochene Licht warf glitzernde Reflexe in das düstere Gewölbe und verbreitete soviel Helligkeit, daß die beiden Männer ihre Lampen löschen konnten.

Als sie sich umschaute, erwartete sie die nächste Überraschung. Das Gewölbe wurde ringsum nicht von Felswänden begrenzt, sondern von Mauern und auch hervorstehenden Gebäuden, von seltsamen Bauten mit schrägen Fassaden und dreieckigen Fenstern, die bis zu einer Höhe von vier Stockwerken auftraten. Sie befanden sich im Innern einer unterirdischen Stadt.

„Ob hier noch irgendjemand... irgendetwas lebt?“ Idomar flüsterte die Frage fast.

„Hoffentlich nicht“, antwortete Inigo fast ebenso leise, doch dann rief er plötzlich aus: „Da! Da ist sie!“

Im Zentrum des Gewölbes befand sich ein auffälliger Block, ein mächtiger Podest aus Stein, auf dem ein verhältnismäßig kleiner Gegenstand lag. Auch Idomar wußte sofort, worum es sich handelte. Vorsichtig, stets nach Fallen Ausschau haltend, näherten sie sich dem Block.

Als sie ihn endlich erreicht hatten, stieß Inigo enttäuscht die Luft aus. „Nichts dabei! Und die Krone ist gar nichts wert!“

Die Krone bestand nicht aus Gold, sondern aus einem grauen, mattschimmernden Metall.

„Es scheint aber ein edles Metall zu sein, sonst wäre sie nicht immer noch blank“, erwiderte Idomar und betrachtete ehrfürchtig die sagenhafte Krone der Talmaren. Es war eine so wundervolle, filigrane Arbeit, daß er die alte Überlieferung gut verstehen konnte, die in der Krone einen verwandelten leibhaftigen Greifen sehen wollte. Über den nach vorn ausgestreckten Adlerklauen schaute ihm der löwenähnliche Kopf entgegen, dessen wehende Mähne zusammen mit den Schwingen des Greifs eine geschlossene Haube über dem Kopf des Kronenträgers bildeten.

Inigo schien für die Schönheit keinen Blick zu haben. „Erklär das mal einem Goldschmied“, meinte er nur.

Froh darüber, daß sie nicht aus Gold bestand, setzte Idomar die Krone auf. Sie paßte hervorragend, obwohl sie ihm viel zu groß erschienen war. Er stellte sich vor, wie es wäre, wenn sie tatsächlich Wünsche erfüllen könnte. Ja, er wußte genau, was er sich wünschte. Ferne Länder... der Ruhm eines großen Entdeckers... Abenteuer...

„Na, probierst du es doch aus?“, fragte Inigo ohne Spott. Er lachte bitter. „Laß sie mich wenigstens einmal aufsetzen, damit der Weg nicht ganz umsonst war.“

Idomar fand, daß die Krone den Nushq' qai trotz seines geckenhaften Aufzuges augenblicklich in einen König verwandelte. Der wandte sich plötzlich zu Idomar um und packte ihn erregt an der Schulter: „Ich habs! Natürlich liegt der Schatz nicht direkt neben der Krone! Er muß in einem der Gebäude sein, du wirst sehen!“

Er riß sich die Krone wieder vom Kopf, um sie Idomar reichen, erstarrte aber mitten in der Bewegung.

Eine klare und laute weibliche Stimme zerriß die Stille, hallte mehrfach wider: „Der Großimperator dankt euch für eure Dienste - aber von jetzt an seid ihr überflüssig!“



„Ranida!“

Sie stand vor dem Portal vor einer Reihe von zwölf graugekleideten Männern und schaute Idomar mit eiskaltem Blick an. „Danke für die Einladung zum Frühstück“, sagte sie spöttisch. „Aber ich bin etwas anspruchsvoller.“

Während Idomar keine Worte fand und sie einfach nur anstarren konnte, übernahm Inigo das Reden.

„Oha, zwölf Mann! Und eine Frau! Da hat ja der große Imperator sein gesamtes Heer geschickt! Habt ihr dazu das ganze wehrfähige Volk eingezogen?!“

„Ihr solltet höflicher sein.“ Ranidas Stimme triefte vor Spott. „Schließlich haben wir euch nach dem kleinen Unfall den Vortritt gelassen; man kann sich hier sehr gut verbergen. Gut, daß wir euch noch eine Weile am Leben ließen.“ Dann befahl sie den Graugekleideten: „Tötet sie!“

Vier der Männer waren mit Armbrüsten bewaffnet, die so klein waren, daß man sie unter weiter Kleidung verstecken konnte, und doppelbödig, um zweimal schießen zu können, ohne nachzuspannen. Im selben Augenblick, in dem sie die Waffen erhoben, erscholl ein lautes Knirschen, ein berstendes Geräusch, als würde etwas zusammenbrechen. Die Unsichtbaren Gardisten schauten sich irritiert um, gerieten aber nicht in Schrecken.

„Die Höhle stürzt ein“, rief Idomar. Ein lautes Krachen lenkte seinen Blick auf die Einsturzstelle. Die Stirnwand eines der seltsamen Gebäude brach zusammen wie von Geisterhand eingerissen; mächtige Steinquader polterten herab und ließen den Boden erzittern.

„Los jetzt!“ zischte Inigo und zog ihn mit sich in Richtung der sich ausbreitenden Staubwolke. Bolzen pfiffen an ihnen vorbei, während die beiden Männer in der grauen Wolke verschwanden. Jemand brüllte Befehle, schwere Tritte hallten durch das Gewölbe. Idomar und Inigo duckten sich in eine Nische zwischen zwei herabgestürzten Blöcken. Inigo zog seinen Dolch und Idomar sein neues Messer, denn Schwert und Degen hatten sie zu ihrer Klettertour natürlich nicht mitgenommen.

„Wir sind so gut wie tot!“ raunte Idomar, als der Staub sich schnell, viel zu schnell zu legen begann. Sein Gefährte schien die Worte jedoch gar nicht zu hören, sondern schaute mit glänzenden Augen an ihm vorbei.

„Das gibts doch nicht!“ rief er mit überschnappender Stimme. „Sieh dir das an!“

Idomar folgte seinem Blick in Richtung des beschädigten Gebäudes - und seine Kinnlade klappte herunter. Der Einsturz hatte eine Schatzkammer freigelegt, für deren Inhalt man ganz Elek-Mantow kaufen könnte. Berge von Gold und Juwelen strahlten ihnen entgegen...

„Da sind sie!“

Der Ruf riß ihn jäh aus seiner Beobachtung. „Schade, daß wir davon nichts mehr haben werden“, meinte er trocken, duckte sich und riß Inigo mit sich hinunter. Bolzen schlugen krachend Funkengarben aus den Steinblöcken, Splitter schwirrten an den beiden Männern vorbei. „Verkaufen wir uns so teuer wie möglich“, raunte Inigo, sprang mit einem Schrei aus der De-

ckung hervor und stürzte sich auf einen der Schützen, der beide Bögen abgeschossen hatte und nur noch ein paar Schritte entfernt war. Ein anderer riß seine Armbrust hoch, legte auf den Nushq' qai an...

Idomar sprang auf, warf das Messer mit aller Kraft - und konnte es selbst kaum glauben, als es sich in die Brust des Schützen bohrte, der wie vom Blitz gefällt zusammenbrach. Gleichzeitig ging Inigos Gegner mit einem Schrei zu Boden. „Alle Achtung, wo hast du das gelernt!?“ rief Inigo.

„Gar nicht!“ Idomar hatte sich noch nie im Messerwerfen versucht. Er rannte zu dem Toten und zog das blutige Messer, seine einzige Waffe, aus ihm heraus, während Inigo sich schon den nächsten Schützen vornahm.

Es war hoffnungslos - in wenigen Augenblicken würde sich die ganze Übermacht mit ihren gezogenen Kurzschwertern auf sie stürzen... Ein gellender Schrei vom Portal her, dem ein dumpfer Schlag und ein Todesschrei folgten, ließ die Angreifer herumfahren. Eine Kriegerin mit einer bluttriefenden Axt stürzte sich auf Ranida, die sofort die Flucht ergriff.

„Melirae!“ riefen Idomar und Inigo fast gleichzeitig. Zwei der Unsichtbaren griffen die Kriegerin an und drängten sie von Ranida ab; Melirae wich aus und rannte zu ihren Freunden. „Was ist hier los?“ rief sie.

„Erklärungen später!“

Die Grauen sammelten sich, um erneut anzugreifen.

„Da rein!“ Inigo wies auf eine der dreieckigen Fensteröffnungen, die sich nur drei Tritt über dem Boden befand und zwängte sich durch die Öffnung.

Idomar rannte kurzentschlossen in die entgegengesetzte Richtung.

„Verdammt, bist du verrückt geworden?!“

Ohne Inigos Schrei zu beachten rannte er weiter, griff sich die Krone und kehrte damit zurück, dicht gefolgt von den Helikot-Gardisten. Melirae packte ihn und warf ihn kurzerhand durch das Fenster, hielt mit einem drohenden Schwingen der Axt die Verfolger auf Abstand und hechtete blitzschnell selbst durch die rettende Öffnung.

„Wenn das kein Glück ist!“ Inigo hatte eine steinerne Platte entdeckt, die mittels einer verrosteten Mechanik vor das Fenster geklappt werden konnte, und stemmte sich dagegen. Donnernd kippte die wenigstens fünf Rad⁶⁷ schwere Platte vor das Fenster und verkeilte sich knirschend, während die Mechanik zu einem Haufen von Rost zerfiel. Schlagartig standen sie in völliger Dunkelheit, die nur von den Geräuschen der Männer draußen durchdrungen wurde, die versuchten, die Steinplatte wegzudrücken. Idomar entzündete seine Lampe und bemerkte, nachdem er sich kurz umgeschaut hatte: „Das Glück hält sich in Grenzen.“

Sie befanden sich in einem Raum von nicht mehr als zwei mal zwei Sprung Größe, in dem es keine weitere Öffnung außer der soeben fest verschlossenen gab, Inigo blutete aus einer Verletzung am Arm und Melirae war von oben bis unten mit dem Blut des erschlagenen Feindes bespritzt.

„Wenigstens sind wir vorläufig sicher“, erwiderte Inigo mit wenig Überzeugung und wandte sich an Melirae: „Wie kommst du überhaupt hierher?“

„Ihr wart die ganze Nacht über weg; da dachte Torador, ihr könntet Hilfe brauchen.“

„Aber wie hast du uns gefunden?“

Erstaunt, als könne sie die Frage nach etwas so Selbstverständlichem gar nicht verstehen, antwortete sie: „Alle Hallakinen sind gute Spurenleser. Und ihr habt viele Spuren hinterlassen... Ist das die Krone?“ Mit leuchtenden Augen streckte sie die Hand nach der Talmarkenkrone aus, Idomar reichte sie ihr.

Er lachte kurz auf. „Inigo hat sie sogar schon einen Wunsch erfüllt.“

⁶⁷ Rad = multorische Maßeinheit, entspricht 200 Kilogramm.

Behutsam, als fürchte sie sie zu zerbrechen, drehte die Kriegerin die Krone in den Händen und betrachtete sie ehrfürchtig von allen Seiten. „Sie erfüllt wirklich Wünsche?“

„Nein, natürlich nicht“, meinte Inigo mürrisch, während Idomar den Kopf schüttelte. „Das war ein Zufall - ansonsten brauchten wir uns ja nur hier herauszuwünschen!“

Meliraes Augen bekamen einen träumerischen Ausdruck, der sich in ihrem blutbespritzten Gesicht seltsam ausnahm. „Als ich ein kleines Mädchen war, hat mir Großvater immer die Geschichte erzählt und ich habe den besiegten Greifen dann immer bedauert. Ich fand, es wäre besser gewesen, wenn er den Prinzen gefressen hätte, der später diese ganze zänkische und boshafte Brut hervorgebracht hat.“

Feierlich, als würde sie sich tatsächlich zur Königin krönen, setzte sie die Krone auf. „Ich wußte auch immer genau, was ich mir wünschen würde, wenn ich die Krone einmal aufsetzen könnte. Ich würde dem Greif seine Freiheit zurückwünschen - er sollte nicht länger in der Krone gefangen sein...“

Plötzlich ging ein Licht von der Krone aus, ein anfänglich sanftes Leuchten, daß sich zu einem blendenden weißblauen Strahlen verstärkte. Erschrocken setzte Melirae die Krone ab und ließ sie gleich darauf mit einem Aufschrei zu Boden fallen. „Sie ist heiß!“

Leuchtende Schleier tanzten wie Flammen über der Krone, die sich zu bewegen begann.

„Das gibt’s doch nicht!“ schnappte Idomar, während er sich ebenso wie seine beiden Gefährten an die Wand drückte, um möglichst weit von der unheimlichen Krone entfernt zu sein. Plötzlich gab die Wand hinter ihm nach; das ganze Bauwerk barst auseinander, als habe eine Explosion darin stattgefunden, obwohl Idomar noch nicht einmal einen Lufthauch gespürt hatte - dafür aber ein seltsames Prickeln auf der Haut. Nur am Rande nahm er die Schreie der Feinde wahr, von denen einige davongeschleudert oder unter Steinen begraben wurden, die ringsum niederprasselten, während das Licht so gleißend wurde, daß er die Augen schließen mußte.

Schlagartig wurde das Licht schwächer und ein animalisches Gebrüll, wie er es noch nie gehört hatte, erschütterte das Gewölbe. Das Bild, das sich ihm bot, als er die Augen wieder öffnete, erschütterte dagegen seine ganze Weltanschauung. Ein riesiger Greif erhob sich brüllend auf die Hinterpfoten, deren Krallen Funkengarben aus dem Gestein rissen, und schlug mit den Schwingen, was Orkanböen durch das Gewölbe fegen ließ. Der Sturm riß Idomar von den Füßen, er stolperte über Trümmer und fiel direkt in Meliraes Arme.

„Dort rüber!“ rief die Kriegerin. Sie lief auf eine Nische am hinteren Ende des Gewölbes zu und zog die beiden Männer mit sich. Als sie die Nische erreicht hatten und sich umsahen, sahen sie, daß die übriggebliebenen Grauen sich dem Greifen entgegenstellten. Der Greif erhob die gewaltigen Vorderpranken und schleuderte blendende Blitze auf seine Feinde; einer von ihnen wurde getroffen und zerplatzte in einer Explosion von Blut und Innereien, die anderen gingen in Deckung, von immer neuen Blitzen verfolgt, die mit ohrenbetäubendem Krachen Krater in den steinernen Boden rissen und ganze Felsblöcke zersprengten. Dann machte der Greif einen Sprung nach oben und zerschmetterte mit einem Prankenhieb das kristallene Fenster; ein Hagel von messerscharfen Kristallsplittern ging nieder, einer der Unsichtbaren wurde von einem der Stücke wie von einem Fallbeil getroffen und der Länge nach in zwei Teile gespalten. Der Greif landete wieder auf dem Boden und schlug brüllend und Blitze schleudernd auf die Felswand unter dem Fenster ein. Riesige Felsbrocken lösten sich und flogen nach draußen, Sprünge begannen sich durch das ganze Gewölbe zu ziehen, die mit jedem Schlag des Greifen immer länger wurden. Gesteinsbrocken stürzten herab und Idomar sah entsetzt, wie die Säulen des schwarzen Portals am anderen Ende des Gewölbes zerbarsten und unter der einstürzenden Höhlendecke verschwanden.

„Wir kommen hier nicht mehr raus!“ stieß er hervor.

Inzwischen hatte der Greif die ganze Felswand unter dem Kristallfenster weggerissen und damit den Weg nach draußen freigemacht; das Gewölbe begann nach und nach einzustürzen.

Die letzten beiden Unsichtbaren wurden von einem herabstürzenden Felsblock erschlagen, Ranida als letzte Überlebende der Helikot-Truppe rannte in Panik auf die geschaffene Öffnung zu und versuchte an dem Greifen vorbeizukommen. Sie hatte es beinahe geschafft, als der Greif sie mit den Vorderpranken packte und seine Krallen in ihren Körper bohrte. Aufbrüllend erhob er sich in die Luft und verließ die einstürzende Höhle, Blitze zuckten durch seine wehende Mähne.

Die Sturmböen seines Flügelschlags nahmen den drei Zurückbleibenden fast den Atem; als er wieder Luft bekam, schnappte Inigo: „Los, raus jetzt!“

So schnell es ging verließen sie den dürftigen Schutz der Nische, um durch das in der bebenden Höhle tobende Inferno auf die Öffnung zuzurennen. Über aufreißende Spalten springend und herabstürzenden Felsbrocken ausweichend erreichten die drei den Ausgang und standen kurz darauf auf einer sanft abschüssigen Wiese in einem kleinen Tal. Mit einem Donner Schlag, der den Boden unter ihren Füßen erzittern ließ, brach die Höhle, die sie eben verlassen hatten, gänzlich ein; sie mußten einigen herausrollenden steinernen Brocken ausweichen, dann war Ruhe, eine plötzliche Stille, die in den Ohren klang.

Ein Stück weit entfernt lag die verrenkte Leiche von Ranida, die der Greif herabgeworfen hatte; Knochensplitter stachen durch die zerfetzte Kleidung und ihr Blut hatte das frische Brigrün des Grases rot gefärbt.

Idomar wandte sich ab. Melirae legte ihm den Arm um die Schultern.

„Sie hat dich nur benutzt“, sagte sie.

Natürlich hatte sie recht und es war unglaublich blöd, jetzt zu heulen, aber er konnte nicht anders.

„Ich weiß“, sagte er mit belegter Stimme. „Läßt du mich für einen Moment allein...“

Wie durch einen Nebel nahm er hinter sich Inigos Lamentieren wahr, immer wieder unterbrochen von ellenlangen Nushq' qai-Flüchen: „Der ganze Schatz... alles wieder weg! Und wir verdammten Narren hätten uns alles wünschen können! Alles!“



Es war erst Ende Bri, doch die Sonne brannte von einem strahlendblauen, wolkenlosen Himmel, als sei es bereits Hochsommer. Idomar hatte die Zügel losgelassen und ließ seinen Rapfen, der den Weg ebensogut kannte wie er selbst, einfach traben. An dem vertrauten kleinen Wasserfall, der durch die Schneeschmelze erheblich angeschwollen war, stand Tarynth und schaute ihm entgegen, als habe er ihn erwartet.

„Du bist lange nicht hiergewesen, junger Freund.“

Idomar stieg vom Pferd, das den Multorier mit einem freundlichen Schnauben begrüßte.

„Ja, Tarynth - und ich werde auch nicht mehr herkommen...“

Noch bevor er weiterreden konnte, verzogen sich die schmalen Lippen des Alten zu einem Lächeln.

„Du verläßt also die Stadt.“

„Ja, und ich werde...“

Tarynth reichte ihm einen seiner zahlreichen ledernen Beutel, den er von seinem Umhang gelöst hatte. „Die Botschaft ist darin.“

„Wieso weißt du alles schon, bevor ich es dir sage?“

„Nun, weißt du - verrückte alte Männer können manchmal Gedanken lesen.“

Nachdem sie sich verabschiedet hatten und Tarynth ihm noch einmal ausführlich beschrieben hatte, wohin er die Botschaft bringen sollte, ritt er zum letzten Mal nach Elek-Mantow hinein, da der kürzeste Weg zur multorischen Poststraße durch das Westtor führte. Tarynth hatte von einer Stadt geredet, in der die Magie herrschte, und von großen Reichtümern, die für ihn als den Überbringer der Botschaft dort bereitlügen. Noch vor einem Monat hätte Idomar über so

etwas nur lachen können - aber jetzt, nachdem er selbst gesehen hatte, wie sich eine Krone in einen leibhaftigen Greifen verwandelte...

Alle Habseligkeiten, die er nicht bei sich tragen konnte, hatte er verkauft und der Witwe Abakul, so gut es ging, klargemacht, daß er auszöge. Er war froh, die seltsame Alte nicht mehr sehen zu müssen, die außer mit ihrem längst toten Mann mittlerweile auch regelmäßig mit seinem ermordeten Vater plauderte.

Die Wachen am Tor winkten ihn wie üblich hindurch und er ritt durch die Straße, in der er nun beinahe ein Jahr lang gewohnt hatte. Auf dem Marktplatz ging es ruhig zu; da kein eigentlicher Markttag war, standen nur einige wenige Händler in schattigen Ecken und boten ihre Waren feil. Er bemerkte einen ganz und gar schwarz gekleideten Mann und ritt zu ihm hinüber, denn er hatte in ihm den Messerhändler erkannt, dessen hervorragendes Wurfmesser im Nachhinein betrachtet seinen Preis sehr wohl wert gewesen war.

„Seid gegrüßt“, sagte er und stieg ab. „Euer Messer hat mir das Leben gerettet!“

„Leben gerettet?“ Der Mann machte eine enttäuschte Miene. „Dafür sind sie eigentlich nicht gedacht...“

Mit zwei neuen Messern im Gepäck ritt er schließlich am Haus der Broschakals vorüber. Sollte er noch einmal hineinschauen? Von Torador hatte er sich schon verabschiedet, aber von Melirae...

„Schön, daß du noch einmal kommst, Idomar!“ Melirae stand in der Tür, wie immer in ihrem Fellhemd, das sie an diesem warmen Tag aufregend weit offen trug. Wie sie wohl all die Blutflecken da rausgekriegt hatte?

„Ich habe über die Krone und den Schatz nachgedacht“, sagte sie, nachdem er abgestiegen war. „Ich glaube, es ist gut, so wie es ist. Es wäre nicht gut, wenn noch mehr Gold nach Elektow käme; die Oberstadt würde davon noch reicher werden und das Rattenloch noch ärmer. So ist es immer.“

Idomar war überrascht, daß eine Kriegerin wie sie sich solche Gedanken machte; offensichtlich war sie intelligenter, als ihre unbeholfene Redeweise vermuten ließ. Es schien ihm, als würde er selbst seine Freunde erst am Tag seiner Abreise wirklich kennenlernen, ein Gefühl, daß er auch bei Tarynth gehabt hatte.

„Ich komme mit bis zum Tor“, sagte Melirae. „Dir hat es hier nie gefallen; du bist einer, der Abenteuer sucht“, meinte sie fragend, während sie sich auf den Weg machten, das Pferd am Halfter führend. „Warum gehst du gerade jetzt?“

„Mir wurde plötzlich klar, daß ich mich genauso benehme wie die meisten Leute in der Stadt. Sie leben ihren grauen Alltag und beklagen sich darüber, daß sie keine Möglichkeiten haben, das zu tun, was sie eigentlich wollen. Dabei sind die Möglichkeiten immer da, wenn man sie nicht selbst beiseiteschiebt. Das hier ist eine davon.“ Er hielt den Lederbeutel mit Tarynths Botschaft hoch.

Melirae nickte. „Du verläßt diese Stadt gern, nicht wahr?“ Es klang so, als ob sie selbst das auch gern täte.

Idomar überlegte. Vor einigen Monaten hätte er mit einem klaren Ja geantwortet, aber jetzt? Da war Tarynth, da waren Melirae und Torador und auch Inigo, da war das kleine Tal und die inzwischen vertraut gewordenen Straßen... Er wußte plötzlich, er würde sie vermissen, diese ganze seltsame Stadt mit ihrer von überallher zusammengelaufenen Einwohnerschaft und ihrem eigenen Stadtgott, den niemand ernst nahm.

„Ich weiß nicht“, sagte er. „Aber ich muß endlich weg, ich kann einfach nicht länger hierbleiben!“

Sie hatten das Tor erreicht, Melirae drückte ihm zum Abschied die Hand, wobei sie ihm fast die Finger brach, und auch der Rappe bekam einen freundlichen Klaps, daß er Mühe hatte, stehenzubleiben.

Nachdem sie sich schon zum Gehen gewandt hatte, drehte sie sich noch einmal um zu einer letzten Frage:

„Was hast du dir eigentlich von der Krone gewünscht?“

Helge Lange

Eine Hochzeit unter dem Galgen

22.-32. Bri 168

„Kynnan, ich verstehe dich nicht. Imalda ist tot und begraben, und ihre Mörderin wird bei Sonnenaufgang ihrer gerechten Strafe zugeführt! Warum grübelst du noch immer über das Geschehene nach?“ Der mittelgroße, füllige Mann gestikulierte heftig und wanderte aufgeregt durch den mit Wandbehängen und Teppichen ausgestatteten Empfangsraum seines Gastgebers. Er stieß gegen einen umgefallenen Fußhocker aus nydalischer Graueiche und schüttete dabei Rotwein aus dem Kelch in seiner Rechten über das Wams. „Bei Selefras Schatten! Haben wir in diesem Jahr nicht schon genug durchgemacht?“

Sein Gegenüber schien das nicht abzulenken. Der junge Mann, starrte auf das Fenster und den dahinterliegenden Himmel, der sich am sichtbaren Horizont schon leicht zu röten begann. Nachdenklich drehte er einen silberbeschlagenen Stock in seinen Händen - die einzige Bewegung, die er sich erlaubte - wenn man von dem gelegentlichem Stirnrunzeln absah, das sich unter den weißblonden Locken seines Haares zeigte.

„Oh!“ Die Stimme des Redners klang gequält. Er schüttelte ärgerlich den Kopf und wütete weiter: „Das ist jetzt die zweite Nacht, die du dir um die Ohren schlägst. Und ich nehme dir nicht ab, daß du um Imalda trauerst. Sie war zwar hübsch und niedlich, aber keine passende Partie für einen der reichsten Männer der Stadt, einen Valdrakyne! Worüber denkst du dann nach?“

„Über den Tathergang, Ceshir“, meldete sich Kynnan unvermittelt zu Wort und richtete den Blick seiner schmalen grünen Augen auf den Freund. „Schließlich geschah der Mord in meinem Haus, und ich mag es nicht, wenn bei dem ganzen Ereignis deutlich wird, daß man mir etwas verschleiert!“

„Aber wieso? Was machst du dir Gedanken? Sie gehörte doch nur zu dem dreckigen Gauklerpack, daß du gnädigerweise in dein Haus eingeladen hattest, und mußte das gleich schamlos ausnutzen. Mit Sicherheit hat Imalda sie überrascht, als sie die Ohrringe stahl, und dieses Luder hatte nichts besseres zu tun, als deine Geliebte zu erstechen! Dann ist sie voller Panik geflohen und wäre vielleicht entkommen, hätte Brogan nicht die Blutflecken am Boden des Ganges gesehen und die richtigen Schlüsse gezogen. Nur sein beherztes Eingreifen hat uns die Mörderin fangen lassen. Bedenke das - sie hatte Blut an ihrer Bluse - und die Ohrringe...“

„Die Beweise sind erdrückend, ja“, murmelte der andere und ließ den Stock in die Armbeuge gleiten, ehe er nach seinem Weinkelch griff und daran nippte. Ein verirrter Lichtstrahl ließ die Borten an seinem schwarzen Hemd aufleuchten. „Es steht auch außer Frage, daß sie eine Diebin ist, denn das hat sie bei der Verhandlung selber zugegeben...“

„Dann ist der Schritt zur Mörderin nicht weit. Dieses Rattenpack ist doch zu allem fähig und hat keine Ehre im Leib“, murmelte Ceshir und verstummte, als Kynnan sich plötzlich ruckartig erhob. „Was hast du vor?“ fragte er irritiert, als sein Freund den Stock packte und damit gegen einen kleinen Gong schlug. Dieser hatte schon längst ein Lächeln aufgesetzt, das jeder gute Bekannte zu deuten wußte: Kynnan Valdrakyne, Edler und selbsternannter Gerechtigkeitshüter hatte sich wieder einmal in den Kopf gesetzt, dem Unrecht Einhalt zu gebieten - auch wenn das Gesetz anders entschieden hatte. Ein älterer Mann erschien in der Tür. „Was wünscht Ihr, mein Herr?“

„Laß meinen Rappen satteln, Doragin! Ich werde im Morgengrauen ausreiten“, befahl ihm Kynnan. „Vielleicht gehe ich auf die Jagd.“

„Ja, wie Ihr befehlt.“ Noch während der Diener die Tür schloß, trat Ceshir an die Seite Kynnans. „Was hast du vor?“ fragte er mißtrauisch, denn er glaubte seinem Freund kein Wort. „Du planst wieder etwas... was?“ Doch er erhielt keine Antwort.

Das Gemurmel der Menge drang nur undeutlich an Aziareyas Ohr. Sie hatte die Augen geschlossen, und übte sich darin, jede Empfindung abzutöten, während der Karren über die unebene Straße holperte, und Dreck und fauliges Obst gegen ihren Körper prallte. Die Spott- und Schmährufe mochte sie gar nicht hören - noch weniger die hämischen Gesichter der Menschen sehen, die sich auf das Schauspiel freuten. Und sie hatte Angst, bekannte Gesichter unter ihnen zu entdecken, vielleicht sogar ihre Mutter: Ailanth hatte nichts vergessen und nur wenig vergeben. Zorn wallte in Aziareya auf. Sie sah nicht ein, jetzt die Schuld zu bezahlen, die keine war - Sie hatte ihren Stiefvater schließlich in Notwehr erstochen, und aus keinem anderen Grund - obgleich sie viele gehabt hätte. Doch ihre Mutter hatte das nicht begreifen wollen, so daß sie nach einem heftigen Streit gegangen war.

Ein scharfer Schmerz durchzuckte sie, als ein Stein ihren Schädel traf. Ihr Kopf dröhnte und die Benommenheit verhinderte, daß sie sich vielleicht retten konnte, wenn sie die seltsamen Fähigkeiten einsetzen würde, die sie durch Zufall beherrschte...

Aziareya verdrängte jeden Gedanken an das, was kommen würde, und vor dem sie, trotz stiller Zuversicht auf Rettung, Angst hatte: die Soldaten brachten sie zur Richtstätte, die auf einem Hügel oberhalb des Rattenloches lag, um sie zu hängen.

Wie war sie nur in diese aussichtslose Lage geraten?

Nach den paar Monden, in denen sie mit Reyard und den anderen durch die Ostländer gezogen war, um auf den Dörfern und Adelssitzen aufzuspielen, hatte ihr Weg wieder nach Elektantow zurückgeführt. Endlich - so hatte es damals geheißen, sei der Fluch der ewigen Nacht von der Stadt gewichen, und die Bewohner hungerten nun nach Aufmunterung. Aziareya war das nur recht gewesen, konnte sie doch ihre Mutter zur Rede stellen: Vielleicht steckte diese ja mit ihrer Magie hinter dem Pech und den Schwächeanfällen, die sie in diesen Monaten öfters befallen hatten!

Cherindrasta war ihnen hold gewesen und hatte ihnen gleich einen Auftritt bei einem reichen Patrizier in seiner Villa in der Oberstadt verschafft, in einem schönen Haus mit einem großen Saal voller faszinierender Malereien und prunkvoller Einrichtung. Der Auftritt vor den Gästen war von einer größeren Pause unterbrochen gewesen, so daß sie voller Übermut beschlossen hatte, sich aus der Küche abzusetzen und das Haus zu erkunden - auch noch unter der Nase des Hauptmannes Larkur, der sie nicht erkannt hatte.

Und dann, als Aziareya in eines der Zimmer eingedrungen war, um sich in der offen herumstehenden Schmuckschatulle umzusehen und zwei wertvolle Ohrringe zu stibitzen, die ihr besonders gut gefielen, war das Verhängnis über sie gekommen: Plötzlich hatte sie ersticke Laute und ein Rascheln hinter sich gehört. Dann, als sie herumwirbelte, war ihr unvermittelt eine junge Frau in die Arme gefallen, die röchelte und Blut spuckte, weil ihr ein dreikantiger Dolch von hinten in die Lunge gedrungen war.

Aziareya erinnerte sich, wie sie die Sterbende fallengelassen hatte und panikerfüllt davongearannt war. Dann gellten schon Schreie durch das Haus. Schneller als sie denken konnte, war sie von kräftigen Händen ergriffen und mit einem Schlag auf den Kopf niedergestreckt worden, als sie sich zu heftig wehrte.

Erst im Kerker war sie wieder zu sich gekommen, in einem dreckigen, stinkenden Loch, der ihr das Ungeziefer in ihren Kleidern verschafft hatte.

Aber nicht für lange. Die Gerichtsverhandlung ließ nicht lange auf sich warten. Die Richter verurteilten sie, ohne viel Federlesens zu machen, zum Tode - da der Beweis des Blutes an ihrem Hemd erdrückend war: Nur sie konnte demnach die Geliebte des Hausherrn erstochen haben. Aber wie sie es schon offen auf der Gerichtsverhandlung gesagt hatte - sie glaubte nicht, daß man sie auch bei schlüssigeren Beweisen für ihre Unschuld freigesprochen hätte. Wer hätte ihr denn geglaubt, daß sie nicht alleine gewesen war? Die Mär von dem Schatten, den sie gesehen haben wollte war alt - wenn sie in diesem Fall auch stimmte, soweit sie sich dunkel erinnerte.

Nein, die hohen Herren, und vermutlich auch der Patrizier wollten einen Schuldigen - und weil sie den Schmuck aus den persönlichen Räumen des Mannes gestohlen hatte, war sie schuldig. Nicht nur des Diebstahls - auch der Ermordung einer jungen Frau. So einfach war das.

Sie kauerte sich hin. Sollten die schadenfrohe Bande doch denken, was sie wollte: daß ihr vor Angst die Knie schwach geworden waren, daß sie vor Verzweiflung weinte - zu kauern oder zu sitzen war bequemer als zu stehen, auch wenn sie dabei die Arme verdrehen mußte.

Sie suchte sich eine angenehmere Haltung, als sie immer wieder mit dem Rücken gegen eine Strebe stieß und öffnete die Augen, starrte hinauf zum Himmel. „Ein schönes Ende“, sagte sie holprig zu sich selber in Cherandri⁶⁸ und bemühte sich zu lächeln. „Wenn auch passend, wenn man die Tatsachen genau betrachtet. Vielleicht freut sich Mutter darüber, daß ich so sterbe“, fügte sie bitter hinzu.

Aber seit dem letzten Jahr, war nichts mehr so gewesen wie früher. Nach dem hastigen Abschied von ihrer Mutter machte sie immer öfter Fehler, und die Fröhlichkeit kehrte nach Rückschlägen nicht mehr so schnell zurück. Es war, als hätte sie Ailanth auf irgendeine Weise nach ihrem Streit verflucht und den Worten unwissentlich magische Kraft gegeben. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ein blasses, kaltes und zorniges Gesicht: „Ich kann dir nicht verzeihen, Aziareya - glaubst du, mit deiner Geste, mein Leben zu retten ist alles vergessen? Du hast mein Leben zerstört! So soll deines auch enden!“

Mit einem heftigen Ruck hielt der Karren an und Aziareya drehte hastig den Kopf. Das Galgengerüst erhob sich wie ein dunkler Schatten vor ihr. Eine Leiter lehnte schon an dem dunklen Holz, und ein verummter Henker war damit beschäftigt, die Schlinge am Querbalken festzuknüpfen. Sie spürte wie ihr Hals trocken wurde und seufzte leise. 'Ich darf keine Angst zeigen! Es ist bald vorbei... oder es geschieht noch ein Wunder!' tröstete sie sich.

Zwei Soldaten sprangen auf den Karren, stellten sich vor sie und zogen Aziareya unsanft hoch. Sie verzog das Gesicht, als die Männer ihr dabei die Arme verdrehten, die durch die Fesselung der Hände auf den Rücken ohnehin schon schmerzten und abgestorben zu sein schienen.

„Komm, mein schmutziges Liebchen!“ spottete einer hämisch. „Sträub dich nicht, dann geht es schneller vorbei! Auch wenn es schade um dich hübsches Ding ist“, flüsterte er ihr ins Ohr. „Ich hätte da schon was Nettes gewußt!“

Sie verdrehte den Kopf und lächelte ihn verführerisch an. „Das denke ich auch!“ meinte sie mit einem sehnsuchtsvollen Lächeln und ließ sich dann auf den Boden heben. Der Soldat ließ sich ein bißchen mehr Zeit dabei.

Kurz sah sich Aziareya um. Die Menschenmenge, die dem Karren offensichtlich gefolgt war, murmelte und brummte erwartungsvoll. Aus einigen Wortfetzen konnte sie deuten, daß ein paar schon Wetten darüber abschlossen, wie lange sie am Strick zappeln würde, oder ob sie sich die Gewänder näßte. Die junge Frau musterte die Gesichter der Umstehenden genauer und las in ihnen wie in einem offenen Buch: Schadenfreude, Spott und die Gier nach einem Schauspiel, das das Blut vor Erregung heftiger pochen ließ.

„Nun steh' nicht rum und gaffe!“ Einer der Soldaten stieß sie grob vorwärts. Aziareya taumelte einige Schritte und blieb dann neben der Leiter stehen. Ein Mann in dunkler Robe, vielleicht ein Priester, trat auf sie zu. „Willst du deine Sünden bereuen?“ fragte er sie ernst. Aziareya nickte. Das konnte doch nicht schaden, auch wenn es hier und jetzt nichts bedeutete. „Willst du Vergebung empfangen für deine Taten und mit einem reinen Gewissen in das Reich der Toten eintreten?“

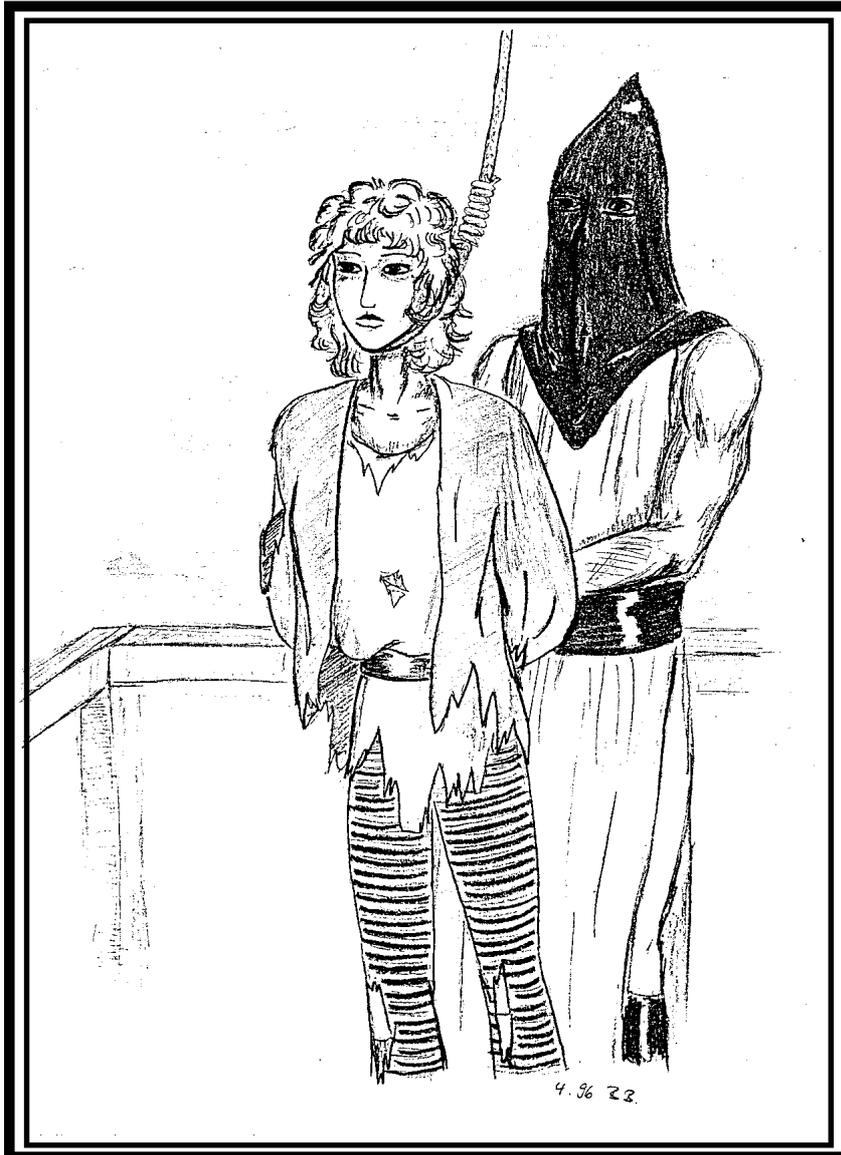
⁶⁸ Cherandri = Die Sprache der Cherandrin.

„Ich bin mir nur einer Schuld bewußt, der des Diebstahles!“ sagte sie gelassen. „Aber gebt mir euren Segen, wenn es EUCH beruhigt!“

Der Mann verzog für einen kurzen Augenblick das Gesicht, tadelte sie aber nicht für ihre Worte. „So sei es denn!“ Kurz machte er ein Zeichen vor ihrem Gesicht und trat dann zurück in die Menge. Es wurde still. Die Stimmen erstarben zu einem dumpfen Gemurmel.

Aziareya zuckte zusammen, als einer der Soldaten seinen Griff um ihren Arm verstärkte und ein Reiter in ihr Blickfeld kam. Hauptmann Larkur verlas selber die Anklageschrift, doch sie nahm die einzelnen Worte nicht wahr, weil sie für einem Moment eine widerspenstige Strähne beobachtete, die sich aus seinem streng geflochtenen hellen Haar gelöst hatte.

Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihrem Magen breit.



Angst? Ja! Sie atmete schneller um sich zu beruhigen, aber ihre Lippen zitterten. Auch wenn sie Furcht fühlte, so wollte sie die doch nicht zugeben. Nicht vor dem geifernden Rattenpack!

Der Hauptmann wandte sich ihr zu.

„Azaria, oder auch 'Das Fuchslein' genannt - mögen die Götter deiner Seele gnädig sein!“ sagte er und gab den Soldaten ein Zeichen, ihr auf die Leiter zu helfen.

Nur einen Atemzug später packte der Henker grob in ihre Haare, um sie in die richtige Stellung zu bringen, dann legte er ihr die Schlinge um den Hals.

Sie schluckte als der rauhe Hanf ihre Haut scheuerte, ihre Hände in den Fesseln ballten sich zu Fäusten. Noch einmal wollte sie aufbegehren, aber das hätte nur lächerlich gewirkt! Ihr Stolz verbot es, irgendeine

Regung zu zeigen, obgleich ihr sterbenselend war. Verzweifelt suchte sie in der Menge nach einem bekannten Gesicht - aber da waren nur viele Fremde.

Gerade als einer der Soldaten ihre Fußknöchel zusammenbinden wollte, wurde es jedoch in der Menge unruhig. Ärgerliche Stimmen wurden laut. Jemand schien sich in aller Hast einen Weg durch die Menschen zu bahnen.

Sie staunte nicht schlecht, als ein junger Mann, verfolgt von zwei anderen gut gekleideten Personen, im Galopp auf den freien Platz bei der Richtstätte ritt und dabei rief: „**Halt! Haltet ein!**“

Der Soldat zog die Hände zurück. Aziareya blickte verwirrt auf den fremden Ankömmling und erinnerte sich dunkel an den schwarz gekleideten und schweigsamen Beisitzer, der sie in der Gerichtsverhandlung so aufmerksam beobachtet hatte, nachdem er deren Verlauf durch sein zu spätes Kommen gestört hatte. Diesen Kerl, der sie mit seinen Blicken durchbohrt und geprüft hatte, als sei sie ein wertvoller Gegenstand. Aber das Wort ergriffen hatte dieser Kerl, dieser verstaubte Advokat nicht. Bei allen düsteren Schwüren Selefras - was hatte er denn jetzt vor? War er aus seiner Trägheit erwacht? Und er trug wieder diesen lächerlichen, breitkrepfigen Hut mit der roten Feder, der seinen Kopf so verformt wirken ließ.

Die beiden anderen, seine Verfolger, versuchten ihm in die Zügel zu greifen und redeten heftig auf ihn ein, doch der Mann schien sich nicht beirren lassen zu wollen. Sie verstand etwas von „verrückt“ und „er ist nicht ganz bei Sinnen“, aber schließlich verschaffte der Mann sich Gehör und deutete auch noch auf sie.

„Holt die Frau dort herunter!“

„Auf wessen Befehl?“ Der Hauptmann schien ärgerlich über die Störung zu sein, die die Vollstreckung des Urteils verhinderte - und den anderen zustimmen zu wollen.

„Auf meinen, Hauptmann Larkur!“ erwiderte der Mann lächelnd und schob seinen Hut ein wenig in den Nacken. „Selbst in den Gesetzen dieser Stadt ist es Recht und Sitte, daß ein Verurteilter vor dem Tode gerettet werden kann, wenn sich eine Person für ihn verbürgt, indem er ihn heiratet! Nun, ich werde diese Frau da zu meinem Weibe nehmen!“

Völlig verblüfft schwieg die Menge. Selbst Aziareya riß erstaunt die Augen und den Mund auf, denn mit einer solchen Wendung des Schicksals hatte sie schon gar nicht gerechnet.

Cherindrasta! Der kleine Advokat war toll! Er mußte von einem Schlangenskorpion gebissen worden sein! Und was sollte sie mit ihm? Eine brave Bürgersfrau werden, die in ihren vier Wänden hockte und seine Winkelzüge guthieß, weil sie von seiner Gnade abhängig war? Demütig und dankbar sein? Nein, dann wollte sie doch lieber sterben!

„Wer bist du überhaupt?“ rief sie mit neugewonnener Kraft von der Leiter hinunter, den Strick noch immer um den Hals und lachte dann hell auf. „Ein kleiner Winkeladvokat, der sich in mich verguckt hat? Hör mal, wenn du meinst, daß ich dir brav deine Socken stopfe...“

Der Henker schlug ihr auf die Schulter. „Sei still, Mädchen. Weißt du überhaupt, mit wem du da redest? Wen du vor dir hast? Du solltest wissen, daß er...“

Der junge Mann ritt unter den Galgen und nahm den Hut ab. Er brauchte nur ein wenig den Kopf zu heben. Langes helles Haar fiel in Locken über die Schultern und umrahmte das scharf geschnittene Gesicht mit den wachen grünen Augen, als er sie musterte. Aziareya zuckte zusammen. Der Kerl war nicht nur ein einfacher Advokat - Cherindrasta - sie erkannte den Patrizier, der sie in sein Haus eingeladen hatte, wieder. Ein unangenehmes Kribbeln fuhr durch ihren Körper und brannte sich in ihrem Nacken fest. Dieser hinterhältige Kerl: Was er ihr da machte, war ein verlockendes Angebot, doch um welchen Preis? War das seine Art von Rache?

„Wie sprichst du mit der Tyris⁶⁹ Valdrakyne... vorausgesetzt, sie wählt mich anstelle des Seilers Sohn?“ meinte der Blonde nun.

Mit einem herausfordernden Lächeln blickte er zu ihr hoch und neigte dann den Kopf, als erwarte er umgehend eine Antwort. Aziareya schluckte und starrte ihn empört an. „Habe ich denn eine andere Wahl?“ murmelte sie, um dann lauter zu sprechen. „Werden denn deine Fesseln aus Gold sein, ehrenwerter Herr? Aus welcher Laune willst du mich haben? Um Rache an mir zu nehmen? Aber ich muß eines gestehen: Du bist hübscher als des Seilers Sohn!“ griff sie gewandt seine letzten Worte auf.

⁶⁹ Tyris (Nydallisch) = Herrin

„Dann nehmt ihr die Schlinge und die Fesseln ab und holt Richter Jergan!“ knurrte der Hauptmann mit finsterem Blick. „Aber bewacht das Weibsstück gut, damit es sich nicht davonmacht!“

Die Menge johlte. Keiner hatte mit dieser Wendung gerechnet, und daher herrschte jetzt große Aufregung unter den Umstehenden. Aziareya seufzte erleichtert und ließ geschehen, daß der Henker sie wieder freigab und die Schlinge um ihren Hals löste, ehe der Soldat ihr hinunterhalf und die Handfesseln durchschnitt. Dabei grinste er breit. „Sieh einmal an, du scheinst bei dem hohen Herrn Eindruck geschunden zu haben!“

Sie schnaubte nur und rieb sich die Handgelenke, während sie auf den Reiter blickte, der nun in eine heftige, aber leise geführte Unterhaltung mit seinem Begleitern verstrickt war.

Unwillkürlich machte sie einige Schritte nach vorne, um ein paar Worte mehr verstehen zu können. Erst der schmerzhafteste Griff des Soldaten schreckte sie wieder auf. „He! Du machst dich nicht davon, kleines Luder! Entweder heiratest oder hängst du!“ brummte ihr Bewacher. Aziareya seufzte und ließ ihren Blick schweifen. Auch andere Wachen - vor allem Larkur - beobachteten jede ihrer Bewegungen, während sich die Menge zu kleinen Gruppen zusammengetan hatte und erregt diskutierte, wie sie an den Gesten erkennen konnte.

„Heiraten! Oh Cherindrasta, wie konntest du mir das nur antun!“ murmelte sie in Cherandri. „Liebste Mutter, wenn du mich jetzt nur sehen könntest. Ich werde auf ewig in dieser Stadt festhängen, wenn mir nichts einfällt. Und das wollte ich eigentlich vermeiden - für uns beide ist doch kein Platz an diesem Ort...“

Der Soldat stieß sie an. „Hör auf in deinem kieksigen Wirrwar zu reden, klar?“

Sie grinste ihn in einem plötzlichen Anfall von Übermut an. „Woher weißt du, daß ich dich nicht verfluche, mein guter Mann? Außerdem ist das eine viel ältere Sprache als die deine. wie wagst du überhaupt mit der Herrin Valdrakyne zu...“

„Noch bist du es nicht!“ unterbrach er sie respektlos.

Im nächsten Moment trat sie dem Soldaten gegen das Schienbein. „Aua! Du...“ Mit einem Stöhnen ließ er sie los. Aziareya sah, wie einige der Wachen langsam auf sie zukamen. Sie streckte die Arme aus und lächelte entschuldigend, als sie neben das Pferd ihres baldigen Gefährten trat und den Männern lauschte, deutlich darauf achtend, daß sich die Wachen nicht genötigt fühlten, sie zu ergreifen. Begeistert lauschte Aziareya der heftigen und gefühlvollen Unterhaltung.

„Kynnan, komm zur Vernunft, oder wir überlegen uns, ob wir dich nicht in die Lyzeum bringen! Du kannst doch nicht allen Ernstes dieses Weibsstück heiraten wollen! Sie hat deine Geliebte ermordet, und du kannst das nächste Opfer dieser Dirne sein!“

„Ceshir hat recht! Was weißt du von der da, außer, daß sie zum Gesindel gehört. Du bringst Schande über deinen Namen!“

„Ihr solltet mich...“ versuchte der Blonde sich zu verteidigen, aber die anderen redeten ihn nieder.

„Bedenke doch, du hast gegenüber deiner Familie eine gewisse Verantwortung. Dein Vater würde diese Wahnsinnstat nicht billigen, würde er noch leben. Du bist von Adel, und du bist verpflichtet, eine Dame deines Standes zu ehelichen, und nicht...“

„... so eine kleine, dreckige Gassenkatze, die Blut und Unrat an den Händen kleben hat, und von der man nicht weiß, woher sie kommt und was an ihr überhaupt echt ist!“ fand Aziareya ihr Stichwort und mischte sich keck ein.

„Richtig...!“ stimmte ihr einer der Begleiter zu, doch dann klappte er empört den Mund zu, als er bemerkte, wer sich eingeschlichen hatte und zu Wort gemeldet hatte, nur der hellhaarige Patrizier musterte sie eindringlich, dann warf er den Kopf zurück und lachte lauthals los.

Der Unterrichter, ein alter grämlicher Mann, ließ nicht mehr lange auf sich warten. Man schien ihn aus dem Bett gerissen zu haben, denn er war ziemlich schlechter Laune, wie sein

Gesichtsausdruck und sein Verhalten gegenüber seinem bleichgesichtigen und pickligen jungen Gehilfen bewies, einem eingeschüchterten Jungen.

Aziareya beobachtete, wie es den jungen Patrizier einige Überredung kostete, das Schriftstück aufzusetzen und beide öffentlich zu vermählen. Als sie an die Reihe kam, hielt ihr der Richter das Blatt eher angeekelt hin. Ungeschickt versuchte der Gehilfe ihr die Feder zwischen die Finger zu stecken und zu erklären, wie sie ihr Zeichen machen solle: „Du mußt die Feder so halten und...“

Aziareya grinste und pflückte ihm den Gänsekiel aus den Fingern. „Kleiner!“ sagte sie sanft, während der Patrizier die Augenbrauen hochzog und der Richter verduzt schaute. „Das habe ich schon getan, als du noch in den Windeln lagst!“ Mit einer anmutigen Geste setzte sie die Feder an und unterschrieb mit ihrem - nach dem ersten Buchstaben zögerte sie - Künstlernamen, unter dem sie die Leute hier auch kannten: Azaria, das Fuchslein. Als die Feder so über das Papier kratzte, dachte sie an die ungeliebten Schreibstunden bei ihrer Mutter. Sie erinnerte sich noch immer gut daran, obgleich sie in den letzten Jahren kaum dazu gekommen war, irgendetwas aufzuschreiben. „So, das war's!“ Sie gab dem Gehilfen die Feder zurück und lugte über die Schulter, als sie ein Knirschen hinter sich hörte. Der Henker hatte die Leiter und Seile auf den Karren verladen und war auf den Kutschbock gestiegen. Jetzt trieb er die alten Mähren mit einem Zungenschmalzen an.

Jemand berührte sie an der Schulter. „Komm, ich bringe dich nach Hause. Du kannst hinter mir auf dem Pferd reiten“, bot ihr der Patrizier, nein - ihr Gemahl an. Aziareya nickte und wartete, bis er aufgestiegen war, ehe sie sich hinter ihm auf den Rücken des Pferdes schwang und an ihm festhielt. Die Schaulustigen verstreuten sich langsam. Sie hatten ihr Schauspiel bekommen. Immer noch wurde sie begutachtet, und die Leute tuschelten. Das amüsierte Aziareya. Aber die mürrischen Mienen der Begleiter, die an der Seite Kynnan Valdrakynes ritten, verdarben jede Laune. Inzwischen hatte sie erfahren, wer die beiden waren - Ceshir Astires und dessen Bruder Demir, gute Freunde und Handelspartner des Patriziers, die auf einem Landgut nahe Elek-Mantow wohnten. Sie hatten versucht, den Valdrakyne von dem abzuhalten, was sie für einen Fehler hielten, denn vermutlich hatte er damit nicht nur einer kleinen unbedeutenden Straßendirne (das war sie in deren Augen mit Sicherheit) das Leben gerettet, sondern auch die Verachtung der Oberschicht Elek-Mantows auf sich gezogen.

Entweder war er wirklich verrückt oder er konnte es sich leisten, einen solchen Skandal zu verursachen. Sie wurde nicht ganz schlau aus dem blonden Mann vor ihr. Sie verdankte ihm vielleicht ihr Leben, aber sie behielt sich vor, ihn zu verlassen, wenn sie es in Elek-Mantow nicht mehr aushielt, oder er seine Rache auf andere Art und Weise als die Übliche an ihm ausleben würde, da hielt sie eine so kleine unbedeutende Formalität wie der Heiratskontrakt nicht auf. Er sollte nicht glauben, mit ihrem Leben auch ihre Dankbarkeit erkaufte zu haben. Jedenfalls drehte er sich im Sattel und musterte sie fragend, als sie plötzlich, ohne jeden Grund, zu kichern begann.

Sie hatten sich in die Gemächer des Hausherrn zurückgezogen, nachdem sie die Villa in der Oberstadt erreichten. Diesmal durfte Aziareya durch das Hauptportal eintreten, und hatte sich in der Eingangshalle umgesehen, während der weißhaarige Patrizier seiner Dienerschaft Befehle gegeben hatte. Erst danach hatte er sie „nach oben“ gebeten - ohne sie am Arm zu packen und mit sich zu zerren - in diese Gemächer. Ohne sich um Kynnan zu kümmern, blickte sie sich in dem Salon um, wanderte schnurstracks auf eines der Fenster zu, beugte sich hinaus und lächelte, als sie die herumtollenden Hunde und die Wächter sah.

'Eine interessante Art, sich zu schützen. Außerdem liebe ich es, meine Rolle weiterzuspielen.' Aziareya grinste verstohlen. Seufzend drehte sie sich um und setzte sich dann auf einen bequemen Stuhl.

„Ohne meine Gnade wärest du jetzt tot, Azaria, oder wie auch immer du wirklich heißen magst!“ sagte er.

Sie blickte den weißhaarigen Mann ruhig an. „Das ist schon richtig. Andererseits würde ich gerne wissen, warum du mich gerettet hast? Aus Verliebtheit doch sicher nicht?“

„Das ist durchaus richtig. Obwohl du“, er überkreuzte die Arme vor der Brust und musterte sie von oben bis unten, ehe er weitersprach, „durchaus etwas an dir hast, was einen Mann verrückt macht - obgleich du dreckig bist und von Ratten angenagt scheinst. Warum ich dich geheiratet habe? Weil ich glaube, daß du zwar eine Diebin, aber an dem Mord unschuldig bist, und ich dich auf andere Art und Weise nicht mehr retten konnte. Nenne es ritterliches Ehrempfinden, wenn dir nichts besseres einfällt - aber mein Verstand sagt mir folgendes: Du bist keine einfache Gauklerin. Ich habe dich während des Festes beobachtet. Du hast die Malereien nicht nur bewundert, sondern auch die Inschriften gelesen, du hast meine Gäste beobachtet... oder sollte ich sagen: eingeschätzt. Deine Körperbeherrschung ist ungewöhnlich gut und du hast Ohrringe an dich genommen, deren Fehlen Imalda sicherlich erst nach Tagen aufgefallen wäre. Sie haßte die Goldmuscheln...“ Er schüttelte den Kopf. „Ich habe Informationen durch Freunde über dich sammeln lassen. Nun, *eine so kluge Frau* begeht keinen *so dummen* Mord!“ Aziareya schnappte erstaunt nach Luft. Kynnan trat neben den Stuhl und blickte auf sie herab. Seine grünen Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern. „Es wurde viel zu früh und zu schnell Alarm geschlagen!“ fügte er dann hinzu. „Brogan ist leider am folgenden Morgen abgereist, um seine Kontore in Donji Kalamat zu überprüfen.“

„Oh, das klingt aber sehr nach schlechtem Gewissen!“ warf Aziareya ein. „So, als sei er der Schuldige!“

„Vielleicht ist er es. Es war zu spät ihn aufzuhalten, als ich mir alles zusammenrechnen konnte, also bliebst nur noch du. Ärger in meinen Erzminen verhinderte, daß ich früher mit dir sprechen konnte. Und die Verhandlung konnte ich nicht verhindern, weil Imaldas Vater dich angeklagt hatte, und er hat einen mächtigen Freund in einem der Triumvirn, der verhinderte, daß ich eingreifen konnte. So gab es nur noch diesen Weg, dich zu retten.“

„Der aber ist ziemlich ungewöhnlich. Nicht, daß ich nicht darüber glücklich bin“, sagte Aziareya ehrlich, „weiterleben zu können. Wenn ich das so höre, klingt es ganz danach, als sollte ich als Sündenbock für eine viel größere Verschwörung dienen, die statt dir, deine Geliebten das Leben kostete.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Eine Diebin und Straßenschlampe hat keine Verbündeten, wie passend!“

„Ja, das dachten sie wohl!“ Kynnan beugte sich zu ihr vor. „Aber sie haben sich gehörig getäuscht. Ich schlage dir einen Handel vor: Wir finden gemeinsam heraus, was an jenem Abend eigentlich vorging. Zuerst erzählst du mir genau, was du an jenem Abend gesehen und gehört hast. Dann sehen wir weiter. Wenn sich die Unruhe etwas gelegt, und man den Skandal langsam vergessen hat, denke ich, können wir den Ehekontrakt wieder auflösen - so in zwei oder drei Jahren denke ich.“

Aziareya wollte zu einer erbosten Erwiderung ansetzen: Zwei oder drei Jahre, eine viel zu lange Zeit. Doch dann meldete sich ihr Verstand: Er hatte doch recht, und verlieren konnte sie dabei nichts - außer Zeit.

„Das halte ich für eine gute Lösung“, überlegte Aziareya laut. „Doch eines stelle ich klar. In dieser Zeit werde ich auch alle Rechte einer Ehefrau genießen dürfen...“, ergänzte sie listig, doch Kynnan setzte mit einem geheimnisvollen Lächeln noch eines drauf: „... und Pflichten! Ich habe gehört, daß du kein Kind von Traurigkeit bist, also dürfte das kein all zu großes Opfer sein.“

Aziareya beugte sich vor und kam seinem Gesicht mit dem ihren ganz nahe. „Das waren Männer, die ich mir selber zum Liebesspiel aussuchte.“

Kynnan richtete sich wieder auf. „Vielleicht ziehst du mich ja in Betracht.“ Er blickte aus dem Fenster. „Doch ich denke, du wirst dich erst einmal erholen und baden wollen“, meinte er

dann und rümpfte die Nase. „Du hast das auch nötig. Die Mägde müssen langsam mit den Vorbereitungen fertig sein.“

Aziareya erhob sich aus dem Stuhl und zupfte mit den Fingerspitzen an ihren Lumpen. Angeekelt ließ sie den klammen, stinkenden Stoff wieder los und grinste dann.

„Ich sehe, du denkst ähnlich!“ meinte Kynnan.

Aziareya rekelte sich im angenehm warmen Wasser des Zubers, während eine ältere Frau ihre Haare zum zweiten Mal mit einer Paste einrieb und auskämmte. Wann hatte sie sich zuletzt so verwöhnen lassen? Das mußte viele Jahre her sein, und damals...

Sie wurde unsanft aus ihren Gedanken gerissen, als warmes Wasser über ihr Gesicht lief. Prustend schoß sie hoch und drehte sich der Matrone zu. „Ich hab' doch nur deine Haare ausgespült, Herrin“, meinte diese frech. „Der Herr mag keine Mädchen mit Läusen in den Haaren, aber die sind jetzt weg. Du bist ganz ansehnlich, nach dem Bad, wenn auch'n bißchen mager. Imalda war draller.“

Aziareya verzog das Gesicht. „Danke!“ meinte sie trocken. „Wenn du mir jetzt noch ein bißchen den Nacken massierst, während du mir erzählst, wie es hier so ist, dann wäre ich noch zufriedener mit dir.“

Die Dienerin wusch sich die Hände. „Wie's der Herrin gefällt!“ meinte sie gleichmütig. „Ich versteh' zwar auch nicht, warum der Herr dich genommen hat, aber ich verdien' hier gut, und dann soll's mir eben recht sein.“

„Das ist klug gedacht“, stimmte Aziareya zu. „Wenn man den Mund zu laut aufreißt, dann gibt's nur Ärger. Ah ja, und wie heißt du eigentlich?“

„Seril, Herrin!“ Die Dienerin legte ihre Hände an Aziareyas Hals und begann von dort aus über die Schultern zu streichen. „Ich arbeite schon, seit ich klein war hier. Hab's besser als meine Geschwister getroffen. Zwei von denen hausen noch im Rattenloch und ich besuch' sie manchmal. Aber ich acht' drauf, daß sie mich nicht ausnutzen. Das mag der Herr nicht. Die Valdrakyn's sind 'ne alte Familie. Adel aus den Ostländern glaube ich, Hale oder Nydall. Na ja, der Großvater des jungen Herrn kam vor fünfundsiebzig Jahren als junger Mann nach Elek-Mantow und hat ein paar Erzminen erworben. Hat sich als schlauer Fuchs rausgestellt - und der alte Herr, sein Sohn war noch gerissener. Derymian Valdrakyn' war ein Name, den man fürchtete. Ja, eisenhart war der und den Wohlstand hat er herangeschafft, mehr als vierzig Jahre lang. Seine Frau, die Herrin war viel jünger als er, schön und zart - ich hab' sie noch kennengelernt. Sie hat dem alten Herrn drei Kinder geboren, ehe sie durch ein Fieber starb, den jungen Herrn, Kynnan, und seine beiden Schwestern. Die hat er aber in die Prinz-Schukan-Schule geschickt, damit sie Benimm' lernen und 'ne gute Partie machen. Der junge Herr ist ganz anders als der alte Eisenfresser, fein und höflich, nicht so rauh. Na ja, vielleicht kommt das daher, daß sein Bein verkrümmt ist, und er nicht so wie die anderen Jungen werden konnte. Er steckt seine Nase lieber in Bücher und ist'n Gelehrter. Weiß viel und erklärt gern. Selbst uns. Na ja, wenn ihn der Herr nicht zu Fechtunterricht getrieben hätte, könnt er heute nicht mal ein bißchen kämpfen. Aber den Dickkopf von seinem Herrn Vater hat er geerbt. Gestritten haben die sich oft. Na ja, nur arbeiten tut er nicht, überläßt alles den Verwaltern und macht das, was er will. Mir soll's recht sein, denn der junge Herr ist gütig, wenn auch 'n bißchen seltsam im Kopf. Ich rat dir - stell dich gut mit ihm, Kleines. Wenn er dich schon genommen hat, dann sei ihm dankbar.“

Aziareya seufzte. Die Dienerin gab ihr Ratschläge, und was für welche! „Wie war eigentlich die Frau, die... ich glaube, sie hieß Imalda.“

„Das war'n Püppchen. Verwöhnt und hoffärtig. Uns hat sie nur rumgescheucht. Sah sich schon als Herrin des Hauses, aber der junge Herr hätt' sie nicht für eine Eisensonne zur Frau genommen.“

„Warum nicht?“

„Weil er 'ne kluge Frau braucht!“ Die Dienerin schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, aber du solltest jetzt besser aus dem Bad kommen, sonst verschrumpelt deine Haut!“



Kynnan Valdrakyne drehte den Pokal mit dem verdünnten Wein in den Händen. Inzwischen würde die ganze Stadt wohl von seiner Tat wissen. Er schmunzelte, als er sich vorstellte, wie die Nachricht von den Dienern und Boten weitergetragen in die Salons der Patrizier wanderte. Das würde sicherlich das Gesprächsthema der nächsten Tage sein. Wie lange würde es wohl dauern, bis man ihn „vorsichtig auf diese Sache“ ansprach? Mehr würde nicht wohl passieren, denn der Name Valdrakyne besaß in Elek-Mantow und den umliegenden Ländereien zuviel Macht. Sie würden sich hinter seinem Rücken das Maul zerreißen - nein, nicht alle. Auf ein paar mußte er ein waches Auge haben - wie etwa Imaldas Vater, für den die Heirat wie ein Schlag ins Gesicht gewesen sein

mußte. Vielleicht zeigten jetzt seine „wahren“ Freunde ihr Gesicht.

Schlagartig wurde er wieder ernst und stellte das Gefäß beiseite. Er hätte es sich auch einfacher machen können. Ein paar Goldsonnen, in die richtigen Hände gelegt, hätten die Hinrichtung verzögert und ihm Zugang zum Kerker verschafft. Aber ob ihm die Frau dort geantwortet hätte, war zweifelhaft. Sie hätte mit ihm gefeilscht, um ihre Freiheit verhandelt und die kostbare Zeit vergeudet...

Durch seine goldhungrigen „Augen“ und „Ohren“ im Rattenloch wußte er mittlerweile, daß die junge Frau - Azaria, „Füchlein“ oder Aziareya, schon in den letzten Jahren in Elek-Mantow gewesen war, ihren Unterhalt als Diebin und Betrügerin (wie so viele im Rattenloch) verdient hatte. Nichts ungewöhnliches also. Interessanter waren da schon die Berichte über ihren Sprung in den Spalt, den sie wie durch ein Wunder überlebt hatte, und ihre Verbindung zu der Mechanica Ailanth K'irianh Ly'e. Einer der Gaukler hatte ihm erzählt, Aziareya entstamme einem künstlerisch veranlagten Volk, daß sich Cherandrin nannte, und sei nicht mehr so jung wie sie aussähe. Ihre Geistesbildung hatte er selber beobachten können: Sie sprach mindestens vier Zungen und beherrschte zwei Schriftenalphabete. So hatte sie offensichtlich auch die Inschriften unter den Wandmalereien entziffern können. Und das konnten nur die Gebildetsten in dieser Stadt.

Er griff nach seinem Stock, in dem sich ein Degen verbarg und drehte ihn mit den Fingern, während er weiter überlegte. Sie war klug, listenreich - wie geschaffen dafür, selbst ihn zu

betrügen! Warum war er sich dann so sicher, daß die junge Frau nichts mit dem Mord zu tun hatte? Es konnte alles nur ein geschickt eingefädelttes Spiel seiner Feinde sein, den Neidern und Intriganten, die vordergründig lächelten und mit ihm Geschäfte machten. Sein Vater hatte sich durch seine skrupellose Geschäftspolitik genügend Feinde geschaffen, die immer wieder versucht hatten, ihm und seiner Familie zu schaden. Kynnans Behinderung rührte auch von einem solchen Attentat her. Warum nicht auch jetzt?

Kynnan schüttelte den Kopf. Er hatte die Frau lange und ausgiebig genug beobachtet. Azaria - Aziareya - war kein Mensch, der sich als Werkzeug benutzen und unter den Galgen treiben ließ. Ihre Aussagen vor Gericht waren ehrlich gewesen, ebenso wie ihre Aussagen ihm gegenüber.

„Ich bin wieder da!“ erklang da eine Stimme von der Tür her. Kynnan drehte sich, holte tief Luft und kniff die Augen zusammen. Er mußte zweimal hinsehen, um die junge Frau wiederzuerkennen, die er geheiratet hatte. Aus der schmutzigen Gauklerin mit dem verfilzten roten Haar war eine hübsche junge Dame geworden, deren lockiges rotes Haar von goldenen Strähnen durchzogen waren, die in der Sonne glitzerten. Das fließende Gewand schmeichelte ihrer schlanken Gestalt und der milchfarbenen Haut. Sie schritt mit Anmut aus, als sie vor ihn trat, und doch war da auch wieder die Sinnlichkeit zu erkennen, die ihm an ihr aufgefallen war. Ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie die Linke in die Hüfte stützte. „Meine Dame, ihr seht bezaubernd aus“, schmeichelte Kynnan ihr, als sie sich neben ihn setzte.

„So fühle ich mich auch“, schnurrte sie und griff nach dem noch vollen Weinkelch. Sie nippte an der roten Flüssigkeit, ehe sie weitersprach. „Und was kommt jetzt?“ fragte sie lauernd, als er sie schweigend betrachtete. „Wollen wir die Mordnacht erörtern?“

Kynnan stellte den Stock beiseite. Er fühlte, wie kribbelnde Spannung seinen Körper ergriff. Die junge Frau neben ihm, das fiel ihm jetzt überdeutlich auf, strömte einen betörenden Geruch aus - ohne einen Duftstoff aufgelegt zu haben.

„Die Mordnacht?“ murmelte er und legte eine Hand unter ihr Kinn. Sie sah zu ihm hin. „Wir wollen doch nichts überstürzen. Erst sollst du dich erholen. Möchtest du etwas essen?“

Die mit silbrigen Schimmer überlegten Augen der jungen Frau blitzten. Sie schluckte. „Ich habe während des Bades ein paar Bissen zu mir genommen“, meinte sie dann. „Das reicht.“

Kynnan ließ seine Hand über den Hals in die Beuge gleiten. „Dann holen wir das heute Abend bei einem kleinen Bankett nach, das ich für ein paar Bekannte gebe“, meinte er ruhig, während seine Finger über die weiche, blasse Haut glitten. Wenn Aziareya ihn nicht wollte, dann würde sie sicher zu verhindern wissen, daß er die Schulterbänder ihres Kleides löste. Schließlich hatte er sich nicht nur in den Wahnsinn einer solchen Ehe gestürzt, um einen Mord aufzuklären, der ihn betroffen hatte, sondern wollte auch ein bißchen Spaß haben.

Die Frau hob eine Hand. „Du bist hübscher als des Seilers Sohn, das habe ich dir schon einmal gesagt“, murmelte sie und zupfte an einem der Bänder, so daß sich der Knoten löste. „Nach all der Aufregung brauchte ich ein wenig Entspannung.“ Sie seufzte und lehnte sich zurück. „Und ich habe mich schon immer gefragt, ob Ehemänner anders lieben!“

„Wer weiß!“ raunte Kynnan in ihr Ohr und schob das Gewand über eine der Schultern. „Ich kenne den Unterschied auch noch nicht!“

Im nächsten Moment spürte er ihre Hände an seinen Wangen. Aziareya zog sein Gesicht dicht vor ihres. „*Dann laß es uns herausfinden, mein Mann!*“ scherzte sie und küßte ihn.

Der Majordomus am Eingang des blauen Saales zögerte einen Augenblick, als Kynnan und Aziareya an die Tür traten. „Eure Gäste erwarten Euch schon, Tyr⁷⁰ Valdrakyne, aber...“ Kynnan brachte ihn mit einer Geste zum Schweigen. „Schon gut Doragin, ich kann mir denken, was die edlen Herren und Damen bewegt.“

⁷⁰ Tyr (Nydallisch) = Herr

Aziareya nickte dem Diener freundlich zu. Sie strich noch einmal über den rauhen Stoff des ärmellosen und offenen roten Mantels, den sie über ihrem cremefarbenen Gewand trug. Um ihren Hals lag kühl ein breites Geschmeide, daß Kynnan ihr selber umgelegt und als „Erbstück seiner Mutter“ bezeichnet hatte.

Man sah dem alten Mann sichtlich an, daß es ihm peinlich war, die Tür zu öffnen. Im Saal verstummten die Gespräche der bereits an den Tischen sitzenden Männer und Frauen, als sie eintraten. Aziareya erwiderte die prüfenden, angeekelten oder verächtlichen Blicke ohne eine Miene zu verziehen, auch wenn sie sich aufgewühlt überlegte, was sie ihnen am liebsten entgegenrufen würde.

'Ihr seid unangenehm berührt mit einer Diebin und Mörderin an einem Tisch sitzen zu müssen', dachte sie und ließ ihren Blick über die Versammelten schweifen. „Aber wie viele von euch sind Diebe wie ich... und Mörder?“ Sie lächelte dünn und ließ sich von Kynnan zu ihrem Platz geleiten. Schweigend nahmen die Gäste seine übertriebene Aufmerksamkeit ihr gegenüber hin.

Kurz darauf wurden die Speisen aufgetragen. Aziareya wußte sehr wohl, daß nur auf einen Fehler wartende Augen sie beobachteten, aber sie war nicht minder aufmerksam. Der Abend konnte spannend werden...

Die Gespräche kamen nur stockend wieder in Gang. Unterhaltungen wurden über ihren Kopf hinweg geführt, oder sie waren mit kleinen boshaften Bemerkungen gespickt. „Wißt ihr, meine Herrin, es scheint, als lernten die Bauern auch endlich Manieren. Neulich ritt ich an einer Kate vorbei und sah, wie der dortige Tagelöhner ein Tuch auf seinem Tisch ausbreitete, ehe er seine Schüssel darauf stellte. Wohin kommen wir wenn selbst der Pöbel sich anmaßt, uns nachzuahmen wie die Äffchen“, meinte eine streng wirkende Dame neben ihr irgendwann.

„In der Tat, Herrin!“ stellte Aziareya erstaunt fest, und bereitete ihren Gegenschlag vor, während sie verlegen an ihrem Gewandärmel zupfte. „Mich dünkt, als rieche es hier nach Unrat. Aber das muß der Wind sein, der diese Gerüche hereinträgt“, murmelte sie unschuldig und winkte eine Dienerin herbei. „Bitte bringe mir einen Fächer!“ sagte sie dann so laut, daß es die Nebensitzenden vernehmen konnten.- Gut, sie waren aufmerksam geworden: „Denn mich dünkt, als wehe der Wind üble Düfte herein...“

Den Rest ließ sie unausgesprochen. Eine Freundin unter den Gauklern hatte ihr geraten, daß das Unausgesprochene immer besser wirken würde, strengte es doch die Phantasie des Zuhörers an.

Aufgestachelte durch diese versteckte Kampfansage, begann die Dame weitere Nadelstiche auszuteilen. Sie schien wohl langsam zu merken, daß Aziareya keine dumme Unterstadtgöre war. Im Gegenteil. Mit Begeisterung stürzte sich Aziareya in das Duell der Worte.

Immer wieder warf sie einen Seitenblick zu Kynnan, der wohl jedem der Worte lauschte, aber so tat, als merke er nichts.

Schließlich setzte ihr hellhaariger Gemahl dem allen die Krone auf. Als das Mahl vorüber war und nur noch einige Leckereien gereicht wurden, erhob er sich und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit aller Versammelten auf sich zu lenken. „Edle Herren und Damen! Ihr habt sicherlich bereits von meiner Vermählung erfahren, die selbst für mich überraschend stattfand.“ Verhaltenes Gelächter unterbrach ihn. „Nun, ich möchte euch nun meine Gemahlin offiziell vorstellen - Aziareya k'irianh Ly'e, jetzt eine Valdrakyne!“

Sie schnappte nach Luft, als sie ihren vollständigen Namen hörte. Woher kannte er ihren richtigen Namen? Wußte dieser Kerl denn alles? Nein! Das sah sie, als seine Augen blitzten. Offensichtlich sah Kynnan jetzt eine vage Vermutung bestätigt. Er streckte seine Hand aus deutete ihr damit an, aufzustehen. Sie seufzte und gehorchte.

Eisiges Schweigen schlug ihnen entgegen, als sie in die Runde blickten. Aziareya sah den Mann mit der weißblonden Lockenmähne an und lächelte. Sie hatte diesmal keinen Fehler begangen. Kynnan Valdrakyne gefiel ihr nicht nur als Liebhaber, der mit seinen Fingern be-

sonders flink gewesen war, sondern auch in seinem Wesen, das immer wieder neue Seiten zeigte. Cherindrasta zumindest hatte ihr verziehen.

„Du hast dich gut geschlagen, Aziareya“, schmunzelte Kynnan und zupfte an einer der goldenen Strähnen, die im Sternenlicht besonders hell glänzten. „Die Dame Rianmir wird dir so schnell nicht verzeihen können, daß du ihr Weltbild erschüttert hast. Sie hielt dich für eine ungebildete Bauerndirne...“

„Hm, dann ist sie jetzt eines Besseren belehrt.“ Aziareya stützte sich auf einen Ellenbogen. und fuhr mit dem Finger über Kynnans Wangen. „Und ich finde es erstaunlich, was du so alles weißt. Über meine Mutter...“

„Aha“, meinte Kynnan zufrieden. „Jetzt gibst du es also zu. Na ja, das habe ich nur vermutet - und du hast meine Überlegungen bestätigt.“

Aziareya schnappte empört nach Luft. „Du elender Schuft!“ stieß sie aus. „Du spielst mit mir. Na warte...“ Im nächsten Moment warf sie sich über ihn und versuchte ihn zu schlagen - doch die Balgerei war freundschaftlich und endete, als eines der Kissen aus dem Bett flog und einen Becher mit sich riß, der auf dem Boden aufklirrte. Lachend stützte sich Aziareya auf Kynnans

Brust. „Warum gehen wir nicht zu ihr und lassen uns von ihr die Karten legen oder aus den Sternen lesen? Außerdem - Ich habe Ailanth k'irianth Ly'e noch so einiges zu sagen!“

„Alles zu seiner Zeit, meine Schöne!“ antwortete Kynnan mit einem Keuchen. „Ich habe in meinem Leben das Geschwätz der Nush'quai oder anderer Wahrsager niemals für voll genommen. Man soll mich jetzt nicht plötzlich für abergläubisch halten.“

„Das ist kein Aberglaube“, entgegnete Aziareya und nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände. „Meine Mutter kann ein paar Sachen, die selbst mich erstaunen, mein stattlicher Kerl“, gurrte sie. „Außerdem, ist dir bei dem Bankett etwas aufgefallen?“

„Nein, ich war zu abgelenkt“, Kynnan legte seine Arme um sie und streichelte ihren Rücken von den Schultern bis zum Po. „Außerdem interessiert mich jetzt etwas anderes: Mit was machst du die Männer so verrückt? Du strömst einen Duft aus...“

Aziareya hielt ihm den Mund zu. Aber sie atmete schon wieder schneller, weil seine Hände Stellen berührten, die ihre Leidenschaft wieder aufflammen ließen. Dieser unersättliche Mann! „Der Dürre mit den kleinen Schweinsäuglein hat mich genau beobachtet und sein Halstuch zerknüllt. Es war zwar warm, aber er hat noch mehr geschwitzt als die anderen. Außerdem war er mir... mmmh... viel zu freund... oh... lich.“

Kynnan seufzte. „Ich... möchte das jetzt nicht hören... 'reya. Morgen früh.“ Er hielt ihre Schultern fest, während er sie auf den Rücken drehte. Aziareya überlegte sich kurz, ob sie sich wehren sollte, aber dann gab sie doch den wohligen Gefühlen nach, die von ihrer Körpermitte



Kynnan Valdrakyne

ausgingen. Kynnan küßte sie und sprach dann weiter: „Der Tag war lang und aufregend... morgen sehen wir alles klarer und deutlicher, wenn wir ausgeschlafen haben.“

Aziareya kicherte. „Dann sollten wir... mmh... aber wirklich... mmh... damit aufhö... „ „Später... später meine Schöne... Doragin sorgt dafür, daß wir unsere Ruhe...haben“, murmelte Kynnan verliebt und verschloß ihr den Mund mit einem Kuß.

Kynnan schreckte durch Poltern und eine laute, wütende Stimme im Vorraum aus seinen süßen Träumen, in denen er immer noch den süß duftenden Körper seiner Frau in den Armen hielt. Er blinzelte und gähnte verschlafen. Durch die Vorhänge und Gitter des großen Fensters fiel das Sonnenlicht strahlend hell und blendend. Es mußte schon spät am Vormittag sein.

„Du wirst mich jetzt sofort durchlassen, Lakai, oder ich Sorge dafür, daß du deines Lebens nicht mehr froh wirst. Ich will deinen Herrn sprechen, diesen...!“

Kynnan setzte sich auf und strich die Haare zurück. Er wollte gar nicht wissen, wie Imaldas Vater Aldair Cion ihn nannte. Steif schob er die Decke zurück, die die junge Frau neben ihm murmelnd an sich riß, und griff nach seinem Morgenmantel, den er über seine Blößen streifte.

„Doragin! Sage dem Herrn Cion, daß ich kommen werde!“ rief er dann nach draußen und band den Gürtel zu, ehe er in die Hausschuhe schlüpfte und aufstand. Hinter ihm murmelte Aziareya etwas in die Kissen. „Ich werde gleich wieder... „

Kynnan zuckte zusammen, als jemand die Tür heftig aufriß. Dann stand ein mittelgroßer, grauhaariger Mann mitten im Raum. Ein schwere Krankheit hatte dunkle Narben im Gesicht hinterlassen.

„Valdrakyne! Du elender, schleimiger Spaltenwurm! So also dankst du es mir, nachdem du meine Tochter benutzt und weggeworfen hast!“ Er verstummte, als Aziareya, durch die Schärfe seiner Stimme aufgeschreckt, hochschuß, und ihr dabei die Decken bis zum Bauchnabel rutschten. Kalte Wut verzerrte das Gesicht des Mannes und seine Stimme überschlug sich fast, als er in seiner Rede fortsetzte. „Stattdessen holst du diese Hure und Mörderin in dein Bett! Ich sehe jetzt klar, Valdrakyne! Das wirst du mir büßen!“

Kynnan überkreuzte die Arme vor der Brust und zeigte mit keiner Miene, was er von den Beleidigungen hielt. Mit dem Mann war jetzt ohnehin nicht vernünftig zu reden, der blinde Zorn vernebelte seinen Geist und ließ ihn Dinge sagen, die er so nicht geäußert hätte. In einem hatte er sogar recht - über kurz oder lang hätte er Imalda sowieso mit einer großzügigen Abfindung aus seinem Haus geschickt, war er ihrer doch mittlerweile überdrüssig geworden. Das hätte Cion wahrscheinlich hingenommen, weil auch ihm das Geld zu Gute gekommen wäre. Aber so bekam er keine Eisensonne.

„Ich verlange eine Erklärung von Euch: Meine Tochter ist tot - und die Mörderin ist ihrer gerechten Strafe entgangen!“ Mit bebender Faust deutete er auf Aziareya, die den Mann zuerst streitlustig anfunktete, aber nach einem warnenden Blick Kynnans wieder unter den Decken und Kissen verschwand. Der Valdrakyne hinkte die paar Schritte zu Aldair Cion. Nun galt es, den aufgebrachten Mann, den er trotz allem verstehen konnte, zu beruhigen und ohne größere Zwischenfälle aus dem Haus zu schicken. Hinter Imaldas Vater rang der Majordomus verzweifelt mit den Händen und versuchte etwas zu sagen. Verlegen zog er die Livree glatt.

Kynnan hatte ein Einsehen mit dem alten Mann. Er nickte ihm zu, daß alles in Ordnung wäre, doch der Cion deutete die Geste falsch. „Ihr habt mit dieser Straßendirne unter einer Decke gesteckt! Womöglich wart Ihr es, der sie...!“

Kynnan fing die Hand des Mannes dicht vor seinem Gesicht ab. „Ihr vergeßt Euch, Cion!“ entgegnete er ruhig. „Wenn Ihr schon nicht die Regeln der Höflichkeit wahr, so erspart Euch weitere Beleidigungen! Weder ich noch meine Gemahlin haben Schuld an Imaldas Tod!“

„Lügen, alles Lügen!“ Mit einem Ruck zog der Mann seine Hand zurück und musterte den um ein paar Pfeilbreiten⁷¹ kleineren Kynnan haßerfüllt. „Ihr legt die Gerechtigkeit zu Euren Gunsten aus, Valdrakyne. Das Weib dort wird hängen, dafür Sorge ich!“ Er atmete ein paar Male tief ein und aus und wurde ruhiger - scheinbar ruhiger. Kynnan schauderte, als er in die Augen Cions blickte.

„Ihr glaubt meinem Wort nicht, Cion?“ sagte er scharf und funkelte den anderen arrogant an. „Dann ist keine Ehre in eurem Leib. Verlaßt mein Haus. Sofort! Sonst werden meine Wächter Euch entfernen!“

Der Ältere schnaubte. „Wie ihr wollt, Valdrakyne!“ sagte er und drehte sich abrupt um. „Aber ihr werdet eure Worten und Taten bereuen, das schwöre ich Euch!“ Mit weit ausholenden Schritten verließ er den Raum und knallte die Tür so heftig hinter sich zu, daß die metallbesetzten Troddeln eines Wandbehanges und der Spiegel leise klirrten.

Aziareya tauchte wieder unter den Decken auf. Sie blickte auf die Tür. „Den hast du dir zum Feind gemacht, und selbst, wenn wir den wahren Mörder seiner Imalda finden, wird er dir nicht verzeihen“, meinte sie leise.

„Ich weiß!“ Kynnan ging zu einem Tischchen und goß etwas Wein in einen Becher, den er dann hastig leerte und seine Anspannung durch ein Schnauben löste. „Ich werde ihn im Auge behalten.“ Dann lächelte er. „Dieser Schreck hat mich endgültig wach gemacht.“

Aziareya schüttelte sich, so daß ihre Locken flogen. „Mich auch!“

Nach einer ausgiebigen Mahlzeit, suchten Aziareya und Kynnan den Raum auf, in dem der Mord geschehen war. Imalda hatte zwei eigene Zimmer, die eine Verbindung zu Kynnans besaßen, bewohnt, und er hatte die Räume nach der Tat verschließen lassen, um möglichst wenig daran zu verändern. Das Blut auf dem Boden war mittlerweile zu braunen Flecken eingetrocknet, und eine dünne Staubschicht ließ die Spuren sichtbar werden.

Kynnan verfolgte jede Bewegung und Erklärung Aziareyas aufmerksam, lehnte sich an eine Wand, während sie geschäftig umher eilte: „Und dann habe ich die Tür geöffnet, habe mich vorsichtig umgesehen und bin zum Spiegel geschlichen. Sie hatte die Schmuckkassette offen stehen gelassen. Die Ohrringe glitzerten mich klar und deutlich an. Dann blickte ich hoch. Eine Bewegung war hinter mir - ja, ich erinnere mich genau, da bei dem Fenster - der Vorhang bewegte sich - zumindest war mir so. Aber es könnte auch der Wind gewesen sein. Dann hörte ich das Rascheln und drehte mich um. Imalda taumelte von der Tür des anderen Raumes auf mich zu. Ich sprang einen Schritt zur Seite, aber sie schaffte es doch noch, sich in meine Arme zu stürzen.“ Plötzlich blieb Aziareya stehen und erstarrte. Kynnan beobachtete, wie sie den Kopf hob und nach Luft rang. Erinnerste sie sich an eine wichtige Beobachtung?

„Was ist mir dir?“ fragte er vorsichtig. Aziareya sah ihn kurz an. „Es ist nur eine schwache Erinnerung gewesen, aber ich habe jemanden gesehen. Einen Schatten, der...“ Ihre Stimme erstarb. Sie schloß die Augen.

Ein kalter Schauer rann Kynnan den Rücken hinunter, als er sah, wie sich an der anderen Zimmerwand dunkler Nebel zu einem Schatten formte, der hinter dem Vorhang auftauchte, einige Schritte machte und sich dann wieder auflöste. Aziareya stand angespannt da, so als kontrolliere sie ihn. Kynnan stieß zischend die Luft aus. DAS war es also, was einer seiner Informanten als „das besondere an der Rothaarigen“ bezeichnete, eine Art von Magie, die zu keiner der ihm bekannten Disziplinen gehörte.

Mit einem Stöhnen löste sich Aziareya aus der Starre. „Das habe ich gesehen!“ sagte sie langsam und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Nicht besonders viel... oder?“

„Nun!“ Kynnan ging zur Wand und betrachtete sie. Gedankenvoll schob er den Vorhang ein Stück zur Seite. „Wenn das stimmt, was du mir da gezeigt hast“, sagte er ruhig, „dann wissen

⁷¹ Pfeilbreite = multorische Maßeinheit, entspricht 1 Zentimeter.

wir zumindest, daß eine sehr große, schlanke Gestalt im Raum war, der an der linken Hand das letzte Glied am kleinen Finger fehlte. Das ist doch schon etwas - oder?“

Er schob den Stoff ganz beiseite. Da fiel ihm in Augenhöhe etwas auf. Hatte sich Imalda nicht über die schlecht eingesetzte Täfelung am Fenster aufgeregt? Ein abgesplitteter Holzspan stand ein Stück vor, und an dem hing etwas. Zuerst hielt er es für eine vertrocknete Spinne, doch dann erkannte er, daß es ein Haarnest war, eine verfilzte Strähne drahtigen Haares. Vorsichtig pflückte er es ab. „Und er hatte schwarze oder dunkelbraune Haare.“

Aziareya gab ihm keine Antwort. Als er sich umdrehte, sah er sie in den Augenwinkeln im Nebenraum verschwinden. Kynnan kniff die Augen zusammen. Sollte er sich so in der Frau getäuscht haben? Er steckte das Haar in eine Tasche und schlich vorsichtig zu der Tür, die nun einen Spaltbreit offenstand. Aziareya war ihm zwei, drei Schritte voraus. Sie starrte sinnend gegen eine Wand.

„Was ist dort?“ fragte Kynnan dann laut. Sie zuckte zusammen, aber sie hatte wohl kaum die Zeit gehabt, etwas zu verstecken, oder an sich zu nehmen. „Der Wandbehang hängt irgendwie schief!“ meinte sie dann nachdenklich. Kynnan stellte neben sie und betrachtete den Teppich, den er Imalda zu Anfang ihrer Beziehung geschenkt hatte. Aziareya hatte recht. Da stimmte etwas wirklich nicht. Plötzlich trat er an die Wand und schlug den schweren Stoff an einer Seite zurück. Er stieß zischend die Luft aus, als er eine Nadel in dem Gewebe blitzen sah, an dem ein Fetzen Papier hing. Jemand mußte das Blatt in großer Eile abgerissen und dabei diese Ecke zurückgelassen haben.

Vorsichtig löste Kynnan die Nadel und untersuchte das Pergament. Auf der Rückseite waren noch ein paar Schriftzeichen zu erkennen. Nein, Zahlen! Und diese Summe kam ihm sehr vertraut vor. Erst vor wenigen Tagen hatte ihm diese Kopferbrechen gemacht! War das nicht genau der Betrag, der... in der Abrechnung einer Erzmine als Differenz aufgetaucht war.

Er drehte die Nadel zwischen den Fingern. Wie kam das Papier in Imaldas Raum? Er warf einen Blick über die Schultern. Aziareya konnte es nicht da untergebracht haben, sie hätte es in dieser kurzen Zeit nicht so sorgfältig feststecken können. Und ein Mann beachtete wohl auch kaum die Struktur des Gewebes. Imalda hingegen schon, handelte ihr Vater doch mit Tuchen.

Was sollte er davon halten? Das machte den Mord noch rätselhafter als zuvor. Aziareya bemerkte seinen Blick und kam an seine Seite. Sie schien seinen Gesichtsausdruck richtig zu deuten. „Was bedeutet das? Wird alles noch verwickelter?“

„Ja“, seufzte Kynnan. „Es scheint mir, als sei Imalda auch nicht die Unschuld aus einfachem Hause gewesen. Warum hätte sie sonst so etwas verstecken sollen?“ Er zeigte ihr den Fetzen. „Das ist eine Abrechnungssumme - und wenn ich mich auch sonst nicht darum kümmere - die habe ich mir gemerkt.“

Aziareya schüttelte den Kopf. „Da hast du dir deine Verwalter aber sehr schlecht erzogen“, meinte sie dann sachkundig. Kynnan verzog das Gesicht. „Du scheinst mehr davon zu verstehen, wie?“ fragte er mit einem zynischen Unterton.

„Na ja, da ich nie so viel gehabt habe, kenne ich den Wert des Geldes und weiß es zusammenzuhalten!“ antwortete sie leichtfertig und stützte die Hände in die Hüften. „Und meine Mutter hat mich... bevor ich... wegging, ein paar Sachen lernen lassen.“

Kynnan konnte nicht anders. Er grinste. „Willst du dich dann darum kümmern, meine Gemahlin? Je eher wir deinen Namen reinwaschen, desto eher bist du deines Lebens sicher.“

Damit stachelte er sie wohl an und weckte verborgene Seiten in der jungen Frau, die plötzlich einen entschlossenen Gesichtsausdruck aufsetzte. „Warum nicht!“ murmelte Aziareya. „Fangen wir mit ein paar Besuchen in der Unterstadt an.“

„Du willst ins Rattenloch?“ Kynnan wirkte nicht gerade erfreut über Aziareyas Entschluß. „Was glaubst du da zu finden? Der Attentäter ist sicherlich schon über alle Berge... zumindest wäre ich so klug, das zu tun, wenn ich in seiner Lage wäre.“

Aziareya zuckte mit den Schultern. „ich habe ein gutes Gefühl, und außerdem sollte ich nun, da ich zur oberen Klasse Elek-Mantows gehöre, meiner lieben Mutter zumindest einmal einen Besuch abstatten. Das kann keinem von uns schaden, und wir haben einen Grund, die andere Seite der Stadt zu besuchen.“

Kynnan brummte zustimmend. „Sie genießt in einigen Kreisen einen guten Ruf, das stimmt, und wenn wir sie besuchen ist das durchaus legitim, nachdem wir sie bisher nicht beachtet haben.“ Er machte eine kurze Pause. „Aber ich werde dich begleiten!“

„Ist es dir nicht zu gefährlich im Rattenloch?“ fragte Aziareya ihn scherzhaft.

Kynnan lächelte geheimnisvoll. „Nicht gefährlicher als bei meinen anderen Besuchen.“

„Bürger Cion, Eure Anklagen mögen gerechtfertigt sein, aber Ihr habt keine Handhabe gegen Tyr Valdrakyne und seine... Gemahlin. Er hat im Rahmen der Gesetze gehandelt, als er dieses Weibsbild vor dem Tod rettete. Ich kann euch mit rechtlichen Schritten nicht weiterhelfen“, sagte der dunkel gekleidete Mann und faltete die Hände. In dem kleinen, abgedunkelten Raum war es dämmrig, nur von draußen drang Lärm an die Ohren der Anwesenden.

„Was kann ich dann tun?“ Der Ältere ballte die Fäuste und presste die Lippen aufeinander. „Wer rächt meine Tochter dann, wenn nicht Ihr? Der Valdrakyne hat dieses Luder vielleicht sogar zu dem Mord angestiftet, und nun...“

Der andere zuckte bedauernd mit den Schultern. „Meister Cion, ich verstehe wirklich euren Schmerz.“ Er schwieg einen Moment, dann sagte er leise. „Aber vielleicht gibt es eine andere Möglichkeit.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fuhr der Tuchhändler auf.

„Ihr seid ein unbescholtener Bürger dieser Stadt“, meinte der andere, „und ich weiß nicht, ob ihr zu... sagen wir, nicht ganz dem Gesetz entsprechenden Schritten bereit seit. Wenn es Euch wirklich wichtig ist, dann kommt übermorgen Abend in das „Succube“. Dort wartet jemand, der Euch sprechen möchte.“

Der Ältere atmete hörbar ein. „Ich werde kommen“, sagte er. „Meine arme Imalda soll nicht ungesüht bleiben.“

Es war ein erhebendes Gefühl, zum ersten Mal hoch zu Roß über die Brücke zu reiten, die die Oberstadt vom Rattenloch trennte und dabei von den Wächtern zuvorkommend behandelt zu werden. Aziareya erinnerte sich da an die anderen Male, an denen die Soldaten sie nur mit Spott und anzüglichen Angeboten bedacht hatten. Und da war auch der Kerl mit der langen Nase, der sie einmal ungeniert betatscht hatte. Aziareya juckte es in den Fingern, sich an dem Burschen zu rächen, unterließ es dann aber mit einem Seitenblick auf Kynnan.

Sie trug wie der Patrizier lockere Jagdkleidung und hatte ihre ungebändigte Mähne nur mit einem Band zurückgebunden. Wie lange war sie jetzt schon mit Kynnan Valdrakyne verheiratet? Zwei Tage? Konnte das wirklich schon so lange sein?

Sie schaute sich um. Vom Rücken eines Pferdes aus sah das Rattenloch anders aus. Sie blickte auf die herumeilenden Menschen hinunter und bemerkte nun besser, wie die Straßenkinder durch das Treiben schlichen, und ihre Finger da und dort hin wandern ließen.

Kynnan schloß zu ihr auf. Er blickte nach unten und lächelte ein schmutziges Mädchen mit großen dunklen Augen an, ehe er ihr eine Eisensonne zuwarf und tadelnd den Finger hob. Rasch zog sie die kleine Hand wieder von einer der Troddeln des Zaumzeuges zurück.



Aziareya grinste. Sie lenkte ihr Pferd an der Spalte entlang auf den Hestvite-Tempel zu, der die umliegenden Gebäude deutlich überragte. Dahinter lag Ailanth's Haus. Natürlich war sie in erster Linie aus persönlichen Gründen daran interessiert, mit ihrer Mutter zu sprechen, und weniger, um Hilfe auf der Suche nach dem wahren Mörder Imaldas zu finden. Ein Kribbeln fuhr durch ihren Körper. Was würde sie erwarten, wenn Ailanth sie empfing? Wenn überhaupt? Würden sie wieder nur böse Worte wechseln und ihren Haß pflegen? Nun, diesmal würde sie das Haus zumindest durch den Vordereingang betreten...

Als sie vor dem Eingang, der Doppeltür zur Straße anhielten, öffnete sich die Tür einen Spaltbreit, und ein etwa neunjähriges Mädchen mit strubbligen roten Haaren lugte neugierig hinaus und zu ihnen hoch. „Wer seid ihr denn?“

„Rhysian, komm von der Tür weg. Ich habe dir doch gesagt, daß du das nicht tun sollst. Deine Mutter...“ Das Kind warf noch einen Blick auf Kynnan, ehe es gehorchte. An seine Stelle trat nun eine Frau. Eine Maske verdeckte eine Hälfte ihres Gesichtes.

Aziareya erinnerte sich dunkel an die Dienerin, die sie bei ihrem letzten Besuch nur kurz gesehen hatte.

„Wen soll ich meiner Herrin melden? Sie erwartet niemanden!“

Erst jetzt bemerkte sie Kynnan. „Verzeiht, mein Herr.“

„Melde deiner Herrin, daß Tyr Valdrakyne und seine Gemahlin sie zu sprechen wünschen“, sagte er ruhig. „Bemerkt haben dürfte sie uns schon.“

Die Magd murmelte etwas unverständliches, während Aziareya nach oben blickte und nur noch sah, wie sich dort ein Vorhang bewegte.

Nachdem sie die Pferde in die Obhut des sie begleitenden Leibwächters gegeben hatten, betraten Kynnan und Aziareya das Haus. Der Adlige sah sich interessiert um. Er hatte in Gesprächen schon viel von den Wundern dieses Hauses gehört, nun sah er schon einmal den Vorraum mit eigenen Augen.

Schlangenskorpion, Feuervogel, Harfe und Sonnenrad - all das waren Sternbilder und astrologische Zeichen, die er zwar kannte, an deren Macht er aber nicht glaubte. Als sich nun eine Tür öffnete, wandte er sich der Eintretenden zu. Er bemerkte, wie sich Aziareya verkrampfte, und auch daß der Blick der bleichen, silberhaarigen Frau, der zunächst abwartend wirkte, umschlug. Er wurde ernster und sogar böse.

Mutter und Tochter mochten sich nicht besonders. Den Grund dafür hätte Kynnan gerne gewußt, aber vielleicht wurde der ihm bald verraten. Es lag genügend Spannung in der Luft.

Er lächelte. „Der Segen der Götter über Euch und Euer Haus. Ich freue mich, die Mutter meiner Gemahlin kennenzulernen, Magistera Ailanth.“

Zuckte die Mechanica da nicht zusammen? Aber sie überspielte ihre Überraschung gut. „Auch Euch entbiete ich meine Grüße, Tyr Valdrakyne“, sagte sie. „Ich hätte nicht erwartet, Euch jemals in meinem Haus zu sehen.“

„Oh?“ Kynnan spielte den Erstaunten. „Obgleich ich keiner von denen bin, der an die Macht der Sterne glaubt, wengleich“, er warf einen Seitenblick auf Aziareya, „mich der eine oder andere vom Vorhandensein seltsamer Kräfte überzeugen konnte. Nun, über kurz oder lang, wäre ich gerne einmal zu Besuch gekommen. Eure Wunderwerke der Mechanik interessieren mich sehr. Aber nun, da uns verwandschaftliche Bande...“ Er verstummte. Aziareya hatte ihn finster angeblickt und eine Faust geballt.

Ailanth warf einen kühlen Blick auf ihre Tochter. „Aziareya und ich, wir verstehen uns nicht besonders gut.“

„Sprich offen zu ihm, Mutter!“ brach es da erregt aus Aziareya heraus. „Du kannst ihm ruhig offen sagen, daß du mich abgrundtief haßt. Aber das hindert mich nicht daran, dich zur Rede zu stellen: Was hast du mir in den letzten Monaten angetan? War es dein Fluch?“

„Aziareya!“ erwiderte die Mechanica vorwurfsvoll und drohend zugleich. Kynnan zog eine Augenbraue hoch. Seine Gemahlin zitterte am ganzen Leib - die Beherrschung die sie sonst zeigte, war verschwunden. Sie atmete heftig ein und aus, und in den Augen glitzerten Tränen, während die Ailanth unverändert schienen. Nicht ganz. Kynnan bemerkte, wie diese eine Hand so fest zur Faust geballt hatte, daß die Knöchel weiß hervortraten. „Wenn du es willst, dann mag es sein! Aber wir sollten das nicht hier, nicht im Vorraum besprechen. - Mein Herr?“ Sie lächelte Kynnan gezwungen an. „Bitte tretet doch in mein Arbeitszimmer ein. Und dann erkläre mir, was in den letzten Tagen geschehen ist. Ich habe viele verschieden lautende Erzählungen gehört. Was ist daran Wahres?“

„Ich werde euch gerne auf diese Fragen antworten, Magistera“, erwiderte Kynnan und überließ höflich den Frauen den Vortritt.

Seit ihrem Gefühlsausbruch hatte Aziareya kein Wort mehr gesagt und Kynnan reden lassen, der die Geschehnisse aus seiner Sicht schilderte. Immer wieder hatte er zwischen den beiden Frauen hin und her geblickt, die einander auswichen. Die Mechanica schien äußerlich ruhig, aber an ihren Augen bemerkte er, wie aufgeregt sie war. Ihre schmalen Hände ruhten gefaltet auf dem Tisch, hinter dem sie saß, von ihnen getrennt und geschützt.

„Und wer sagt Euch, daß Aziareya nicht lügt? Es ist nicht der erste Mord den sie begangen hat“, entgegnete Ailanth kalt, als sie eine Weile schweigend gelauscht hat.

Nun war es an Kynnan, überrascht zusammenzuzucken. Er blickte auf Aziareya, die aus ihrem Sitz geschossen war und ihre Hände auf dem Tisch aufstützte. Es sah fast so aus, als wolle sie ihre Mutter anspringen. Sie zitterte vor Wut. „Das glaubst du also von mir, Ailanth? Du hast mir nie gelauscht, wenn ich dir erklären wollte, warum Mirtanh starb...“

Ein Mann also. Kynnan atmete tief ein und aus und streckte eine Hand aus, um sie auf Aziareyas zu legen. Er wandte sich wieder an Ailanth. „Der Mord war zu plump ausgeführt, als daß es Aziareya hätte sein können. Und was sie in ihrer Vergangenheit auch immer getan hat... nun, das ist in diesem Fall vielleicht interessant, aber nicht wesentlich.“

Die Mechanica blickte ihn finster an. Sie grollte. „Mirtanh war mein Gemahl. Sie hat ihn nie gemocht, seit ich ihn in mein Haus aufnahm, und immer wieder versucht, ihn vor mir schlecht zu machen. Schließlich hat sie ihn erstochen!“

„Mutter - er hatte einen nicht geringen Anteil an dem Verhängnis!“ keifte Aziareya. Kynnan versuchte vergeblich sie zurückzuhalten. „Du hast mir ja nie zuhören wollen: Er hat dich...“

„Genug! Ich will deine Lügen nicht hören!“

„Mit Verlaub, Magistera Ailanth“, mischte sich Kynnan ein und hob beschwichtigend die freie Hand, als er sah, wie heftig sich Ailanth gegen die Rede ihrer Tochter wehrte, so als wolle sie nicht, daß das Bild von diesem Unbekannten zerstört würde. „Laßt Eure Tochter ausreden. Bitte!“

Die Mechanica atmete heftig ein und aus, dann nickte sie schroff. „Was willst du mir sagen?“ „Mirtanh hat...“ Aziareya ließ sich auf ihren Sitz zurücksinken. „... hat dich betrogen, seit er in dein Haus kam. Er sah deinen Reichtum und Ruhm und wollte alleine daran teilhaben. Ja, ich habe ihn nicht gemocht, aber nur, weil er mir hinter deinem Rücken weh tat. Er schob mir Dinge in die Schuhe, die ich nie tun würde, und als du schwanger warst... versuchte er mich zu verführen.“

Eisige Stille herrschte im Raum. Ailanth saß stocksteif da, nur ihre Augen glühten. Aziareya sprach weiter. „Ich wollte ihn nicht töten, aber da war die Schmucknadel, und ich konnte sie gerade noch erreichen, als er mich festhielt. Und dann ist es passiert.“

Die Mechanica schwieg weiter. Kynnan ergriff die Hand Aziareyas, die noch immer heftig zitterte und wie ein verängstigtes Kind wirkte. Ailanth schien verunsichert. „Geh, Aziareya, und auch ihr... Tyr Valdrakyne. Ich muß nachdenken!“ sagte sie schließlich mit brüchiger Stimme.

Kynnan verstand, was in der Älteren vorging. Er erhob sich und drängte Aziareya sanft, ihm zu folgen, nahm seinen Stock und schob sie vor sich her. An der Tür blickte er noch einmal zurück. Die Mechanica hatte den Kopf in die Hände gestützt, so daß er nicht sehen konnte, was sie fühlte.

Mit beiden Frauen war im Moment nicht zu reden. Auch Aziareya schaute verzweifelt drein. Es war wohl das Beste, heute keine weiteren Nachforschungen anzustellen und direkt nach Hause zurückzukehren.

„Du hast im Rattenloch gar nicht nach dem Mörder suchen wollen“, sagte Kynnan streng, als er die Tür seines Arbeitszimmers hinter sich zuwarf und musterte Aziareya. Sie waren tatsächlich ohne Umschweife in die Oberstadt zurückgeritten.

Nun lehnte sich Aziareya gegen eine der Säulen, die die Decke stützten und starrte aus dem Fenster. „Du hast deine Mutter sprechen wollen“, ergänzte der Weißhaarige.

„Ja...“, murmelte sie einsilbig.

„Ich mache dir keinen Vorwurf, Aziareya. Das Treffen war sehr aufschlußreich.“ Kynnan ging langsam zu seinem Schreibtisch und setzte sich dahinter. Nachdenklich blätterte er in einigen losen Blättern, die darauf lagen.

Aziareya drehte sich ruckartig um. Sie hatte sich wieder beruhigt, wenn sie auch nicht gerade fröhlich dreinschaute. „Mein Stiefvater hatte es verdient. Und ich habe mich nur gewehrt. Hätte ich geschrien, wäre alles noch schlimmer...“

„Scht!“ Kynnan hob einen Finger zu den Lippen. „Ich habe jetzt einige erstaunliche Dinge aus deiner Vergangenheit erfahren, die niemand anderes wissen konnte, aber es ändert nichts an meinem Urteil über dich.“ Er lächelte sie an. „Deine Mutter war sehr aufgebracht und wird einige Zeit brauchen, um wieder klare Gedanken zu fassen, und wird wohl kaum eine weitere Hilfe für uns sein. Außerdem mußte diese Konfrontation wohl sein. Du hast gesagt, was dir schon so lange auf dem Herzen lag, und das klärt deine Sinne für entscheidende Dinge.“ Er lehnte sich zurück und gähnte. „Du weißt, welche...“

Aziareya drehte sich zu ihm. Mit zwei Schritten war sie am Tisch, stützte sich mit den Händen ab und beugte sich vor. In ihren blaugrünen Augen sprühten silberne Funken. „Hör auf, so gelehrt zu reden. Du klingst ja fast wie meine Mutter!“ sagte sie dann, zuckte zusammen und seufzte. „Ja, verdammt, ich fühle mich besser.“ Sie setzte sich auf den Tisch und blickte auf ihn hinunter. „Ich habe den ersten Schritt getan, und sie wird sich rühren, wenn sie bereit ist.“ Dann strich Aziareya die Haare aus dem Gesicht und lächelte zaghaft. „Nur glaube ich jetzt, daß wir die Halunken im Rattenloch aufgeschreckt haben. Es muß ein paar von denen seltsam vorgekommen sein, daß wir so zielstrebig das Haus Ailanth's aufgesucht haben, und noch schneller zurückgekehrt sind. Vor allem mit diesen ernsten Gesichtern!“

„Hm, dann verwirren wir sie vollends“, meinte Kynnan amüsiert. Er hatte plötzlich eine Idee. „Ich denke, wir verlassen die Stadt für ein paar Tage und reiten auf mein kleines, bescheidenes Landgut, auf dem ich die meiste Zeit dieser verfluchten „Nacht“ in Elek-Mantow verbrachte. Das glättet die Wogen der Entrüstung in der Oberstadt ein wenig und wiegt unsere Feinde vielleicht in Sicherheit.“

Aziareya stimmte ihm zu. „Das ist kein übler Gedanke. Auf den hätte auch ich kommen können!“

Lady Victoria selber führte Aldair Cion in eine Zimmerflucht im hinteren Teil des „Succube“ und verabschiedete sich mit einem geheimnisvollen Lächeln, vor dem der Tuchhändler zurückschreckte. Erst als sich die Tür geschlossen hatte, wagte es der ältere Mann die Kapuze seines Mantels zurückzuschlagen, und sich den Schweiß aus der Stirn zu wischen, der nicht nur von der Wärme stammte.

Im Halbdunkel des Raumes regten sich zwei Gestalten. Eine von ihnen drehte den Docht in der gläsernen Öllampe etwas höher, so daß der Tuchhändler mehr von ihnen erkennen konnte. Er schnappte nach Luft, als er die beiden Anwesenden erkannte. „Meine Herr...“ Eine hastige Geste ließ ihn verstummen.

„Keine Namen!“ meinte einer der Männer mit rauher Stimme und lud Cion mit einem anderen Zeichen ein, sich zu setzen. „Wie ich sehe, seid Ihr gekommen. Ich habe mich nicht in Euren Zorn getäuscht. Habt keine Furcht, der Besuch hier wird Eurem Ruf nicht schaden, dafür ist schon gesorgt. Aber dafür könnt Ihr uns helfen. Ihr habt ein paar Verbindungen, die uns nützlich sein könnten...“

„Ich... ich verstehe nicht!“ sagte Aldair Cion verwirrt. Er starrte den dünnen, hageren Mann an und nippte an dem Wein, der ihm dann von dem anderen, dicklichen Verschwörer gereicht wurde.

„Oh“, meldete sich jetzt auch der Zweite zu Wort. „Wir meinten ja nur, daß ihr uns in Bezug auf Valdrakyne helfen könntet, versteht ihr?“

„Ja, natürlich. In welcher Weise?“

„Kynnan Valdrakyne hat seinem Ruf mehr als nur ein wenig geschadet, als er das mörderische Luder heiratete. Aber das wird bald vergessen sein, wenn wir nicht dafür sorgen, daß der Skandal weitere Kreise zieht“, spottete der Dicke.

Der erste nestelte an einem Band herum und fluchte, bis er den Umschlag vor sich geöffnet hatte, und Aldair Cion das Papier reichte. „Das ist ein Beweis für die schmutzigen Geschäfte des Valdrakyne. Ihr werdet leicht erkennen, daß das die Schrift eurer Tochter ist. Ja, der schmierige Kreedish hatte Gründe eure Imalda beseitigen zu lassen. Sie fand nämlich heraus, daß ihr Geliebter in dunkle Machenschaften verwickelt ist und wandte sich verwirrt an mich. Bevor ich ihr helfen konnte, verlor sie jedoch ihr Leben. Seht ihr?“

„Ja“, hauchte der Tuchhändler erschüttert und las mit geweiteten Augen die Zeilen. „Das muß sofort der Rat erfahren! Er kann doch nicht einfach Erz aus seinen Minen verschieben und die Bücher fälschen. Ich werde sofort meinen Freund aufsuchen. Er weiß die richtigen Schritte zu ergreifen...“

„Nicht so voreilig!“ warnte ihn der Dürre. „Ihr kennt den Rat. Wenn das öffentlich wird, hat der Valdrakyne Zeit genug um seine Spuren zu verwischen. Wir müssen vorsichtig und mit viel List vorgehen. Hört mir mal genau zu. Es gibt da noch etwas anderes: Es scheint mir, daß noch eine andere Gruppe Interesse an Kynnan Valdrakyne hat. Leider ist Brogan, der mehr darüber weiß, aus der Stadt verschwunden.“

„Und was hat das mit unserer Verschwörung zu tun?“

„Wir müssen die anderen Feinde des Valdrakyne finden ehe er es tut, und sie als Werkzeuge unserer Intrige benutzen. Vorher sollten wir uns still verhalten. Nun, ich habe da schon einen Plan. Hört mir einmal genau zu...“

Kynnan hatte untertrieben, was die Größe seines Landgutes anging - denn klein war es nicht. Vielleicht wirkten die Gebäude bescheidener und schlichter als das Stadthaus, aber sie waren größer und weitflächiger, so wie das Land drumherum. Eine große Zahl von Menschen bewohnte die Gebäude und bewirtschaftete das Gut. Viele von ihnen stammten aus Familien des nahen Dorfes, die das Land gepachtet hatten, und verdienten so einiges zu dem kargen Lebensunterhalt der Sippen dazu.

Im Inneren wirkten die Räume des Hauptgebäudes besonders befremdlich auf Aziareya. Sie waren holzvertäfelt und niedriger als gedacht, mit Schnitzereien verzierte Säulen stützten die Zwischendecken. Es mußte ein Vermögen gekostet haben, das Holz herbei zu schaffen.

„Mein Großvater hat das Haus noch im Stil seiner Heimat erbauen lassen, als sein Vermögen groß genug war“, erklärte ihr Kynnan, als sie ihren Rundgang beendet hatten. Sie hatten sich in einen Raum, den er „Jagdzimmer“ nannte zurückgezogen. Der Patrizier machte es sich in einem Sessel vor dem großen Kamin bequem, während Aziareya die Tierschädel an der Wand begutachtete. Sie verstand nicht so recht, was an den Gebeinen so besonders sein sollte. Einige wirkten im Sonnenlicht, das durch das große Fenster fiel, wie poliertes altes Holz.

Kynnan lachte, als er ihren Blick bemerkte. „Das sind Jagdtrophäen - die Schädel von Tieren, die mein Großvater und Vater selbst erlegten.“ Er deutete auf ein prachtvolles Geweih. „Den Bock da habe ich erlegt.“ Aziareya wandte sich ihm zu und stützte die Hände in die Hüften. Der Patrizier ließ sich nicht beirren. „Das alles wirkt altertümlich, und in dieser Gegend befremdlich, aber ich habe alles so belassen, um die Erinnerung an die Wurzeln unserer Familie zu bewahren.“

Aziareya zuckte mit den Schultern. „Was willst du jetzt damit andeuten?“ fragte sie, wenig beeindruckt. „Mir ist anhand der Wandmalereien im Stadthaus schon klar, daß deine Familie in der Historie irgendeines Landes eine größere Rolle gespielt haben muß. Einem der Ostländer...“

Kynnan nickte zustimmend. „Ja, das kann man wohl sagen: Mein Großvater hat vor achtzig Jahren das Ringen um den Thron von Nydall⁷² nur knapp verloren. Und er überlebte die darauffolgende Hatz nach ihm nur um Haaresbreite. Du mußt wissen, daß die Nydaller die Jagd über alles andere lieben, und dabei vor unterlegenen Rivalen oder Feinden keinen Halt machen.“ Er deutete auf die Schädel. „In barbarischeren Zeiten sollen sogar die Hallen mit den Gebeinen von Menschen geschmückt gewesen sein und...“

Kynnan verstummte und sah überrascht auf, als ein kräftiger Mann nach kurzem Klopfen den Raum betrat, ohne auf sein Einverständnis zu warten. Seine grünen Augen musterten wachsam den Fremden, der höflich den mit krausen dunkelbraunen Haaren bedeckten Kopf neigte. „Tyr Valdrakyne?“

„Warum - bei Selefras Schatten - störst du uns?“ grollte Kynnan verärgert. Aziareya bemerkte, wie er die Augenbrauen hochzog. „Wer bist du eigentlich? Ich habe dich noch nie hier gesehen?“

⁷² Nydall = eines der Ostländer

Der Mann lächelte verlegen und katzbuckelte noch einmal. Aziareya bemerkte, daß ihm das nicht leichtfiel. „Ich bin Odran, der stellvertretende Verwalter, Herr“, meinte er dann entschuldigend. „Meister Marnon ist leider an 'gelbem Fluß' erkrankt und bettlägrig, so daß ich seine Pflichten übernommen habe.“

„Odran“, murmelte Kynnan. Währenddessen ließ sich Aziareya auf einem der freien Plätze nieder, schlug die Beine übereinander und unterzog den Mann einer interessierten Musterung. Sie beschloß nur zu beobachten, um die Menschen hier zunächst durch ihre Eigenarten kennenzulernen. Der Kerl hier war besonders unruhig.

„Odran...“, stellte Kynnan fest. „Ja, ich erinnere mich dunkel. Marnon hat dich mir empfohlen, und auf sein Urteil kann ich mich eigentlich immer verlassen. Du bist erst seit Mitte Verle hier, nicht wahr?“

„Ja mein Herr, deshalb wollte ich mich Euch so bald wie möglich vorstellen. Ich hoffe, ich erweise mich Eures Vertrauens würdig.“ Der Mann schob mit der linken Hand seinen kleinen Dolch am Gürtel zurecht. „Wünscht ihr, daß ich euch die Rechnungsbücher bringe?“

Aziareya zuckte heftig zusammen. Aber auch Kynnan mußte es gesehen haben - dem Kerl fehlte der kleine Finger. Der Patrizier setzte sich ruckartig auf, ließ sich aber ansonsten nicht viel anmerken. Aziareya hielt die Luft an. Sie versuchte sich genau zu erinnern, was sie in der schicksalshaften Nacht bemerkt hatte, und ein schattenhaftes Bild schob sich über das was sie sah.

Odran verneigte sich wieder und wollte sich zurückziehen.

„Oh nein, warte.“ Kynnan erhob sich und trat auf den Verwalter zu, der ihn ruhig musterte. Aziareya stellte beide Füße fest auf die Erde und spannte ihre Muskeln an. Sie war ebenfalls bereit aufzuspringen, wenn es nötig sein würde. „Odran, erzähle mir ein wenig mehr von dir.“

„Was soll ich Euch erzählen, Herr?“ fragte er andere verwirrt und wich ein Stück zurück, als Kynnan mit dem Griffstück seines Stockes spielte. Aziareya atmete wieder aus und leckte sich über die Lippen.

„*Von deiner Familie. Woher kommst du, und was hat dich in diese trostlose Gegend verschlagen? Dein Dialekt klingt erstaunlich nydalisch!*“

Odrans Augen weiteten sich einen kurzen Augenblick, aber er fiel nicht auf die Schliche herein. Dann zuckte er mit den Schultern. „Ich bin dort geboren, aber wir, meine Mutter und ich, zogen schon früh fort.“

„Das ist schade“, murmelte der weißhaarige Patrizier und trat einen Schritt zurück. „Dann habe ich noch eine Frage an dich.“

„Herr?“ Odran wirkte gefaßt.

„*Was hattest du in der Nacht des 22. Bri in den Gemächern meiner Konkubine zu suchen?*“

fragte Kynnan scharf und zog mit einer fließenden Bewegung den Degen aus dem Stock. Der Mann stutzte und wich fluchtartig zur Tür zurück, als der Patrizier den glitzernden Stahl auf ihn richtete, doch Aziareya war schneller als er. Sie verstellte ihm breitbeinig den Weg.

Das reichte, um die Standhaftigkeit des anderen ins Wanken zu bringen: Odran sah gehetzt von einem zum anderen, seine Hände zuckten, und sein Gesicht verdüsterte sich, als er erkannte, daß er sich durch sein instinktives Verhalten verraten hatte.

Kynnan hob den Degen noch ein Stück. „Ich gebe dir eine Chance!“ sagte er mit kalter Stimme. „Rede, und ich überlege mir, ob ich dich den Wachen ausliefere oder dir lieber einen sauberen, ehrenhaften Tod gebe, *du mörderischer Fhanir!*“

Das schien eine üble Beleidigung zu sein. Eine Ader schwoll auf der Stirn des Gestellten an. „Die Metze hat mich wohl tatsächlich gesehen, Val'Darykyne!“ knurrte er mit einem kalten Blick auf Aziareya. „Wenn es dich beruhigt, Nachfahre eines verräterischen Bastards, dann sollst du wissen, daß ich dein blondes Liebchen nicht umgebracht habe, genauso wie die Füchsin da. Es war noch ein anderer in den Räumen, ein Kerl, der sich erst mit dem Püppchen

vergnügte und dann... Aber dieses Wissen wird dir nichts mehr nützen!“ Odran lachte höhnisch und laut auf und musterte Kynnan verächtlich. „Was ist den tapferen Val'Darykayne geblieben? Ein verzärtelter Krüppel, der glaubt mit einem Degen umgehen zu können. Bei Anout'Drukar - es hätte später geschehen sollen, aber jetzt habe ich keine Wahl mehr!“

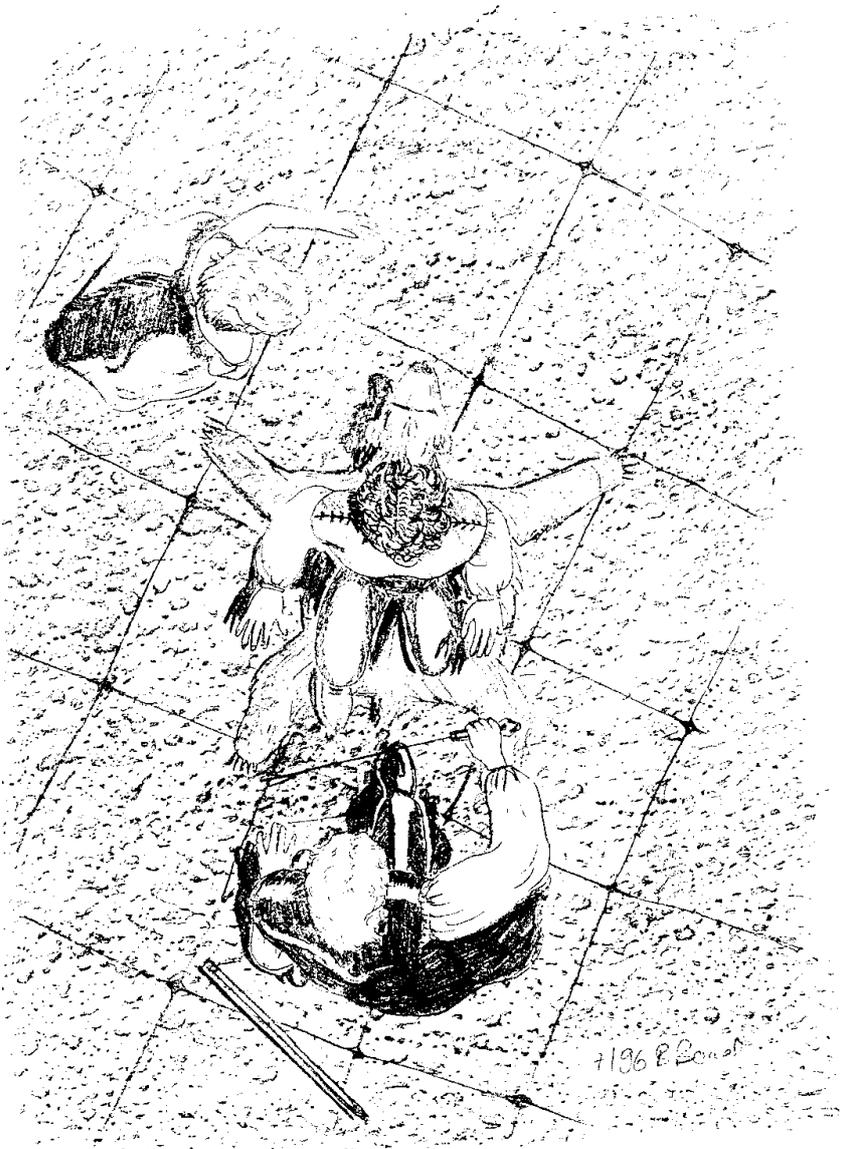
„Val'Darykayne?“ murmelte Kynnan erstaunt. „Dann ist also wahr, daß...“ Er kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden. Plötzlich sprang der andere Mann vor und schlug den Degen mit dem Arm zur Seite. Die Klinge konnte den schweren Stoff nicht durchschlagen. Odran packte Kynnans Waffenarm und drückte so fest zu, daß der Patrizier den Degen mit einem schmerz erfüllten Stöhnen losließ. Die Waffe polterte zu Boden. Die andere Pranke des Nydalers zuckte vor. Sein Dolch schoß auf Kynnans Kehle zu.

Aziareya stürzte mit einem wilden Schrei auf Odran. Sie sprang ihn an und umklammerte den rechten Arm, zog den Dolch im letzten Moment zurück. Der Nydaler war wesentlich stärker als sie. Er drückte die Frau nach hinten weg, während er Kynnan gegen die Beine trat und ihm so den Stand nahm, während er die noch immer festgehaltene Hand gegen die Holzvertäflung schmetterte. Ein weiterer Tritt in die Magengrube ließ den Patrizier keuchend zusammensinken.

Das alles ging so schnell, das Aziareya keine Zeit fand, sich loszureißen. Odran wandte sich seiner Gegnerin zu, die um sich trat und mit der freien Hand auf sein Gesicht zielte, während sie mit der anderen noch immer seinen Dolch aus ihrer Reichweite hielt. Zornig versuchte er sie zu packen und von sich zu schleudern, doch Aziareya nutzte jeden seiner Schwünge aus, bog ihren Körper so, daß er sie nicht zu fassen bekam.

Bis er schließlich genug hatte und seine Dolchhand an den Körper zog und wieder vor sich weg drückte. Aziareya mußte loslassen, als sie gegen die Wand geschleudert wurde und der Aufprall ihren Körper lähmte. Der Mann drehte sich und versetzte ihr einen Schlag in den Magen, der sie zusammenklappen ließ.

Sein Dolch zischte auf sie zu, doch ein Buch krachte gegen seinen Unterarm und lenkte den Stoß ab. Die Klinge bohrte sich tief ins Holz. Aziareya ließ sich zur Seite fallen, rollte weg und sah, wie Kynnan taumelnd auf die Beine kam, den Degen in der Rechten.



Odran fluchte und riß den Dolch mit Wucht aus der Täfelung, daß das Holz splitterte. Er sprang auf den Weißhaarigen zu, aber da ruckte sein Kopf hoch. Auch Aziareya hörte nun die aufgeregten Stimmen, die rasch näherkamen. Dann öffnete jemand hastig die Tür.

Der Attentäter sah sich in die Enge gedrängt, als drei Männer in den Raum stürmten. Er blickte sich noch einmal gehetzt um, dann schleuderte er den Dolch in Kynnans Richtung und setzte über einen der umgefallenen Sessel hinweg zum Fenster.

Ehe ihn einer der anderen aufhalten konnte, klappte er einen der Läden zurück und sprang hinaus. Aziareya versuchte ihm nachzusetzen, doch sie bekam nur noch einen Zipfel seines Überwurfes zu fassen, der mit einem häßlichen Geräusch zerriß.

Sie zog sich keuchend vom Fenster zurück und wandte sich zu Kynnan, als sie ein schmerzgefülltes Stöhnen hörte. Einer seiner Bediensteten riß schon das blutbefleckte Hemd an der Schulter des Weißhaarigen auf und untersuchte die Wunde, aber der Patrizier schüttelte erleichtert den Kopf und preßte keuchend hervor: „Der Dolch hat mich nur gestreift, 'reya! Los, ihr anderen - setzt dem Kerl nach!“

Während draußen der Aufruhr tobte, ließ Kynnan sich auf einen Sessel helfen und schüttelte den Kopf. „Nydall. Ich kann es nicht glauben.“

„Was kannst du nicht glauben?“ fragte Aziareya, die auf der Lehne des breiten Stuhles saß und übernommen hatte, das Blut mit einem sauberen Tuch abzutupfen, während einer der Diener den Heiler aus dem nahen Dorf rief.

„Daß die alte Feindschaft zwischen den Häusern Val'Tyndrion und Val'Darykayne immer noch besteht. Mein Großvater hat öfters von dem nachtragenden Wesen seines Volkes gesprochen, aber in all den Jahren hat sich niemand gerührt. Aber etwas muß in Nydall los sein: Kein anderer als der Fürst kann hinter dem Anschlag stecken, denn sonst wüßte ich keinen Grund. Daß Odran den alten Namen benutzt hat, ist ein Zeichen für den alten Groll. Ich habe das Gefühl, jemand empfindet große Angst vor mir.“ Er seufzte. „Aber die Fragen sind nicht weniger geworden. Wir müssen ihn unbedingt finden, weil er bestimmt nicht gelogen hat, und vielleicht noch mehr weiß!“

Feiner Nieselregen begleitete sie, als Kynnan und Aziareya ein paar Tage später nach Elek-Mantow zurückkehrten. Der Patrizier war schlechter Stimmung, und das rührte nicht nur von den Schmerzen in seinem bandagierten Arm, den er in einer Schlinge vor dem Körper trug her. Die Männer des Landgutes hatten noch mehr als einen Tag nach Odran gesucht, ihn aber nicht mehr aufspüren können, auch wenn eine vage Spur nach Elek-Mantow wies. Wie weit konnten sie sich aber auf die Sinne des alten, halbblinden und tauben Mannes verlassen, der ihnen das erzählt hatte?

Sicher nur wenig. Aziareya grinste den Soldaten an, der ihre Passierscheine begutachtete und drehte sich wie ihr Gemahl um, als sie hinter sich Lärm hörten.

Begleitet von einer Schar Schaulustiger trugen zwei Stadtwachen eine Bahre zwischen sich. Jemand hatte eine schmutzige Decke, die aber Kopf und Füße freiließ, über den reglosen Leib darauf geworfen. Aziareya stieß zischend die Luft aus, als sie den kräftigen dunkelhaarigen Mann erkannte. Er starrte blicklos zum Himmel, das Gesicht war auch im Tode noch schmerzverzerrt.

„Was ist da passiert?“ fragte Kynnan neben ihr neugierig, und einer der Männer gab ihnen bereitwillig Auskunft. „Wir haben ihn in einem leeren Stall gefunden. Ich sage euch, das war ein widerlicher Anblick. Der arme Kerl muß noch gelebt haben, als ihm sein Mörder den Bauch aufgeschnitten und die Organe fein säuberlich entfernt hat. Seltsam, daß keiner die Schreie gehört hat!“

Kynnan verzog das Gesicht und rümpfte die Nase, als mit einem Schwarm Fliegen auch Verwesungsgeruch aufstieg. „Wer kann so etwas tun?“

„Ein Verrückter, ein vollkommen Wahnsinniger, ein Besessener, was weiß ich...“, meinte der Soldat. „Jedenfalls stinkt die Leiche schon bis zum Himmel, bitte verzeiht, wenn wir sie jetzt wegschaffen.“

Kynnan nickte und sah der Bahre nach, während Aziareya sich noch einmal in Richtung Rattenloch drehte, als sie eine seltsame Stimmung erfaßte. Ihr Blick fiel auf einen jungen Mann unter den Schaulustigen, der sein Gesicht zwar unter dem Stoff seines Überwurfes verborgen hatte, aber für Aziareya gut erkennbare Gefühlsregungen ausstrahlte.

„Kommst du?“ schreckte Kynnan sie auf. Aziareya drehte den Kopf und nickte verwirrt. „Was hast du da gesehen?“ fragte er.

Sie wandte sich noch einmal um, doch der Fremde war bereits aus der Menge verschwunden. Nein, nicht ganz. Ein rothaariges Kind zog ihn mit sich, das ihr irgendwie bekannt vorkam.

Kynnan stieß sie sanft an. „Hat dich der Anblick der Leiche so erschreckt?“ meinte er, als sie die Brücke hinter sich gelassen hatten. Er seufzte enttäuscht. „Da waren unsere Gegenspieler doch wieder schneller. Verdammt sollen sie sein!“ grollte er verärgert und ballte die gesunde Faust.

Aziareya nickte. Wahrscheinlich hatte sie sich nur getäuscht, und Hirngespinnste gesehen. Sie lächelte Kynnan an, dessen Gesicht sich auch wieder etwas aufhellte.

„Dieser Bri hatte nur Aufregungen für mich - aber es ist lange genug ruhig gewesen um das Haus Valdrakyne“, scherzte er leise. „Fast schon langweilig. Und jetzt habe ich Gegner, die mir gewachsen sind.“ Er streckte plötzlich die Hand aus. „Und eine Gefährtin, die meiner ebenbürtig ist!“

Aziareya schluckte und legte ihre Hand nach kurzem Zögern in die Seine. Widersprüchliche Gefühle durchfluteten sie - Freude und Argwohn, Zuversicht und Zweifel. Dieser Mann schaffte es immer wieder, sie zu verwirren, aber gerade deswegen fand sie ihn so liebenswert und faszinierend.

„Und heute Abend lade ich ein paar andere Freunde ein, die dir sicher gefallen werden. Ich habe einen meiner Freunde ganz vernachlässigt, den ich schon lange nicht mehr gesehen habe. Kommandant Rhiallos.“

Aziareya wollte ihre Hand zurückziehen, aber Kynnan hielt sie fest und lachte. „Oh, keine Angst. Rhial ist nicht so ein Tugendbold wie Larkur! Aber unterschätz' ihn nicht, und schon gar nicht sein Alter!“

Die junge Frau lächelte gezwungen. „Unterschätze nicht mich, mein Alter und meine Gewitztheit“, konterte sie frech und überspielte damit ihren kurzzeitigen Argwohn. Oh, dieser unmögliche Kerl. Worauf hatte sie sich nur eingelassen, als sie des Seilers Sohn entsagte? Die Antwort gab sie sich selber: auf ein aufregendes Leben!

Christel Scheja
Juni 1996

Die Schattenseite des Gesetzes

23. Bri 168 n.G.

Ob sich viel verändert haben würde? Rhiallos wußte es nicht, brannte aber darauf, es herauszufinden. Wenn man nicht in der Stadt weilte, vergaß man manchmal sogar die Zeit - der Jahreszeit nach zu urteilen mochte es Bri sein, aber da, wo Rhiallos jetzt herkam, hatte das so wieso niemanden interessiert. Langsam war das Nordtor zu erkennen - ein neues Stadtwappen? Das war ja nicht anders zu erwarten gewesen. Mal sehen ob die Wachen erkannten, wer da vor ihnen steht...



„Halt! Wer da?“ Eine Wache war vorgetreten.

„War ich wirklich so lange weg, daß du mich nicht mehr erkennst? Thoaron, ich kenne dich noch als jungen Rekruten...“

Die Wache stutzte. „Moment mal... Hauptmann Rhiallos? Himmel, ihr habt euch verändert! Und in einer solch seltsamen Rüstung...“

„Später, Junge... laß mich erst einmal rein...“



Thoaron war wirklich überrascht gewesen. Aber es war tatsächlich Rhiallos, der dort nach so langer Zeit vor ihm stand. In dieser seltsam anmutenden weißen Schuppenrüstung hätte er ihn fast nicht wiedererkannt. Eilig ließ ihn Thoaron passieren. Rhiallos bat einen der Wächter, den Oberst von seiner Ankunft zu unterrichten, und machte sich dann auf den Weg zu seinem Haus.



Das Haus der Familie lag vor ihm - Rhiallos hatte es seit Jahren nicht gesehen. Wie es den Eltern wohl gehen würde... man würde sicher bis morgen Mittag nicht aus dem Erzählen rauskommen... Rhiallos klopfte an die Tür.

„Ja, wer ist da?“ krächzte eine Stimme aus dem Inneren.

„Ich bin's, Laestryan, Rhiallos, mach auf!“

„Was! Rhiallos? Seid ihr das wirklich?“ Ein Riegel wurde zurückgeschoben, und die Tür wurde geöffnet. „Wahrhaftig, ihr seid es, ihr seid wieder da!“ Laestryan wirkte überglücklich.

„Natürlich bin ich da, was hast du erwartet?“ Rhiallos legte dem alten Mann die Hände auf die Schultern. „Sag', wo sind Vater und Mutter?“

Aber Laestryan schwieg und blickte betreten zu Boden. „Man hat euch noch nichts gesagt?“

„Was? Doch nicht etwa... Laestryan! Sag, daß das nicht wahr ist!“ Rhiallos schüttelte den alten Mann.

„Diesen Gefallen kann ich euch leider nicht tun, Herr.“

„Wann? Wie?“ Tränen schossen Rhiallos in die Augen.

„Kommt erst einmal herein, junger Herr - ich erkläre euch dann alles, aber beruhigt euch erst einmal...“



Laestryan hatte gut reden. Da war man jahrelang weg von Zuhause, und dann... Erinnerungen flammten auf. Vater... Mutter... das Leben war einfach grausam. In das Gefühl der Trauer mischte sich mehr und mehr Wut.

„Setzt euch erst einmal in den Salon, ich werde euch einen Tee...“

„Laestryan - ist der Übungsraum noch eingerichtet?“

„Sicherlich, junger Herr, aber...“

„Bereite ruhig schon etwas vor, ich komme gleich wieder.“ Mit diesen Worten verschwand Rhiallos in einem der Zimmer.



Eine gute Stunde später kam Rhiallos wieder aus dem Zimmer heraus. „Laestryan, besorge mir morgen einen neuen Übungsblock, und räume demnächst einmal das Brennholz weg, ja?“

„Aber - junger Herr, was habt ihr...“

„Nicht weiter tragisch. Nun erzähl.“

„Setzt euch erst einmal - ich werde euch alles erzählen, nehmt erst einmal einen Schluck, ich hole derweil die Aufzeichnungen eures Vaters.“ Laestryan schenkte Rhiallos etwas ein, verließ kurz das Zimmer, und kam mit einem kleinen Buch zurück. In diesem Moment begann Rhiallos zu husten.

„Ist euch nicht gut, junger Herr?“

„Was - ist - das - für - ein - Zeug - zum - Brennen - ?“

„Sagt nicht, daß ihr immer noch nichts dreifach gebranntes vertragt - ich dachte, das hättet ihr auch unterwegs gelernt?“

Rhiallos hatte wieder Atem gefunden. „Kaum - aber trotzdem danke. Und nun, berichte.“



Bis tief in die Nacht hörte sich Rhiallos an, was Laestryan zu berichten hatte, dann gewann die Müdigkeit überhand. Schnell hatte Laestryan ein Lager hergerichtet, und Rhiallos fiel in einen tiefen, erholsamen Schlaf.



Schon der nächste Morgen brachte Neuigkeiten. Eine Botschaft vom Triumvirat, daß Rhiallos sich heute auf der Wache einfinden solle, unterzeichnet von - Geral Broschakal! Donnerwetter, sie hatte es also geschafft. Nun, sie schien sich an das halten zu wollen, was sie damals ausgemacht hatten. Rhiallos genehmigte sich ein ausgiebiges Frühstück, machte sich dann aber auf den Weg zur Wache.



Gerade war Rhiallos am Wachgebäude angelangt, als plötzlich eine bekannte Stimme ertönte.

„Wenn das nicht Rhiallos ist - wo warst du denn so lange?“

„Larkur? Bist du das wirklich? Dich gibt's noch?“

„Natürlich, so schnell bin ich nicht totzukriegen, wenn's auch viele versucht haben.“ Beiderseitiges Gelächter.

„Kommst du wieder zu uns, Rhial?“

„Sieht ganz so aus. Das Triumvirat will mich sprechen.“

„Dann läßt du sie besser nicht warten - wir sehen uns bestimmt nachher noch. Bis bald!“ Damit verließ Hauptmann Larkur die Garnison, auf dem Weg zum Dienst. Rhiallos suchte indes das Triumvirat auf - das schon mitsamt dem Oberst der Garde wartete.



„Hauptmann Rhiallos meldet sich zur Stelle!“

„Ihr kommt genau richtig, *Kommandant* Rhiallos. Es gibt viel zu tun, insbesondere in der Südstadt.“

„Heißt das, die Abmachung, die mein Vater damals traf, hat noch Gültigkeit?“ „Ihr sagt es. Und ich hoffe, ihr wißt die damit verbundene Befehlsgewalt entsprechend zu nutzen, Kommandant“, bestätigte Geral Broschakal. „Ihr solltet wissen, daß es in der Südstadt mittlerweile schon einen aktiven Vigilanten gibt - nicht, daß derartige Selbstjustiz dort ungewöhnlich wäre, aber einer fällt uns in letzter Zeit auf. Ein ums andere Mal kommt er unseren Gardisten zuvor, und das behindert natürlich die jeweiligen Ermittlungen. Ich schätze, es ist eine angemessene Aufgabe für euch, euch dieses Mannes anzunehmen.“

„Ich werde mein bestes tun.“ Rhiallos nahm die Uniform entgegen und machte sich auf den Weg.



Zuerst führte Rhiallos' Weg noch einmal nach Hause - noch war nicht die Zeit gewesen, das Haus einmal gründlich zu inspizieren. Laestryan hatte alles verwaltet, alles war noch so, wie Rhiallos es in Erinnerung hatte... Der Kamin... Vaters Auszeichnungen... die Wandteppiche... die Familienporträts... der Familienschm- Moment! Da fehlte doch etwas! Mutters Amulett! „Laestryan!“

„Ja, Herr?“

„Das Amulett meiner Mutter! Wo ist es?“

„Das weiß ich leider auch nicht, Herr - eines Tages war es verschwunden, aber das ist schon länger her. Ich habe die restlichen Schmuckstücke aber dennoch offen stehen lassen, so, wie es eure Mutter immer wollte.“

„Ist gut, es ist nicht deine Schuld.“ Verdammt! Also wurde mittlerweile schon in der Oberstadt eingebrochen! Das würde er zu ändern wissen...



Larkur staunte nicht schlecht. „Ist das noch derselbe Rhiallos wie gestern?“

„Das schon. Nur, weil ich jetzt in einer Kommandantenumform stecke, bin ich doch nicht anders geworden.“ „Na, dann bin ich ja beruhigt. Hast du etwas bestimmtes vor?“

„Heute Abend werde ich mal die Südstadt etwas genauer inspizieren.“

„Brauchst du Verstärkung?“

„Nein, danke, ich glaube, ich werde sogar in Zivil hingehen - ich will jemanden finden.“

„Jemanden?“

„Das Triumvirat hat mir von einem Vigilanten berichtet...“

„Na dann viel Glück - nach dem, was ich von meinen Gardisten gehört habe, wirst du's brauchen, Rhial.“

„Danke, Larkur. Und wenn du Hilfe brauchen solltest - laß es mich wissen, mir jucken geradezu die Finger nach einem Kampf.“

„Den wirst du in der Südstadt sicher leicht finden... ach ja, wenn du morgen noch nichts vor hast... eine Mörderin soll hingerichtet werden... wirklich schade um das Mädchen, aber...“

„Meinst du etwa, daß mich so etwas reizt? Larkur, ich dachte, du kennst mich besser.“



Mittlerweile war es dunkel geworden. Einer der Gardisten rief jetzt die Zeit aus - das war neu, und Rhiallos fragte sich, wer diese Idee gehabt haben mochte. Nun ging es über die Brücke, in den Süden Elek-Mantows... das häßliche der zwei Gesichter einer Stadt, gespalten von einer Schlucht wie von einer tiefen Wunde. Diesseits der Brücke herrschte Licht, Gesetz und Ordnung, jenseits... jenseits, in den Schatten, herrschten Verbrechen und Lynchjustiz - die Schattenseite des Gesetzes. Oft gab es für die Gardisten in diesem Teil der Stadt keine Anhaltspunkte mehr, wenn sie am Ort eines Verbrechens ankamen; meistens hatten die Beteiligten

schon alles „geregelt“, und sämtliche Spuren waren in der größten Mördergrube der Stadt, der Schlucht, verschwunden. Kooperation würde man einem Gardisten hier nicht entgegenbringen - deswegen hatte Rhiallos sich entschlossen, der Unterstadt inkognito einen Besuch abzustatten. Ein schäbiger Mantel bedeckte den strahlend weißen Schuppenpanzer zur Genüge, und auch Vaters Schwert verschwand darunter. Ein wenig Dreck in die braunen Haare und übers Gesicht tat den Rest dazu - nur die wachsam blickenden blauen Augen erinnerten noch an den Kommandanten der Garde Rhiallos. Nun fehlte nur noch ein Ziel - das fand sich schnell; Rhiallos steuerte das „Zweischneidige Schwert“ an, eine Söldnerkneipe mitten im Rattenloch. Vielleicht gab es dort etwas - oder jemanden - zu finden.



Es war dunkel - und für Shamino begann wieder der Tag. Er wußte Ebrian bei Brianne sicher, also konnte er wieder auf einen seiner Streifzüge gehen. Mal sehen, wer sich heute fände, der hier nicht hineinpaßte, der die Ordnung des Rattenlochs störte... Ordnung, ja, wenn es auch eher eine Art Hackordnung war, aber die Südstadt sorgte für ihre Bewohner auf ihre Weise...



Das „Zweischneidige Schwert“ war ein Ort, an dem man eine Menge finden konnte - Söldner, Informationen - man mußte nur danach suchen. Rhiallos lungerte ein wenig in der Nähe des Gebäudes herum. Irgend etwas lag in der Luft, etwas mußte passieren... Es war wie der Geruch vor einem Gewitter. Dort drüben stahl ein Junge die Börse eines unaufmerksamen Söldners - nein, Rhiallos würde seine Tarnung nicht wegen einer solchen Nichtigkeit aufgeben, sollte er nur... Der Junge trug das Amulett seiner Mutter um den Hals! Das würde er sich wiederholen - aber nicht hier; er würde ihn verfolgen und an einem abgelegeneren Ort stellen...



Shahtar sah die Geldbörse durch - naja, der Vorbesitzer hatte zwar nicht gerade erst Sold bekommen, aber es sollte ihn und seine Schwestern sogar „ehrlich“ über das nächste Viertel bringen...

„Du hast da etwas, was mir gehört!“

Shahtar schreckte hoch und zog instinktiv sein Stilett. „Dir? Nein, das habe ich jemand anderem abgenommen! Scher’ dich weg, und laß’ mich in Ruhe!“

„Ich rede nicht von der Börse - das, was du da um den Hals trägst...“ „Stammt aus der Oberstadt, wo du Dreckskerl nie hinkommen würdest!“

„Na warte, Freundchen!“ Mit einem Mal war Shahtars Handgelenk umklammert.



Jetzt wurde es Zeit, daß er eingriff. „Laß sofort den Jungen los!“ Shamino trat aus den Schatten hervor.



Wer mischte sich da ein? Sollte das etwa... Es schien fast, als hätte Rhiallos schon das Ziel gefunden, nach dem die Gardisten schon lange suchten. Der Junge konnte warten, jetzt war dieser Kerl hier wichtiger. Rhiallos drehte sich um und zog das Schwert.



Shahtar sah zu, daß er wegakam.



Rhiallos merkte, daß dieser Gegner nicht auf die leichte Schulter zu nehmen war. Mit katzenhaften Bewegungen kam er näher, ein Rapier und eine Main-Gauche gezogen. Rhiallos machte einen Schritt nach rechts und versuchte, die linke Flanke seines Gegner zu treffen, aber er parierte den wuchtigen Schlag.



Shamino sah eine Lücke in der Deckung seines Gegners - und stach zu. Anstatt aber daß sein Rapier seinen Gegner durchbohrte, bog sich die Klinge - und brach dann mit einem widerlichen Knacken direkt am Schaft ab. Shamino war so perplex, daß er sich vor dem nächsten Angriff, einem beidhändig geführten Rundumschlag, gerade noch wegducken konnte. Ohne noch weiter zu zögern nahm er alle Kraft zusammen und donnerte seinem Gegner die nun klingenlose Parierglocke gegen den Schädel, worauf dieser zusammensackte. Allerdings schien er nur benommen zu sein, und so beschloß Shamino, erst einmal nur seine Rapierklinge zu schnappen und das Weite zu suchen. Dem Jungen war geholfen, und er war ja schließlich nicht lebensmüde.



Rhiallos hörte nur noch einige schnelle Schritte - zu sehen war nichts mehr von dem Unbekannten. Verdammt - na, dann würde er eben auf eine andere Gelegenheit warten müssen...



Toshi wollte sich gerade zur Nachtruhe begeben, als er eine andere Person im Zimmer gewahrte.

„Seid ihr Toshi?“ fragte eine Stimme.

Toshi spannte sich an, bereit, bei der kleinsten feindseligen Aktion etwas gegen den Eindringling zu unternehmen. „Wer will das wissen? Kommt doch aus den Schatten heraus.“

„Wer ich bin, soll euch egal sein - aber man sagt, ihr macht die besten Klingen in der Stadt.“

„Eine etwas ungewohnte Zeit, Geschäfte tätigen zu wollen, nicht wahr?“

„Es ist wirklich dringend.“ Ein großer, schwarzgekleideter Mann trat aus den Schatten hervor.

„Dann trinkt doch wenigstens einen Tee mit mir - dabei läßt es sich doch viel besser über das Geschäft reden.“

Der Fremde zeigte sich von diesem Vorschlag nicht allzu begeistert, willigte aber ein.



Shamino hatte auf dem Boden Platz genommen, und hatte, so sehr die Zeit auch drängte, einen Tee mit dem besten Waffenschmied von Elek-Mantow getrunken. Dann kam er zur Sache: „Könnt ihr mir so etwas anfertigen?“ Er legte die Überreste seines Rapiers - die Klinge und die Parierglocke mit Griff - vor Toshi auf den Boden.

„So etwas sicher nicht“, meinte dieser, während er die Teile untersuchte, „aber etwas besseres. Kommt in drei Tagen wieder, dann habe ich es fertig.“

„Drei Tage! Das ist lang. Zu lang - ich brauche eine Waffe!“

„Nun - ich könnte euch bis dann eine leihen - geht zu dem Ständer dort drüben und sucht euch eine aus.“

Shamino tat wie ihm geheißen, und wählte eine Art Entermesser - die Waffe hatte eine schwerere, breitere Klinge als sein Rapier, und war etwas kürzer, ließ sich aber ähnlich führen. „Und ihr meint wirklich erst in drei...“

„Wollt ihr eine Waffe, oder ein Spielzeug? Gute Arbeit braucht ihre Zeit.“

„Na gut. Bis in drei Tagen dann.“ Shamino verabschiedete sich mit einem Rückwärtssalto aus dem Fenster.



„Was hast du denn da? Wo ist dein Rapier geblieben?“ Brianne wunderte sich über das, was sie sah.

„Kaputt ist es. Und ein neues braucht etwas länger, also hab ich mir das da geliehen.“

„Kaputt? Was hast du gemacht? Shamino? *Que Taku kenam trika?*⁷³ „

„Ja, ich habe gekämpft, aber ich kann es selbst nicht fassen. Die Klinge ging schlicht und einfach nicht durch wie sonst.“

„Mit wem hast du dich da nur wieder eingelassen... Paß' bitte gut auf dich auf!“



Drei Tage später besuchte Shamino den Schmied ein zweites Mal. „Seid ihr fertig geworden?“

„Gemach, junger Freund, gemacht... Gute Arbeit braucht eben ihre Zeit... ich poliere gerade noch die Klinge. Aber nehmt doch Platz, ich wollte sowieso einen Tee zubereiten...“

Innerlich hätte Shamino explodieren können - diese Haltung konnte einen wahnsinnig machen. Aber dafür entschädigte ihn der Anblick dessen, was er da unter Toshis Poliertuch hervorblitzen sah. „Hier habt ihr eure Waffe zurück - und nun laßt uns endlich zur Sache kommen!“

„Bitte, nehmt eure Klinge.“ Toshi reichte Shamino eine Waffe, und als dieser das Poliertuch zur Seite schlug, glaubte er, seinen Augen nicht zu trauen. Die Klinge hatte einen fremdartigen Schliff, und außerdem waren der Griff und auch die Klinge verziert - allerdings erkannte man diese filigranen Bilder, die einen Drachen und einen Phoenix darstellten, nur, wenn das Licht entsprechend darauffiel. Auch der Griff war ungewöhnlich, und die Klinge war perfekt ausbalanciert. Shamino zupfte sich ein Haar aus und ließ es auf die Klinge fallen - es wurde in zwei Teile gespalten. Er stieß einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen aus, und vollführte ein paar Probeschläge und Stöße.

„Nun? Meint ihr, diese Waffe ist angemessen für Shamino?“

Shamino fuhr herum. „Woher...“

„Ich habe meine Quellen“, entgegnete Toshi, „so wie ihr die euren habt. Aber sagt, gefällt euch die Waffe?“

„Sie ist wunderschön - zu schön. Das ist Verschwendung, und außerdem kann ich bestimmt nicht genug zahlen.“

Toshi winkte ab. „Ehre, wem Ehre gebührt - nun nehmt sie schon.“

„Das kann nicht euer Ernst sein...“

„Ihr wollt mich doch wohl nicht beleidigen?“

„Nein, natürlich nicht, aber...“

„Kein aber. Diese Klinge wird in euren Händen die Dienste erfüllen, für die sie geschaffen worden ist. Und nun, laßt uns Tee trinken...“

Shamino verstand zwar die Welt nicht mehr, ließ sich den Tee aber schmecken.



Mehrere Tage hatte Rhiallos den schwarzgekleideten Schwertkämpfer nirgends entdecken können. Jede Nacht alleine in der Unterstadt unterwegs zu sein, um diesen Gesetzlosen auf frischer Tat zu ertappen, strengte zwar an, aber heute schien die Rechnung aufzugehen: Rhiallos gewährte, daß er durch die Schatten schlich. Allerdings, um ihn auf frischer Tat zu erwischen, mußte Rhiallos ihn verfolgen und abwarten. Der Vigilant schien auch seinerseits jemanden zu verfolgen - um so einfacher für Rhiallos, unentdeckt zu bleiben. Aha, jetzt versteckte er sich... er beobachtete ein halbverfallenes Haus... Jemand verließ diese Bruchbude -

⁷³ Taku kenam trika? (arietidisch) = Hast Du gekämpft?

ein grobschlächtiger Kerl, der aussah, als wüßte er nicht einmal, was Seife ist, und vermutlich auch so roch. Aha, den verfolgte der Schwarzgekleidete jetzt... Was war denn jetzt? Der Grobschlächtinge näherte sich einer Gruppe Flüchtlinge, offenbar einer Rekschat-Familie... sie schienen über irgend etwas zu verhandeln... das durfte doch wohl nicht wahr sein! Dieser Kerl gab den Flüchtlingen eine Handvoll Sonnen, und nahm einfach eines der Kinder mit! Und das in Elek-Mantow! Selbst in der Südstadt hätte Rhiallos so etwas nicht erwartet - was war mit der Stadt in all diesen Jahren geschehen? Der Grobschlächtinge war weitergegangen, ein gekauftes Rekschatmädchen unter dem Arm, und der Schwarzgekleidete folgte ihm - so nahm auch Rhiallos die Verfolgung wieder auf. Dann ging alles ganz schnell: In einer abgelegenen Straße hatte der Schwarzgekleidete plötzlich ein Wurfmesser gezogen, und es auf den Grobschlächtingen geworfen. Es blieb in seiner Schulter stecken, und vor Schmerz und Schreck ließ er das Mädchen fallen. Sofort war der Vigilant bei ihm, und Rhiallos konnte bewundern, mit welchem Tempo er den Schurken abfertigte; von einem Moment auf den anderen hatte er ihm mit einem Dolch die Kehle durchgeschnitten. Gurgelnd brach er zusammen. Der Vigilant holte sich sein Wurfmesser zurück, schulterte die Leiche, und streckte dem Mädchen die Hand hin, das diese dann auch zögerlich ergriff. Rhiallos sah noch keinen Grund, einzugreifen - auch jeder anständige Gardist hätte diesen Menschenhändler gestellt, wenn auch nicht unbedingt getötet, aber schade war es nicht um ihn. Jetzt ging der Schwarzgekleidete zur Schlucht - sicher, hier wurde der Leichnam entsorgt. Und dann - wo ging er jetzt hin? Er kletterte eine Stiege hinunter... Rhiallos lugte über den Rand der Spalte... aha, er klopfte an die Tür einer kleinen Hütte, die dort praktisch an der Felswand klebte... Eine alte Frau öffnete, und die beiden unterhielten sich... das Mädchen ging zu ihr in die Hütte, und der Schwarzgekleidete kam wieder herauf. Hoffentlich hatte er nicht gemerkt, daß er verfolgt wurde. Jetzt ging er zurück zu dem Haus, wo er den Grobschlächtingen entdeckt hatte... er ging hinein - und wenig später kam eine ganze Gruppe Kinder heraus! Schnell hatten sie sich in den Straßen der Unterstadt verteilt. Als der Schwarzgekleidete nach ihnen aus dem Haus kam, machte er einen zufriedenen Eindruck. Rhiallos hatte genug gesehen. Dieser Mann war hier mindestens so nötig wie die Stadtgarde, die hier eben nicht so agieren konnte wie in der Oberstadt. Rhiallos war wie das Licht der Oberstadt, aber dieser Mann hatte sich seinem Revier angepaßt, er war ein Schatten im Schatten, die Schattenseite des Gesetzes...



„Was sagt ihr, Kommandant? Es gibt keinen Vigilanten?“ Der Oberst wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Glaubt mir, aber diese Suche ist sinnlos - wir werden nichts finden. Dieser Vigilant ist eine Erfindung der Südstädter, die alles tun, um diesen Mythos aufrechtzuerhalten. Ich glaube, sie wollen sich damit die Illusion schaffen, Sicherheit zu haben - Sicherheit, die wir ihnen offensichtlich nicht geben können. Da möchte ich allerdings möglichst bald für Abhilfe schaffen.“

„Dann tut das, Kommandant.“ Rhiallos machte sich auf den Weg zur Arbeit - wissend, daß es jemanden gab, der ihm einen Teil davon abnahm ohne es zu wissen...



„Du mußt vollkommen verrückt sein, Rhial“, meinte Kynnan Valdrakyne, „alleine zu versuchen, die Südstadt sicherer zu machen.“

„Das Kompliment kann ich dir unbenutzt zurückgeben“, entgegnete Rhiallos. „Nicht, daß du keinen Geschmack hättest, aber meinst du nicht, daß es ganz schön verrückt ist, unter dem Galgen zu heiraten?“

„Ich habe meine Gründe...“

„Du hast recht, deine Gemahlin ist sicher Grund genug. Aber glaube mir, die habe ich auch... außerdem gibt es da jemanden, der die gleichen Ziele verfolgt... aber behalte das für dich.“

Aziareya war allerdings etwas mißtrauisch. Nicht, daß ihr Kommandant Rhiallos unsympathisch war - nein, das nicht, aber irgend etwas stimmte nicht mit ihm...

Oliver Nothers

Sonnenlauf

25. Bri 168 n.G.

Der in abgetragene, zerrissene und verdreckte Kleidung gehüllte Mann stand vor einem Stand, von dem her es appetitlich nach Gebratenem duftete. Aus einem stoppelbärtigen und eingefallenen Gesicht blickten dunkel umrandete Augen gierig auf das Essen. Sein Magen sagte ihm deutlich, daß er Hunger hatte - sein schlaffer Geldbeutel sagte ihm mindestens ebenso deutlich, daß er *keinen* Hunger zu haben hatte. Was sollte er tun?

Der Mann wußte genau, was er jetzt zu tun hatte - er brauchte ja nur die verfluchte Münze in die Hand zu nehmen, zu dem Stand mit den leckeren Speisen hinüber zu gehen und etwas zu Essen zu verlangen. Dann gab er dem Verkäufer dafür die Silbersonne, die er zwischen seinen schwieligen Fingern fühlte. Was war denn schon dabei?

Ja, was war schon dabei? Die Silbersonne würde ja sowieso - irgendwie - einige Zeit später wieder bei ihm auftauchen. Eines Tages würde er in irgendeiner schmierigen Taverne erwachen, den Kopf schwer von zuviel billigem Fusel, der ihm doch nicht zu vergessen helfen würde, und da wäre sie wieder in seiner Tasche. Nicht einmal wegwerfen konnte er das verdammte Ding, es kam immer wieder zu ihm zurück. Seine Finger lösten sich von der Münze, die ihm fast ein Loch in die Tasche zu brennen schien - so sehr meinte er, verlange es dem Stückchen Dämonensilber danach, herauszugelangen.

Wenn er nur wüßte wie... ach, was soll's. Was kümmerte es denn ihn, wenn im Multorischen Reich ein Sack Reis umfiele - gar nichts. Entschlossenem Schrittes trat der Mann auf die Garküche zu und verlangte einen Bratspieß, die Silbersonne zwischen seinen Fingern drehend. Als er, nachdem er sein Wechselgeld entgegengenommen hatte, das ihn ja auch einige Zeit versorgen konnte, genüsslich kauend in den Gassen der Unterstadt verschwand, hatte er sich fast schon mit dem abgefunden, was unweigerlich passieren mußte. Aber, hatte er das wirklich?



Es wurde langsam spät in der Nacht, der Markt leerte sich nun von den letzten Einkäufern und Händlern, zurück blieben nur ein paar unverbesserliche Nachtschwärmer. Kariam rechnete sich allerdings für seine kleine Garküche kein großes Geschäft mehr aus. Er löschte das Feuer in seinem Herd und schickte, nachdem alles aufgeräumt war, seine beiden Küchenhilfen nach Hause. Er räumte noch ein paar Holzteller an ihren Platz und sah nach den noch für den nächsten Tag zu besorgenden Vorräten, dann schloß er den schweren Holzladen vor seinem kleinen Stand. Er seufzte kurz, es war ein schwerer Tag gewesen, dann überprüfte er noch einmal alles mit einem letzten Blick und machte sich auf den Weg nach Hause.

Kariam bemerkte dabei allerdings nicht den flinken Schatten, der ihm im Schutze der Dunkelheit folgte. In einer ruhigen und menschenleeren Gasse geschah es dann - kein Schrei war zu hören.

Am nächsten Morgen blieb die Garküche des Kariam geschlossen... tot und seiner Einnahmen beraubt läßt sich schwerlich ein Geschäft betreiben.



Der magere Mann mit den dunklen Augen und dem schütterten Haar war's zufrieden. Er hatte zwar auf etwas mehr Geld gehofft, aber sein gestriges Opfer hatte wenigstens ein paar Silbersonnen zwischen dem ganzen Eisen gehabt. Vielleicht sollte er auch einmal eine Garküche aufmachen? Es gab da ja jetzt einen nicht mehr gebrauchten Stand von einer Witwe preiswert

zu erstehen... aber nein, Wirt einer Garküche zu sein, das war ja viel zu gefährlich... Ossan Massede, der Dieb und Mörder, lachte leise in sich hinein, wie leicht konnte man in diesem Metier heutzutage umgebracht werden?

Nun denn, auch dieser kleine Erfolg mußte gefeiert werden. Es war noch früh am Tag, er hatte Zeit. Wo sollte er hingehen? Na, in das „Succube“ brauchte er sich gar nicht erst hineintrauen, die große Blonde da, die würde ihn nicht mal bis an die Tür lassen, aber es gab da ja noch andere Damen, hihi, DAMEN, in der Stadt.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken vertrieb sich der Magere die Zeit, bis er endlich in einer der zahllosen billigen Kaschemmen der Unterstadt Quartier bezogen hatte. Dort dauerte es nicht lange, und eine üppige Rothaarige, Allysande nannte sie sich, hatte sich an den Mann herangemacht, der doch etwas Geld zu besitzen schien. Sie freute sich, schon so früh am Tag einen Kunden aufgetan zu haben.

Niemand bemerkte den kleinen Giftring, den die offenherzige Schönheit der Nacht an ihrem Ringfinger trug. Und es bemerkte auch niemand, wie ein weißes Pulver in den billigen gepanschten Wein rieselte, den der Magere vor sich hatte. Der Magere bemerkte es sowieso nicht, hatte er doch gerade sein Gesicht derart zwischen rosigen Brüsten vergraben, daß die Rothaarige kichernd prusten mußte. Ob Allysande wegen der Bemühungen des Mageren so belustigt war, oder weil sie schon wußte, daß man den Mann zwei Stunden später ausgeraubt und mit schwerem Schädel in der Gosse auffinden würde - das bleibt unbeantwortet.



Beschwingt lief die Rothaarige, eng in ihren Umhang gehüllt, durch die dreckigen Gassen zu ihrer armseligen Unterkunft. Wunderbar, der Mann hatte in der Tat Geld dabei gehabt - heute konnte sie früh Feierabend machen. Sie würde ihre Tätigkeit für die nächsten Wochen etwas mehr in die westliche Unterstadt verlagern, etwas weiter weg von der Kaschemme, wo sie den mageren Kerl hereingelegt hatte.

Allysande beglückwünschte sich dazu, daß sie von dem zahlungsunfähigen Freier, diesem armseligen Gelehrten, damals das Schlafpulver genommen hatte, statt ihn von ihrem Freund verprügeln zu lassen, weil er nicht hatte zahlen können...

Noch in amüsierte Gedanken versunken, schritt sie über die Straße, als sie in ein Rudel Kinder geriet, welches hier, doch schon etwas spät am Abend, Fangen zu spielen schien. Ein paar der Kleinen rempelten sie ungeschickt an, dunkle Augen blickten entschuldigend zu ihr hinauf, und eine schüchterne Stimme murmelte ein „Entschuldigung“, dann war die Horde Kinder wieder, wie ein Spuk, verschwunden. Verschwunden war auch das, was die Rothaarige eigentlich sicher untergebracht glaubte... das Geld, welches sie erst kurz zuvor einem dämlichen Kerl abgenommen hatte. Bei Hesvite und seinen Träumen... wie lange war sie eigentlich schon im Geschäft, und wer war denn nun dämlich?



Die Kinder liefen heim, nun, vielmehr dahin, wo sie schliefen. Brojdan, ein grobschlächtiger Kerl, erwartete die Rangen. Erst gab es Schläge, dann eine dünne Brotsuppe - ohne Brot. Und wehe dem Kind, welches seine karge Beute nicht sofort herausrückte - da setzte es erbarungslose Prügel. Ein Kind mit schwärenden Wunden erregte sowieso noch mehr Mitleid als eines, welches gesund war an Leib und Gliedern.

Einige von den Kindern überlegten es sich nicht zum ersten Mal, ob... ob sie nicht zu den anderen Kindern gehen sollten, die sie in den Gassen getroffen hatten, Hesvites Schatten, so nannten sie sich, aber...

Da, jetzt hatte es doch eines der neuen Kinder versucht, dumm, sehr dumm. Es war ein kleines blondes Mädchen, vielleicht hatte es gerade sieben Sommer gesehen, das eine Münze zurück-

behalten hatte. Sie hatte sich jedoch recht ungeschickt benommen, und so hob der Mann sie an einem Arm hoch - und schlug ihren schwächtigen Körper einfach gegen die Wand des Kellergelasses, welches sie ihr „Heim“ nennen durften, wenn sie nicht gerade draußen anschaffen waren.

Das Kind rutschte wimmernd an der Wand herab und blieb auf einer fadenscheinigen Decke liegen - regungslos. Aus der kraftlos gewordenen Hand rollte eine Silbersonne dem grobschlächtigen Mann vor die Füße. Er hob sie schnaufend auf und drohte den verschüchterten Kindern nochmals mit erhobener Faust, bevor er den Raum verließ und die Tür verriegelte. Nicht einen Blick widmete er dem kleinen Mädchen, dem dort das Blut aus Mund und Nase lief, und das auch schon zu wimmern aufgehört hatte... Sie würde nicht mehr zu Hesvites Schatten gehen können, sie nicht.



Der Grobschlächtere war für heute recht zufrieden. Das blonde Mädchen kümmerte ihn ganz und gar nicht, das war ein Verlust, den man hinnehmen konnte. Außerdem diente es den anderen Gören als Warnung. Die würden so schnell keinen Unsinn mehr veranstalten. Kinder gab es hier an jeder Ecke zu finden, man mußte nur die Augen aufhalten. Brojdan nahm sich vor, sich morgen in den Gassen der Unterstadt einmal dahingehend umzusehen.

Der nächste Morgen kam, dunkel und traurig standen die armseligen Bauten der Unterstadt aneinander gelehnt, so als wollten sie einander gegenseitig vor dem Umstürzen bewahren.

Mit geübten Blicken schob sich Brojdan durch die Gassen. Natürlich, man konnte eines der streunenden Kinder nehmen, und das Gör zur Arbeit zwingen, aber die wußten meist schon zu gut Bescheid in den Gassen und wichen ihm oft aus. Aber es gab ja noch andere Möglichkeiten, ja, jawohl, da war ein lohnenswertes Opfer. Er trat auf die Familie zu, Vater, Mutter, fünf traurig blickende Kinder und ein Eselskarren, die scheinbar erst an diesem Tag in die Stadt gekommen war. Die Mutter hatte ein vielleicht vierjähriges Kind gerade von einem Obststand weggezogen. Der Mann sah verzweifelt zu, wie die Mutter das Kind maßregelte. Wie es aussah, waren dies Flüchtlinge, Rekschat scheinbar... Und verdammt neu in der Stadt und verdammt arm - ein geübter Blick auf die fadenscheinigen Kleider, den armseligen Hausstand auf dem Wagen und den Hunger im Blick der Kinder sagte alles.

Es war zwar wider Erwarten eine zähe Verhandlung, aber schließlich hatte er ihnen das Kind, ein hübsches Mädchen mit großen, dunklen Kulleraugen, für ein paar Silbersonnen abgekauft. Sie würde viel Geld bringen, man würde Mitleid mit ihr haben...

Mit dem lamentierenden Kind unter dem Arm trat Brojdan wieder ein in die Welt der Unterstadt, den Schatten, der ihn schon länger beobachtet hatte und ihm nun folgte, nicht bemerkend.

Es dauerte nicht lange, und ein in schwarz gekleideter junger Mann kletterte eine schmale Holzstiege in die Spalte hinunter. Er hatte ein Kind, ein hübsches Rekschat-Mädchen, auf dem Arm. Helle Spuren in dem dunklen Gesicht des jetzt vor Erschöpfung schlafenden Kindes zeigten, daß es viel geweint haben mußte.

Nicht viel später hatte eine alte Frau, die schwarze Jakla - zu niemand anderem wollte der Mann, Shamino - das Kind in Empfang genommen. Sie würde, das wußte der Vigilant, schon dafür sorgen, daß der Kleinen ein warmes Essen und ein Dach über dem Kopf besorgt wurde. Großmutter sorgte für alle ihre Kinder, für Hesvites Schatten. Und nun mußte Shamino noch einen Keller aufsuchen, und einen Riegel entfernen...

Über Brojdan, der irgendwo am Grunde der Spalte mit zerschmetterten Knochen lag, wurde mit keiner Silbe gesprochen.



Es wurde wieder einmal Abend. Die Flüchtlingsfamilie hatte sich auf einem brachliegenden Acker östlich der Unterstadt ein notdürftiges Lager errichtet. In der Nähe lagerten Nushq'qai, fahrendes Volk, und sie sangen und tanzten. Fröhliche Kinder huschten um die Feuer herum und spielten mit tolpatschigen jungen Hunden Nachlaufen.

Den Eltern blieb jeder Bissen des von dem Geld des Mannes erkauften Essens im Halse stecken. Was hatten sie nur getan? Jetzt hatten sie zwar genug zu Essen, es war auch noch etwas Geld übrig, aber sie hatten ihr eigenes Fleisch und Blut verkauft! Und das, wo der Vater doch sicherlich irgendwo eine Arbeit bekommen hätte, sicherlich! Aber das war der Augenblick der Verzweiflung gewesen, der auf den Augenblick der Hoffnung gestoßen war - die Aussicht, etwas Geld und Gelegenheit für einen neuen Anfang zu haben.

Der Mann wandte seinen Blick ab von den lachenden Kindern im Lager des fahrenden Volkes. Nie wieder würden sie ihre kleine Ryhanna lachen hören...

Der Mann nahm nichts von dem Essen, aber von dem Branntwein, den er sich gegönnt hatte, davon nahm er reichlich. Und als die Nacht voranschritt, wuchs seine Wut auf den Mann, der ihnen Ryhanna genommen hatte, wuchs seine Wut auf seine Frau, die ihn davon nicht abgehalten hatte, wuchs seine Wut auf sich selber, der er nichts unternommen hatte, um...

Neben ihm, auf dem Deckenlager, weinte leise seine Frau. Allerdings weinte sie nicht leise genug, und so kam es, daß der Mann seinen hilflosen Zorn an seiner unschuldigen und wehrlosen Frau ausließ, und sie schlug, bis seine vier anderen Kinder ihn endlich davon abbringen konnten.

Am nächsten Morgen suchte ein gebrochener Mann den Tempel des Brenners auf, um dort zu beten und um Vergebung zu bitten für seine Taten, zu bitten, daß der Brenner ein wenig seiner übergroßen Schuld auf sich nehmen würde.

Das Geld, das Blutgeld, brannte in seinen Händen, und auf dem Weg in den Tempel gab er hier und da an diejenigen, die ihm bedürftig erschienen. Er wollte nichts von dem Geld behalten, das er für seine kleine Ryhanna bekommen hatte. Ihnen hatte es kein Glück gebracht. Seine Frau, wie konnte sie ihm jemals vergeben, hatte ihn aus geschwollenen Augen mit leerem Blick nachgesehen, er hatte ihr schwer zugesetzt, hatte ihr den Arm gebrochen, und wahrscheinlich die Seele dazu.

Hoffentlich brachte das Geld auf diese Weise irgend jemandem doch noch Glück.



Ein silbernes Flirren erhaschte die Aufmerksamkeit des Mannes, ein kleiner Blitz huschte in einem sanften Bogen durch die Luft und landete in seinem Schoß. Der Mann brauchte nicht in die Falten seines abgetragenen Mantels zu greifen, in die der Gegenstand gerutscht war. Er wußte genau, daß SIE wieder da war.

Er sah auf, aus brennenden Augen blickte der Mann mit den zerschlissenen Kleidern und den Bartstoppeln im Gesicht dem Werfer der Münze hinterher. Es war ein kleiner, dunkler Mann, der mit hängenden Schultern und schleppenden Schritten dem Tempel des Brenners entgegenstrebte.

Jetzt griff der Mann in den Schmutz unter sich, wo die Münze letztendlich hingerutscht war. Er nahm das Geldstück in die Hand und betrachtete es mit unverhohlener Abscheu.

Wieviel Elend hatte sie in der kurzen Zeit geschaffen, in der sie unterwegs gewesen war? Er wollte es gar nicht wissen. Er wartete nur auf den Tag, an dem sie einmal nicht mehr zu ihm zurückkommen würde. Aber er wußte genau, dieser Tag würde niemals anbrechen. Kommen

würde allerdings wiederum der Tag, an dem diese Sonne das letzte wäre, was er in der Tasche hatte...

Claudia Wamers

Gutenachtgeschichten

25. und 26. Bri 168 n.G.

„Meiner Seel, du bist schon wieder fast einen Daumen⁷⁴ gewachsen. Wenn das so weiter geht, bist du im nächsten Jahr so groß wie ich.“

Der Junge machte einen Schritt nach vorne und betrachtete die Kohlestriche an dem einfachen Holzrahmen von Inigos Hütte. Tatsächlich lag der heutige ein gutes Stück über dem Strich, den Inigo im Viertel⁷⁵ davor gemacht hatte. Er blickte an dem Nushq'qai hoch und nickte: „Und vierzehn-dreißig Tage später bin ich so groß wie Melirae!“

Die spöttischen Augen des Mannes glänzten gutmütig: „Mindestens!“. Dann schob er mit einem Fuß Ebrians Stuhl von Tisch weg und hob den Jungen darauf. „Zeit zum Essen. Willst du... mal sehen...“ Inigo zog sich das ohnehin weit aufgeknöpfte Hemd aus und warf es zusammengeknüllt auf das einfache Bett, in dem seit Ebrians und Oshamis Geburt nun Brianne schlief, während er es sich auf einem dicken Strohsack am Boden gemütlich machte. Dann fing er an, in den wenigen Vorräten zu wühlen, die sie noch hatten. Wurde Zeit, daß diese ein wenig aufgestockt wurden. Brianne hatte es sich nicht nehmen lassen, diesmal selber etwas vom Markt mitzubringen, eine sehr ungewohnte Tätigkeit für sie. Na ja, sie hatte ja Shamino bei sich, zumindest dafür würde er ja gut sein - oder?!

„Also...“, grübelte Inigo und zog dann eine verschrumpelte grüne Wurzel aus dem Haufen hervor, „willst du schöne, frische Griebwurzel aus dem guten Boden Hales⁷⁶ ...“

Ebrian verzog das Gesicht und streckte die Zunge heraus: „Buäh“.

„...oder diesen köstlichen Surogo?“ eine saftige, rot-leuchtende Frucht erschien in seiner Hand.

Statt einer Antwort streckte Ebrian einfach die Hände danach aus. Inigo lachte leise: „Das hab ich mir gedacht. Aber ich warne dich, dann gibt es die Wurzel heut' abend.“

Enttäuschung machte sich auf dem Gesicht des Jungen breit. Er wirkte tatsächlich schon wie drei oder vier Jahre und war dabei doch erst ein und einen halben Monat alt. Versonnen schüttelte Inigo seinen Kopf. Er konnte es kaum fassen, täglich überraschte ihn Ebrian mehr. „Warte!“ Er blickte auf den Halbarietiden herunter und betrachtete nachdenklich die hellen Leder-sachen, die er anhatte und die ihm auch schon wieder fast zu klein waren. Gut nur, daß sie im Hause Broschakal und im Besonderen in der Richterin eine reiche Gönnerin gefunden hatten. Für sich selber wäre Inigo zu stolz gewesen das Geld zu nehmen und auch Brianne war nur schwer davon zu überzeugen gewesen, aber sie brauchten es einfach, wenn sie den kleinen Burschen aufziehen wollten. Er selbst verdiente zu wenig mit den gelegentlichen Übersetzungen, Brianne hatte kein Handwerk erlernt, auch wenn sie hier und da Gelegenheitsarbeiten hätte erhalten können, und Shamino...

Trotz kurzer, intensiver Suche konnte Inigo kein Tuch finden, das er Ebrian hätte umbinden können, der mittlerweile schon dabei war mit langen Fingern nach der auf dem Tisch liegenden Frucht zu angeln. Also nahm er ihn einfach auf den Arm und zog ihn aus. Nackt saß der kleine Junge nun auf dem hohen Stuhl, um den ein Geländer gezimmert war, damit er nicht herausfiel, und verputzte die Frucht, deren Saft in dicken roten Strömen seine Brust und seinen Bauch herunterlief und auf den Boden tropfte. Plötzlich raschelte die Strohecke in der Bettische. Ein kleiner, rotbepelzter Kopf kam zum Vorschein, die großen, dunklen Augen halbgeschlossen, und schmatzte mit dem kleinen Mäulchen ein, zwei mal verschlafen. Dann aber richtete Wiko plötzlich die Ohren auf, streckte das Näschen nach vorne, sauste dann von

⁷⁴ Daumen = multorische Maßeinheit, entspricht 5 Zentimeter.

⁷⁵ Viertel = 11 Tage.

⁷⁶ Hale = eines der Ostländer.

dem Bett herunter und kletterte an dem Stuhl hoch. Sein langer Schwanz hing darauf wie ein Fahnenseil quer durch den Raum, das eine Ende im Bett, das andere an dem kleinen Tier. Ebrian fing an zu lachen und gluckste, als Wiko gierig mit seiner kleinen rauhen Zunge den süßen Saft von seinem Bäuchlein schleckte. Der Junge zappelte mit den Beinen und Armen, daß der Saft nur so spritzte und lachte. Seine spitzen Eckzähne blitzten im Licht der Sonne, das durch das kleine Fenster hereinfiel. Inigo blickte versonnen auf seine Hände. Als Ebrian diese Zähne vor gar nicht langer Zeit gewachsen waren, hatte er Inigos Hände ganz schön zugerichtet - und nun waren die Zähne noch größer. Dann aber erbarmte er sich und hob Wiko hoch, der zappelnd versuchte trotzdem wieder zu Ebrian zurückzukommen und sich dabei ganz lang machte. Inigo pflückte ein Stück von der Frucht ab, froh, daß er sein eigenes Hemd ausgezogen hatte, und gab es Wiko, der sich sofort darüber hermachte.

Gerade noch rechtzeitig sah er, wie Ebrian nach dem tönernen Becher mit Wein griff. Er zog ihn schnell weg: „He, kleiner Mann. Das ist nichts für dich!“ „Hab’ aber Durst!“ schmolle Ebrian.



„Dann trink Milch, das hier ist Wein, der ist gar nicht gut für kleine Leute wie dich!“

„Aber Mama und du nehmt das doch als Medizin.“

Inigo kratzte sich verschmitzt am Hinterkopf. Dieser Junge war so verdammt schlau. „Ja... hm... für Leute die größer sind als so ist das Medizin.“ Er trat zu der Tür hin und zog einen Strich, sorgsam darauf achtend, daß sich dieser knapp unter seinem Haaransatz befand. „Wer kleiner ist, darf das noch nicht trinken.“

„Aber ihr seid danach immer so lustig. Nur du bist manchmal traurig, dann.“ Der Junge rang nach Worten, man sah ihm an, daß er mehr sagen wollte, als er ausdrücken konnte.

Inigo seufzte und ging vor Brianes und Shaminos Sohn in die Hocke: „Siehst du, Ebrian, die Medizin ist nur manchmal gut. Wenn man zuviel davon trinkt, weiß man nicht mehr, was man tut. Dann ist man betrunken, und das ist auch nur manchmal gut, wenn man mit Freunden zusammen ist. Eigentlich sollte man nie trinken, wenn man traurig ist, dann wird man nur noch trauriger.“ Inigo wurde schmerzlich klar, wie oft er diesen guten Ratschlag selbst den Wind schlug. „Verstehst du das?!“

Ebrian nickte, dachte etwas nach, schüttelte dann den Kopf. Inigo strich ihm über das Haar, verdrehte die beiden schwarzen Strähnen mit dem Rot des übrigen Haares: „Ist auch nicht so wichtig. Wenn du mir versprichst, nie alleine an den Wein zu gehen, lasse ich dich einen kleinen Schluck probieren.“

Ebrian nickte eifrig und streckte die Hände aus. Wie hieß es so schön? Die verbotenen Früchte sind die süßesten. Nicht in diesem Fall. Ebrian nahm einen ganz kleinen, vorsichtigen Schluck - und verzog das Gesicht zu einer Grimasse, preßte die Arme an den Körper und schüttelte sich. Inigo beeilte sich aus dem kleinen Krug einen Holzbecher mit Milch zu füllen und ihn dem kleinen Jungen zu reichen, der noch immer mit verkniffenem Mund auf seinem Stühlchen saß, einen angewiderten Ausdruck auf seinem Gesicht. Wiko schnüffelte interessiert an dem Becher mit Wein, der nun auf dem Tisch stand, rümpfte dann aber seinerseits die Nase und machte sich daran, den Rest der Frucht vom Tisch abzulecken. Seine kleine Zunge zischte immer wieder vor und zurück und verursachte ein leises, schabendes Geräusch. Als er fertig war, war sein rotes Fell um das Mäulchen herum noch dunkler geworden.

Ebrian trank gierig einen Schluck Milch: „Bäh, das schmeckt nicht.“ brachte er schließlich hervor und schüttelte sich bei der Erinnerung ein weiteres Mal.

„Ich sag’s ja“, stimmte Inigo zu und wischte sich eine Strähne seines schwarzen, halblangen Haares aus der Stirn, „Milch ist besser!“



Es wurde Abend, die Sonne ging unter, die Schatten wurden länger und vereinten sich schließlich zur Nacht. Inigo blickte von dem kleinen Korkball auf, den Ebrian ihm immer wieder unermüdlich zurollte, und der in der Hälfte der Fälle von Wiko abgefangen und wieder zu dem Jungen getragen wurde, bevor Inigo ihn ergreifen konnte. „So, großer Krieger, jetzt geht es ins Bett.“

„Aber...“

Bevor Ebrian Zeit fand zu quengeln, hob Inigo ihn schon hoch und drohte scherzhaft: „Entweder ins Bett oder Griebwurzeln, du kannst es dir aussuchen.“

Kurze Zeit schien es, als würde Ebrian wirklich darüber nachdenken, aber dann verschränkte er die Arme und legte schmollend den Kopf auf die Brust: „Oh, manno!“

„He, kleiner Prinz, ich erzähle dir auch noch eine Geschichte!“ Dies schien Ebrian etwas zu versöhnen. Inigo zog aus einem kleinen Beutel einen kurzen, knolligen Ast, an dessen Ende einige fleischige Blätter wuchsen. Sorgsam zupfte er eines ab und hielt es Ebrian vor den Mund. Dieser überlegte kurz, ob er sich weigern sollte, dachte aber dann an seine Gutenachtgeschichte und bleckte gottergeben seufzend die Zähne. Inigo lief ein kurzes Schaudern über den Rücken, als er nun aus der Nähe das fast raubtierhaft scharfe Gebiß des Jungen und seine verlängerten Eckzähne sah.

Er preßte das Blatt gegen die Zähne des Jungen und rieb es langsam hin und her. Der Saft der Pflanze säuberte die Zähne und hielt die schwarzen Flecken und die Fäule fern, die sich normalerweise einstellte. Er selber hatte diese Blätter früher gehaßt, später aber schätzen gelernt, als er die ekligen braunen Trümmer und das angefaulte Fleisch im Mund vieler anderer gesehen hatte.

Schließlich war er fertig, Ebrian spülte gründlich den Mund aus und spuckte das Wasser zum Fenster hinaus auf die Straße, wo es sich platschend auf den noch immer warmen Boden ergoß und sich mit dem schmutzigen Staub des Rattenloches vereinte. Die dunkle Stelle würde schon bald verschwunden sein, schon jetzt war es sehr warm und Regen gab es nur noch selten.

„So, die Arme hoch.“ Inigo wickelte die Decke um den kleinen Jungen. Er hatte entschieden, daß bei dieser Wärme kein Nachthemd vonnöten war. Dann ließ er sich auf dem Bettrand nieder, zog ein Bein an und streichelte Ebrian über den Kopf: „Also, woll’n mal sehen. Die Geschichte vom tapferen Charach hatten wir schon? Auch die von Kamit, dem Göttervater und wie er seinen jüngsten Sohn verstieß?“

Ebrian nickte. Er hätte nichts dagegen gehabt, die Geschichten noch einmal zu hören, aber etwas Neues war immer besser. Er hob einen Arm, damit der leise keckernde Wiko seinen

kleinen Körper darunter schieben konnte. So aneinandergeschmiegt warteten die Beiden auf Inigos Geschichte.

„Ah, ich weiß“, ein triumphierendes Lächeln breitete sich auf dem attraktiven Gesicht des Nushq'qai aus. „Heute erzähle ich dir von meinem Onkel Fezík und meiner Tante Baru aus der Sippe der *Na'murush*.⁷⁷ „

Ebrian unterbrach ihn: „Was ist Onkel und Tante?“

Inigo blickte ihn erstaunt an. Er vergaß immer wieder, daß Ebrian zwar drei Jahre alt aussehen mochte, aber nur einige Viertel Zeit hatte, Lebenserfahrung zu sammeln. Was bei anderen Jungen seines augenscheinlichen Alters selbstverständlich war, konnte bei ihm nicht angenommen werden. Dafür vollbrachte er manches, mit dem er seinem Alter bei weitem voraus war.

„Ein Onkel und eine Tante sind Schwester oder Bruder von der Mutter.“

Ebrian nickte, aber Inigo war sich nicht sicher, ob er verstanden hatte. Trotzdem fuhr er fort. Ebrian war nicht dumm, wenn er es genauer wissen wollte, würde er schon fragen. „Also, Fezík wollte um Barus Hand anhalten. Er war sehr groß und stark, und deswegen wollte er Barus Eltern ein ganz Besonderes *Nishajai*⁷⁸ mitbringen. Ein *Nishajai* ist eine Art Brautgeschenk, das bringt der Mann mit damit er um die Tochter bitten darf. Und da Baru besonders zart, fein und wunderschön war, mußte es ein ganz besonderes Geschenk sein.“

Wieder stoppte ihn Ebrian in seinem Redefluß: „Ist der Onkel immer stark und groß?“

Inigo nickte eifrig: „Wie soll er denn sonst die sanfte, kleine und schwache Tante beschützen?!“

Ebrian nickte: „Und sind Melirae und Torador auch Onkel und Tante von mir?“

Inigo dachte einen Augenblick nach. Der Junge würde nie eine Familie außer Mutter und Vater haben. Brianne hatte zwar Geschwister, von zumindest einer Schwester wußte Inigo, aber die würde Ebrian wohl nie sehen. Was konnte es also schaden?

„Eigentlich nicht, aber sie haben sicher nichts dagegen, daß du sie so nennst!“

Ebrian blickte Inigo nachdenklich an. Dieser fuhr fort: „Da Fezík also wußte, daß neben ihm noch andere Männer aus anderen Sippen um Barus Hand anhalten wollten, wählte er das beinahe ehrenvollste *Nishajai* aus: einen ganzen Bären! Er wußte, daß sich ganz in der Nähe des Lagers der *Berisha*⁷⁹, wie man die Sippe von Baru nannte, ein großer brauner Bär herumstreunte. Er schlug sich also in den Wald, der hier besonders dicht und gefährlich war, und suchte die Fährte des Bären. Er fand sie schnell, denn alle aus meiner Sippe sind gute Fährten-sucher“.

‘Außer mir’, setzte er in Gedanken hinzu, aber das mußte der kleine Ebrian ja nicht unbedingt erfahren. Dieser lag mit geschlossenen Augen, aber offenem Mund da und stellte sich vor, wie der Nushq'qai der Geschichte, den er ganz genau vor sich sehen konnte, sich langsam heranspirschte.

„Er folgte der Spur bis zu einem kleinen Teich, an dem ein Wasserfall sich fröhlich glucksend ergoß. Die Spur endete hier. Scheinbar hatte irgendjemand den Bären vor ihm erlegt, denn die Fährte führte zwar bis zu dem Teich, aber nicht wieder weg. Und eine kleine Lache Blut fand sich hier ebenfalls. Er wollte sich gerade wieder enttäuscht abwenden, als er etwas durch den Wasserfall kommen sah. Es war ein kleines Bärenjunges, das sich brummend überschlug und ins Wasser fiel. Im Nu war Fezík aus den Sachen und im Wasser und rettete das Junge. Als er in die Höhle kam, die sich hinter dem Wasserfall befand...“

„Ich wußte das...“, murmelte Ebrian leise, was Inigo schmunzeln ließ.

⁷⁷ *Na'murush* (Nushq'qai) = Windreiter

⁷⁸ *Nishajai* (Nushq'qai) = Freierngabe, Bittgeschenk

⁷⁹ *Berisha* (Nushq'qai) = Meister der Wolle

„... fand er dort ein weiteres Junges. Die Mutter war tatsächlich von einem anderen gejagt worden, hatte es aber schwer getroffen noch bis hierher geschafft, bevor sie starb. Also zerlegte sie Fezik, holte sein Pferd und legte die Stücke auf eine Tragbahre, die er baute. Die beiden kleinen Bären warf er über den Sattel. Natürlich tat er ihnen nichts. So beladen wurde er im Dorf mit 'Oh' und 'Ah' empfangen. Er schenkte den erlegten Bären den Brauteltern und gab ihnen die beiden Jungen noch dazu. Natürlich erwählte Baru ihn und seit diesen Tagen heißt der Stamm von Baru nicht mehr *Berisha* sondern *Susunaj*⁸⁰, Bärenfreunde.“

„Su...susunei...“, wiederholte Ebrian leise und drehte sich auf die Seite. Kurze Zeit später war er eingeschlafen. Inigo beugte sich leise über ihn und küßte ihn auf die Stirn: „*Blecha tokrekor, soéroker*⁸¹“, Sagte er in Arietidisch, der Heimatsprache Briannes, die außer dieser und Inigo in ganz Elek-Mantow nur noch Ebrian sprach. Sie beide bemühten sich den Halbarietiden in beiden Sprachen seiner Eltern zu erziehen: Mantowin und Arietidisch. Bis jetzt gelang es ihnen. Sogar Shamino hatte den einen oder anderen einfachen Fetzen Arietidisch schon gelernt - von Ebrian natürlich.



Ebrian schreckte aus einem wilden Traum auf. Er hatte irgendein Mädchen getroffen, aber wo und warum wußte er nicht mehr. Er hatte nur noch ihre dunklen, pechschwarzen Haare vor Augen, die ihm ins Gesicht schlugen, als sie sich böse lachend von ihm wegdrehte. Sie kam ihm so - vertraut vor.

Er blickte sich um, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Seine Knie taten weh, wahrscheinlich wuchs er wieder. Er schaute sich suchend um und entdeckte, nachdem er ein, zweimal geblinzelt hatte, Inigo im Schein einer einzelnen, fast heruntergebrannten Kerze am Tisch sitzen, einen Tonkrug in der Hand, wie er gerade eine rote Flüssigkeit einschenkte. Er nahm einen tiefen Schluck und sein Gesicht war unendlich traurig. Tränen glänzten in seinen Augen als er nun den Becher absetzte und auf ein Stück Pergament blickte. „Yesihja, süße Yesihja“, murmelte er und ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken.

Ebrian glitt leise aus dem Bett und huschte zum Tisch. Wenn er wollte, konnte er ganz leise gehen, leiser noch als Wiko. Er kletterte mühsam auf einen der Stühle, stellte sich hin und zog leise den Tonbecher vor Inigo weg. Dann nahm er seinen Holzbecher, der immer noch halbvoll mit Milch war, und stellte ihn laut pochend vor dem Nushq'qai ab, der wie ein zweiter Vater für ihn war.

Inigo ruckte hoch: „Was bei...“ und blickte verduzt in Ebrians entschlossenes Gesicht. Dieser zeigte auf den Holzbecher und sagte: „Milch ist besser als Wein!“ Dann verschränkte er die Arme und versuchte grimmig auszusehen. Inigo lächelte matt. Er nickte langsam: „Ja, Ebrian, du hast ja recht. Laß uns schlafen gehen!“, und strich dem Jungen über den Kopf. „Du bist ja ganz heiß, hast du wieder geträumt? Soll ich bei dir schlafen?“ Ebrian nickte. Er hatte das Gefühl, als brauchte Inigo ihn jetzt.

Der Mann warf einen letzten Blick auf den Tisch, fuhr sich seufzend mit der Linken durch die Haare und hob Ebrian mit der Rechten vom Stuhl. Er ließ sich in das Bett sinken, und Ebrian schmiegte sich an ihn und an Ebrian wiederum kuschelte sich Wiko mit einem zufriedenen Seufzen. Inigo wollte nur so lange liegen bleiben, bis der Junge wieder eingeschlafen war. Nur kurz...

Als Brianne spät nachts nach Hause kam, fand sie ihre drei 'Kinder' traut vereint schlummernd vor. Sie küßte sie - der Größe nach - auf die Stirn: Wiko, Ebrian, Inigo. Dann zog sie die Decke zurecht und ließ sich lächelnd auf die Strohmattatze sinken, die sie ausgerollt hatte. An manchen Tagen war sie so glücklich, daß ihr das Herz zerspringen mochte.

⁸⁰ Susunaji (Nushq'qai) = Freunde der Bären

⁸¹ Blecha tokrekor, soéroker (arietidisch) = Schlafe gut, kleiner Mann.



Sie alle vier wurden von lautem Pochen geweckt. Wiko war im Nu auf, sprang vom Bett auf Briannes Bauch, von da auf den Boden und lief aufgeregt vor der Tür hin und her, wobei er seinen Schwanz immer weiter aufrollte, bis er ihn wie ein Teppich umgab und er weder vor noch zurück konnte. Verdutzt blieb er stehen und fiepte fragend. Mittlerweile war Brianne auch auf und zog Inigo auf die Füße. „Brianne, hallo! Du hättest mich doch wecken können...“ Die rothaarige Frau, die ihn noch um ein Stück überragte, lächelte nur und schüttelte leicht den Kopf. Inigo bemerkte, daß ihr kleines Bäuchlein, das sie von der Schwangerschaft zurückbehalten hatte, vollständig verschwunden war. Das würde Shamino freuen. Kein Wunder also, daß es gestern so spät geworden war. Ob sie... und womöglich in Shaminos Hängematte? Mittlerweile war auch Ebrian aus dem Bett geklettert. Als Brianne die Tür öffnete und den Blick auf die massive Gestalt Melirae freigab, lief er los: „Onkel Melirae!“

Melirae zog eine Augenbraue hoch und auch Brianne und Inigo blickten sich fragend an, aber keiner wußte sich einen Reim zu machen. Ebrian sprang Melirae in die Arme, die sich tief dafür bücken mußte. Sie grinste breit, ein ungewohnter Anblick in ihrem ernstesten Gesicht und richtete sich auf. „Na, du Zwerg, heute ist Broschakal-Tag!“ sagte sie und warf Ebrian fast einen Sprung in die Luft, um ihn dann sicher wieder aufzufangen. Jetzt erst entdeckte er Torador Broschakal, der schräg hinter Melirae gestanden hatte. Er trug seine verwegene Unterstadtkleidung, eigentlich nicht viel mehr als immer noch verhältnismäßig gute Leinensachen. Melirae setzte Ebrian ab und dieser lief sofort um sie herum und fiel Torador in die Arme: „Tante Torador!“

Nun waren die Zuschauer vollends verwirrt. Torador nahm es auf sich, diesen Irrtum zu berichtigen. Er lächelte Ebrian warm an: „Ebrian, ich glaube, du irrst dich! Es macht mich wirklich stolz, daß du mich in deine Familie aufnehmen möchtest und deshalb darfst du uns natürlich als Onkel und Tante anreden. Normalerweise aber ist es genau andersherum, du hast es sozusagen vertauscht. Also, so ist es richtig: Ich bin Onkel Torador, und Melirae ist deine Tante.“

Ebrian blickte ungläubig an Melirae hoch und runter, dann an Torador hinab, schließlich blieb sein Blick nachdenklich an Inigo hängen: „Nein! Du bist Tante Torador!“ sprach er dann und umarmte den jungen Broschakal erneut. Damit schien die Sache für ihn erledigt.

„Tja, da kann man wohl nichts machen...“, Torador kratzte sich mit der freien Hand am Kopf und zuckte dann mit den Schultern. „Guten Morgen Brianne, sei mir gegrüßt Inigo. Hallo Wiko!“ begrüßte er das kleine Tierchen, das mittlerweile seine Hose und Hemd hochgeklettert war und den roten Schwanz um seinen Hals schlang. „Habt ihr vielleicht Lust, mit uns zum Frühstück zu kommen? Es sieht mir nicht so aus, als hättet ihr bereits...“

Inigo schüttelte den Kopf: „Liebend gern, jederzeit sonst, aber ich muß noch zu einem Kunden, und Brianne hier...“

Melirae unterbrach die beiden mit ihrer tiefen, etwas rauhen Stimme: „Die Richterin ist für einige Tage nicht da.“

„...wird es mir sicher nicht verzeihen, wenn wir nicht mitgehen, so daß ich den Besuch bei meinem Kunden sicher um einige Zeit nach hinten verschieben kann.“ beendete Inigo seinen Satz, als hätte er ihn nie anders beabsichtigt.

Die Richterin war zwar ausgesprochen nett und zuvorkommend und meistens auch eine gekonnte Unterhalterin, aber sie bestand auf ausgesuchter Garderobe. Inigo hätte sich damit wohl noch abfinden können, warf man ihm doch bisweilen sogar vor, eitel zu sein, aber es war immer eine wahre Tortur, bis der kleine Ebrian in seine Seidensachen gesteckt war - von Brianne ganz zu schweigen. Es war schon bei den wenigen Pflichtbesuchen, meist einmal in jedem Viertel, anstrengend genug solange auf sie einzureden und ihr klar zu machen, wie wichtig die Richterin für die Zukunft war, bis sie sich widerwillig in das blaue Samtkleid stecken

ließ, das ihr so gut stand. Da wollte sich Inigo nur ungern ohne besonderen Grund dieser Qual unterwerfen. Wenn die Richterin aber außer Haus war, konnten sie kommen wie sie waren. Unter diesen Bedingungen würde man sich ein Frühstück im Hause Broschakal natürlich nicht entgehen lassen.

So machte man sich also wenig später gemeinsam auf, um Ebrian zu seinem 'Broschakal-Tag' zu geleiten und beim Frühstück ein wenig zu plaudern. Man dachte darüber nach Shamino ebenfalls einzuladen, aber der Vigilant würde sich wohl kaum freiwillig mit einem Oberstädter, und sei er noch so nett, an einen Tisch setzen.

Der Broschakal-Tag war regelmäßig einmal im Viertel. Ebrian durfte den ganzen Tag bei Melirae und Torador in der Oberstadt bleiben. Dies hieß aber nicht, daß er einen sorglosen Tag hatte. Ganz im Gegenteil: Torador bestand darauf, daß er mindestens zwei Reihen seiner Buchstaben auf der grauen Schiefertafel übte, und in letzter Zeit hatte Melirae angefangen, ihm den Kampf mit der Axt beizubringen, mit einer kleinen Axt und aus Holz natürlich. Die Einwände von Torador hatte sie mit der Bemerkung: „Ich habe viel früher angefangen!“ zur Seite gewischt - ebenso wie ihn selbst, als er das Streitgespräch weiterführen wollte. Die Abende dafür waren um so gemüthlicher. Meist durfte Ebrian so lange aufbleiben, bis ihm fast die Augen zufielen. So auch an diesem Abend.

„Na Kleiner?! Müde?“ Melirae lag am Boden und hielt Ebrian mit einer Hand in die Luft.

„Na - ain!“ gähnte dieser.

Torador blickte von dem Buch auf, in dem er beim Licht der Lampe gelesen hatte, und lächelte. Wie harmonisch das alles war. Das warme Flackern des Kaminfeuers, ein gutes Glas Wein, ein Buch. Das helle Lachen von Ebrian und ab und an, ganz verhalten nur, auch mal ein Lachen von Melirae. Sie lachte so selten und dabei hatte sie ein wunderschönes Lachen. So gar nicht grausam und hart, eher verspielt. Laut natürlich - was auch sonst, wo sie geboren war schämte man sich seines Lachens nicht. Ebrian war wirklich ein Segen für Elek-Mantow. Selber schon jetzt von einer so ruhigen und besonnenen Art - so ganz anders als seine Eltern - war er doch ein Quell immerwährender Freude. Ob seine Schwester genauso schnell wuchs? Wie es ihr wohl erging? Man hatte sie Oshami genannt. Ob sie diesen Namen noch immer trug?

Torador konnte noch immer nicht verstehen, wie Brianne sie hatte weggeben können. Melirae hatte es ihm tausendmal erklärt: Es war dumm in Zeiten des Krieges, Wertvolles an einem Platz zu horten, wo es vom Gegner auf einen Schlag vernichtet werden konnte. Außerdem würde Fürst Agathon - es lief ihm kalt den Rücken herunter, wann immer er auch nur an dieses Monster und seine Wesen dachte - nicht damit rechnen, daß man ihm eines der Kinder ins eigenen Nest trug, sozusagen, also zurück nach Karses, woher sich Brianne vor etwas über zwei Jahren auf den Weg gemacht hatte.

„Doch, du gehst jetzt schlafen, damit du morgen wach bist - merke dir immer: Im Krieg muß man schlafen und essen, wann immer man kann. Du weißt nicht, wann du das nächste mal dazu kommst.“, brummelte Melirae.

Ebrian runzelte die Stirn: „Ist denn Krieg?!“

Melirae blickte ihn an. „Sei still und zieh dich aus!“

Ebrian zuckte nur mit den Schultern. Er hatte sich schon an die rauhe Art von Onkel Melirae gewöhnt, denn für ihn stand fest, daß sie der Onkel sein mußte. Sie war größer und stärker als Torador und beschützte ihn. Und einen Bären jagen konnte sie sicher mit Links!

Ebrian bekam noch eine heiße Milch mit Bienensaft und wurde ins Bett gesteckt. „Noch eine Geschichte?“ fragte Torador. Ebrian nickte heftig. Torador war sich nicht sicher, wer mehr Spaß an ihren Broschakal-Tagen hatte - er oder Ebrian. Oder sogar Melirae? Auf jeden Fall legte er sich schon immer einen Tag vorher die Geschichte zurecht, die er dem kleinen Jungen erzählen wollte. Sie hatten immer eine Moral und waren meist von liebenswürdiger Einfach-

heit. Torador gab acht, daß sich Ebrian nicht anstrengen mußte die Geschichte zu verstehen, doch aber aufpassen mußte. Vor allem wählte er keine all zu aufregenden Geschichten aus, damit der Junge nicht etwa zu aufgekratzt war um zu schlafen. Also begann er: „Heut will ich dir die Geschichte des Bauern erzählen, dessen Hof von seinen Feinden gebrandschatzt und niedergerissen wurde.“

Ebrian klatschte in die Hände: „Au ja!“ Das hörte sich nach einer spannenden Geschichte mit Schwertkämpfen und Heldentaten an. Wenn er selber auch niemals Krieger werde wollte, so hörte er wie alle Kinder gerne Geschichten über Wagemutiges.

Torador lächelte schmerzlich. Er wußte, daß der Junge vermutlich etwas anderes erwartete, als die Geschichte, die er ihm zu bieten hatte: „Unsere Märe - unsere Geschichte spielt in der schönen Güldenenebene, die aber von vielen als der Höllenpfuhl bezeichnet wird. Weißt du wo die güldene Ebene liegt?“

Ebrian schüttelte den Kopf.

„Wenn dies Elek-Mantow ist, der Staat, nicht die Stadt“, Torador hielt die Hand getreckt vor den Augen des kleinen Jungen hoch, das Handgelenk oben, die Finger zum Boden zeigend, „dann liegt die güldene Ebene hier, nord-westlich!“ Er zeigte mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf einen Punkt links oberhalb seines Handrückens. „Der Höllenpfuhl ist eine rauhe Gegend und zum größten Teil leben Söldner dort. Trotzdem wollte unser Bauer, nennen wir ihn... hm... Brigo, nur seinen Frieden haben. Er pflanzte sein Wietgras an - weißt du was Wietgras ist?“

Wieder mußte Ebrian mit dem Kopf schütteln.

„Wietgras ist ein Korn, das auch auf sehr kargem Boden wächst. Man benutzt seine Halme auch um...“

Es war Melirae, die ihn unwirsch unterbrach: „Komm zur Sache, der Junge langweilt sich!“

„Äh, ja. Natürlich. Entschuldige. Wo war ich stehen geblieben?“

Melirae verdrehte die Augen ein wenig, aber eher in einer geduldigen als in einer tadelnden Geste, seufzte kurz und meinte dann: „Am Anfang! Brigo sät, und wenn er sich nicht beeilt, ist es Winter bevor er fertig ist.“

Torador lachte und blickte Melirae verdutzt an - gleichzeitig. Sogar ihn überraschte sie immer wieder. Trotzdem fuhr er fort: „Ja, also Brigo säte gerade, als seine Nachbarn, mit denen er im Streit um einen Teil des Feldes lag, den er aber gütlich lösen wollte, als diese Nachbarn also seine Scheune niederbrannten, seine Familie töteten und sein Vieh stahlen. Auch ihn schlugen sie nieder, trennten seine Hand ab und stahlen sogar den Ochsen vor dem Pflug.“

Torador sprach mit angewidertem Gesichtsausdruck. Es widersprach seiner Einstellung diese Grausamkeiten an ein Kind weiterzugeben, aber er war mit sich überein gekommen, daß er in aller Deutlichkeit die Grausamkeit der Geschehnisse schildern mußte, wollte er die Botschaft zu dem kleinen Ebrian bringen. Also fuhr er fort: „Der arme Brigo überlebte nur durch die Hilfe eines wandernden Heilers und als er wieder genesen war, erstand er mit seinem letzten Geld ein Schwert. Mit diesem machte er sich auf den Weg, sich an den Schändern seines Hauses zu rächen. Er fand sie und trat gegen sie an, aber sie verhöhnten ihn, besiegten ihn und fügten seiner Verkrüppelung noch die Schmach hinzu. Als er erneut von seinen Wunden genesen war, traf er einen alten Wanderer, der zu ihm nur einen einzigen Satz sprach: ‘Trage Frieden und Geduld im Herzen, mein Junge, dann wird das Schicksal dich lieben!’ Brigo dachte lange darüber nach. Schließlich flocht er aus den Halmen des wenigen Wietgrases, daß auf seinem versehrten Feld gewachsen war, ohne jede Pflege, eine Matte und setzte sich am Fluß nieder, unter einer Weide. Dort ernährte er sich nur von Wurzeln und dachte nach. Bald kamen die Menschen zu ihm, um ihm Fragen zu stellen und einem jeden gab er Auskunft, so gut er es konnte, streng nach dem Grundsatz des alten Mannes, den er damals traf. So saß er viele Jahre. Fast schon hatte er die Namen seiner Feinde vergessen, als ihre toten Leiber im Fluß an ihm vorüberschwammen. Sie waren nicht so weise, wie er, den sie damals schädigten.“

Drum, Ebrian, trage auch du den Satz im Herzen, den ich hier an der Stelle eines alten Weisen an dich weitergeben will: Trage Frieden und Geduld im Herzen, mein Junge, dann wird das Schicksal dich lieben!“

Torador machte eine kurze Pause und fragte dann, mit sanfter Stimme: „Hast du verstanden, was ich dir sagen wollte?“

Ebrian runzelte die Stirn und antwortet dann - etwas zweifelnd: „Ich weiß nicht... ich glaube...“

Torador nickte zufrieden: „Dann ist es gut. Damit hast du schon mehr geschafft als viele in ihrem ganzen Leben schaffen. Schlaf erst einmal darüber, morgen wird es dir sicher klarer sein.“

Er strich dem Jungen noch einmal beruhigend über die Haare und erhob sich dann, als Melirae ihn wieder zurück in den Stuhl drückte, den er sich neben das Bett gestellt hatte.

„Das ist doch keine Geschichte für Kinder... Bleib sitzen, jetzt erzähl ich dem Kind mal was!“

Torador und Ebrian blickten sich an. Wieder eine von ihren Überraschungen.

„Und ihr seid beide still und unterbrecht mich nicht, klar?!“

Wie zwei Jungen, die sie im Vergleich der Größe zu Melirae auch waren, nickten sie artig und lauschten ihrer Erzählung, die sie mit einfachen, aber wohlgewählten Worten vortrug. Manchmal fiel sie ins Hallaksch, aber von alleine stoppte sie und übersetzte die Teile ins Mantowin: „Ich erzähle euch von Nirta, der Jägerin. Sie war keine Frau der Stadt. Ihr Leben war das weite Feld, das fliehende Wild. Der Schnee war ihr Gefährte und der Speer ihre Tochter. Bis sie eines Tages einen Mann aus der Stadt erwählte...“



Der Wind zerrte stark an ihrem Umhang, als sie durch den Schnee lief, peitschte ihr Schneekristalle in die Augen. Der Schnee war frisch gefallen, und sie brach bei jedem Schritt bis zu den Oberschenkeln ein, doch dem Hirsch, den sie jagte, erging es nicht besser. Mit gehetztem Atem sprang er vorwärts, sank bei jedem Sprung bis zum Bauch ein, mußte sich wieder freikämpfen. Nirta konnte nicht so weit springen wie er, aber sie war stark und zäh. Bei jedem Sprung des Hirsches tat sie fünf Schritte und langsam aber sicher holte Nirta auf. Das dumme Tier sprang im Zickzack, bemerkte nicht, daß es dies mehr Kraft kostete als ein grader Spurt, aber seine Instinkte führten ihn diesmal in die Irre. Es war ein kapitaler Hirsch, mindestens zehn Enden hatte sein Geweih, seine Muskeln bewegten sich wie Felsen unter seinem Fell, aber auch unter dem Fellumhang der Hallakine arbeiteten beträchtliche Muskeln. Sie hoffte, daß der Hirsch nicht vor Erschöpfung zusammenbrach, bevor sie ihn mit dem Speer erreicht hatte. Sie war eine gerechte Jägerin, wußte um den Vorteil ihres Verstandes. Wenn der Hirsch es schaffte bis zur Geröllwiese, wo der Schnee nicht so tief lag, ihrer Verfolgung zu entgehen, würde sie ihn laufen lassen. Sie brauchte ihn nicht als Nahrung, also war keine Not für Fallen und Treibjagden. Wenn sie ihn nicht bekam, würde sie einen anderen jagen. Unaufhaltsam trugen ihre Beine sie weiter. Sie schmerzten, hatten schon vor einer langen Weile angefangen weh zu tun, aber Nirta beachtete sie gar nicht. Der Hirsch war nun nicht mehr weit von der Kante entfernt, wo der Fels die Rettung versprach. Nirta schrie auf, ihr Schrei übertönte sogar das Pfeifen des Windes. Sie spürte das Brennen des eisigen Windes an ihren Zähnen, schmeckte das Eis, daß ihr in den Mund getrieben wurde - und genoß es. Hier war sie der Mensch, der sie immer sein wollte. Sie verstand die Leute nicht, die in einer Stadt lebten, in *warmen* Häusern und *weichen* Betten.

Sie beschleunigte ihren Schritt, trieb kleine Schneewehen vor sich her und brüllte noch immer. Dann verkleinerten sich ihre Schritte, sie bog ihren Oberkörper nach hinten, spannte die Muskeln und katapultierte den Speer weit über die weiße Ebene. Der Hirsch sprang, seine Vorderfüße scharfte über den Fels, er rutschte ab, zurück in den Schnee, beugte seine Hinterläufe, wollte ein zweites Mal springen - da traf ihn der Speer mit einem dumpfen Laut, durch-

schlug seinen Rücken, trat an der Brust wieder aus. Ein letztes Mal rührte er, schrie im Duett mit Nirta - dann brach er zusammen, sackte in den Schnee.

Nirta blieb einige Augenblicke stehen, atmete schwer, erlaubte ihren Beinen, sich ein wenig zu entspannen. Langsam, fast gemächlich stapfte sie dann auf den Hirsch zu. Schnell hatte sie ihn auf den Felsen gehoben und aufgebrochen, wärmte Hände und Beine an seinem Körper, dem die Wärme von dem kalten Wind schnell genommen wurde. Nachdem sie einige Zeit ihre Beute begutachtet hatte, nahm sie, was für den Menschen nicht genießbar war, und suchte eine Schneewolffährte. Als sie eine frische Fährte gefunden hatte, legte sie die Gedärme darauf. Der Wolf - oder einer seiner Verwandten - würde sich später im Jahr mit seinem Pelz bedanken.

Wieder zurück bei ihrem Hirsch mußte sie einige schwarze Hacker⁸² vertreiben, sie sich zum Teil auf ihrem Beutetier, zum Teil in der Luft darüber breit gemacht hatten. Sie durchbohrte einen besonders widerspenstigen mit ihrem Speer, schnitt ihn auf und warf ihn so weit sie konnte in die Luft. Sofort stürzten sich die Vögel auf ihren Gefährten, zerrissen ihn teils in der Luft, nahmen sich seiner herunterfallenden Teile später an. Nur eine Feder des Vogels behielt Nirta zurück und malte ihr Zeichen mit dem Blut des Hirsches in den Schnee. Der nächste Sturm würde den blutgetränkten Schnee mit sich tragen und den Ruhm ihrer Jagd im ganzen Land verkünden.

Dann packte sie ohne zu zögern den Hirsch an Geweih und Hinterläufen und lud ihn sich auf den Rücken. Es war noch ein weiter Weg bis zur Stadt, und die Tage waren kurz im Nordreich.

Als sie die Stadt erreichte, wartete der Mann schon auf sie. Er nannte sich Gelrond, ein typischer Städtername. Er stand in dicke Felle gehüllt und bibberte. Sie trat aus dem Schneewind zu ihm hin, und er bemerkte sie erst, als sie fast vor ihm stand. Er wollte etwas sagen, aber sie ließ den Hirsch vor ihm zu Boden fallen, daß er einen Schritt nach hinten machen mußte: „Hier ist dein Hirsch. Wirst du mich *jetzt* heiraten?“ In ihrer Stimme schwang ein gefährlicher Unterton. Der Mann bemerkte ihn nicht, zog statt dessen seinen Mantel noch ein Stückchen enger: „Nun ja, der Winter ist lang und mein kranker Vater, du verstehst?! Wenn du mir vielleicht noch einen Bären... für die Vorratskammer, du verstehst?! Es ist ja nicht so, als wollte ich nicht, aber in dieser Zeit, du verstehst?!“

„Ja“, sagte Nirta, die langsam die Geduld verlor. Dieser Mann hatte zugestimmt, sie zu heiraten, aber jetzt fand er immer wieder eine Ausrede. „Ja, ich verstehe! Du meinst, ich soll dir einen Bären bringen, dann nimmst du mich zur Frau.“

„Genau!“ schlotterte der Mann, teils aus Kälte, teils wegen des noch eisigeren Tones in Nirtas Stimme.

„Also willst du mich zur Frau nehmen?“

Der Mann suchte Ausflüchte: „Nun ja, an sich, ich meine...“

„ALSO WILLST DU MICH ZUR FRAU NEHMEN?“

Der Mann sprang fast gegen die hohe Mauer der Stadt: „Ja, eigentlich schon, aber...“

„Gut!“ unterbrach sie ihn und hieb ihm den Speerschaft über den Kopf. Dann trug sie ihn und den Hirsch bis zu den Zelten ihres wandernden Stammes. Sie zog ihn aus und verbrannte seine Städtersachen. Als er in ihrem Zelt erwachte, brauste er auf. Nirta hockte neben dem Feuer und kaute auf einem Stück getrockneten Fleisches. Als der Mann merkte, daß er nackt war, schlüpfte er schnell wieder unter die Felle und verlangte seine Kleidung.

„Das einzige, was du tragen wirst, ist das Hochzeitsgewand!“ gab sie ihm zu verstehen. Er weigerte sich, drohte ihr. Sie erhob sich ruhig, nahm ihm die Felle weg, warf ihm ein großes Stück Fleisch vor die Füße und sagte: „Geh! Deine Stadt liegt einen halben Tagesmarsch in diese Richtung. Bettle an den anderen Zelten um Felle.“

⁸² Hacker = Aasvögel in den hallakschen Weiten.

Als er sich nicht bewegte, nahm sie ihn und das Fleisch und warf es beides draußen in den Schnee, drehte sich um und aß ihr Fleisch weiter. Der Mann kam nach kurzer Zeit wieder herein: „Keiner gibt mir Felle...“

„Du gehörst nicht zur Sippe.“

„Aber wie kriege ich dann Felle?“

„Heirate mich!“

„Aber dann brauche ich ja nicht mehr weg... können wir nicht noch einmal darüber reden?!“

„Wir haben genug geredet - heirate mich, oder geh!“

Der Mann durchbohrte Nirta mit Blicken. Sie schaute ihm ruhig entgegen, ließ ihren Blick über seinen Körper wandern, was ihn erröten machte, und nickte dann zufrieden. Der Mann seufzte und ergab sich in sein Schicksal, was ihm nicht schwerfiel, denn auch er wollte mit Nirta Kinder zeugen, doch hatte er Angst vor der Ehe: „Ich werde dich heiraten!“

Nirta nickte erneut: „Deine Familie wird keine Not leiden. Wenn sie in der Stadt bleiben will, werden wir ihnen Fleisch bringen. Die Felle bleiben bei uns. Und jetzt zieh dir das Hochzeitsgewand an!“

Noch in dieser Nacht wurde die Hochzeit von Nirta und Gelrond gefeiert. Schon im Jahr darauf brachte Nirta das erste Kind zu Welt, eine starke und gesunde Tochter. Danach wurden ihr nur Söhne beschert, aber trotzdem war sie glücklich.



„...all das geschah vor langer Zeit, heute ist vieles anders, aber auch heute noch gilt es: Wenn du etwas haben willst, daß dir rechtmäßig zusteht, nimm es dir, egal wer dich daran hindern will. Sei stark, listig und mutig und man wird dich ehren. Jetzt schlaf!“

Torador schüttelte verwirrt den Kopf. Nie hätte er sich träumen lassen, daß Melirae so mitreißend erzählen konnte. Natürlich konnte er mit ihrer Aussage nicht einverstanden sein, aber als er seinen Blick aus ihren Augen abwenden konnte, die ihn fordernd - nicht herausfordernd - anschauten, schlief der kleine Ebrian schon.

„Wollen wir hoffen, daß der Kleine einen gesunden Mittelweg finden wird, nicht wahr, liebste Melirae?!“

„Das wird er, kleiner Torador, das wird er! Er ist klug - wie du!“

Sie zog Torador zu sich heran und küßte ihn leidenschaftlich. Er ließ es sich gefallen. Keiner der beiden bemerkte das neugierige, hellgraue Kinderauge, das sie beide aufmerksam musterte.

André Wiesler

Durch fremde Augen

37. Bri - 5. Hamilé 168

Ailanth k'irianh L'ye stützte die Hände gegen das Holz ihres Tisches und starrte auf die vollgestopften Regale an der Innenwand ihres Arbeitsraumes. In ihr kochte und brodelte es, auch wenn sie für jeden Eintretenden jetzt wieder kalt und beherrscht wirkte.

Es war nicht nur wegen der Begegnung mit ihrer verfluchten Tochter Aziareya - die so plötzlich und unerwartet in einen hohen Rang und Cherindrastas Gunst aufgestiegen war... Das lag schon einige Tage zurück. Lange genug. Nein, jetzt bereitete auch ihre jüngere Tochter nichts mehr außer Sorgen!



Die Mechanica schloß die Augen. Jamiriel und die anderen Mädchen waren, wie so oft, auf der Suche nach dem Kind, doch ob sie es finden würden, war nicht sicher. Ailanth war versucht, Rhysian mit einem geistigen Ruf zu sich zu befehlen. Aber wie oft konnte sie das noch wagen? Wann würde es ihr die Tochter einmal nicht mehr verzeihen? Und dann verlor sie auch noch dieses Kind...

Nein!

Ailanth ballte die Hände zu Fäusten. DAS wollte sie nicht noch einmal erleben. Warum sonst war sie aus ihrer alten Heimat fortgegangen?

Sie öffnete wieder die Augen und schüttelte den Kopf, als sie die Aufzeichnungen auf ihrem Tisch betrachtete. Sie hatte schon die Sterne um das Schicksal ihrer Tochter befragt und war noch verwirrter als zuvor. Warum stand der Schlangenskorpion im Zenit des

Geburtskreises von Rhysian, in dem sich Feuervogel und Baum verbanden und ein gleichschenkliges Dreieck bildeten? Ein Schatten, dunkler als die „Nacht“, lag über der Zukunft ihrer Tochter. Und dennoch bestand Hoffnung und Stärke in der Weisheit? Welch ein Unsinn. Sie hatte sich bestimmt an einer Stelle geirrt.

Sie holte tief Luft und überschlug ihre Berechnungen noch einmal, aber sie kam auf kein anderes Ergebnis.

Was erwartete Rhysian in der nächsten Zeit? Ein schreckliches Schicksal - oder bedrohte sie eine Person, die die dunklen Kräfte des Schlangenskorpions in sich trug?

Sie holte tief Luft. Hing das vielleicht alles mit der seltsamen Frau zusammen, der sie schon mehrmals über den Weg gelaufen war, dieser dünnen, dunkeläugigen Gestalt mit den weißen Strähnen in den Haaren? Seltsame Ahnungen hatten sie jedes Mal durchflutet, wenn sie der Fremden begegnet war - so als erkannten sie einander - aber das konnte nicht sein! Rhysian hatte sie bei diesen Begegnungen nie begleitet.

Nein! Ailanth schob die Blätter beiseite. Das waren abwegige Gedanken. Sie griff wieder fähig nach einem der Zettel und fragte sich, ob die Kinder, mit denen sich Rhysian seit einigen Monaten ständig herumtrieb, mit ihren Ahnungen zu tun haben würden.

Nun gut. Es gab einen einfachen Weg, das herauszufinden, ohne daß ihre Tochter etwas merkte.

Die Mechanica griff nach einem durchsichtigen Döschen, in dem sie die Haare aufbewahrte, die sie nach einem der Ausflüge an Rhysians Kleidung gefunden hatte, und drehte sie in den Fingern. Mittels einer Droge, die sie gut verborgen in einer verschlossenen Schublade ihres Laboratoriums aufbewahrte, würde Ailanth ihren Geist so in Schwingung versetzen, daß er Verbindung mit der Person aufnahm, der diese Haare gehörten. Diese würde ihre Anwesenheit weder spüren, noch ahnen, daß jemand ihre Gedanken las.

Zwar war die Verwendung dieser Droge mit Risiken verbunden - sie konnte sich zu leicht in den Sphären des Geistes verlieren und den Rückweg in ihren Leib nicht mehr finden, aber Ailanth hielt sich für diszipliniert genug, um dies nicht so weit kommen zu lassen.

Sie steckte das Kristalldöschen ein und beschloß, ihre Überlegungen sogleich in die Tat umzusetzen.

Gwirian Ataylo zog sich unter das schattige, tief nach unten gezogene Vorderdach des Hauses am Rande eines kleineren Platzes zurück und blickte argwöhnisch über die paar Stände und die Menschenmenge, die sich durch die engen Zwischenräume zwängte.

Er seufzte. Wenigstens wurde er heute nicht verfolgt.

Diese Kinder, und vor allem die kleine Rothaarige mit den spitzfindigen Fragen und der seltsamen Mutter, waren ein wenig zu aufdringlich und anhänglich für seinen Geschmack. Er konnte nicht begreifen, was diese Rhysian so an ihm faszinierte, daß sie ständig seine Nähe suchte. Sie hätte ihn fürchten müssen, nach dem, was sie vor ein paar Monaten mit ihm erlebt hatte.

Er versuchte immer wieder schroff und abweisend zu ihr zu sein, aber jeder sanfte Blick aus ihren großen Augen nahm ihm die groben Worte und die Wut.

Er schnaubte. Verliebtheit konnte das bei einer Neunjährigen wohl kaum sein! Was dann? Mitleid mit ihm? Die Entschlossenheit, ihn doch noch zu einem „guten Menschen“ zu machen?

Er verzog höhnisch das Gesicht und kniff mißtrauisch die Augen zusammen, als er einen roten Haarschopf zu sehen meinte.

Puh, er hatte noch einmal Glück gehabt.

Aber er war wachsamer als sonst. Wie leicht konnte er erkannt und ergriffen werden. Vielleicht hatte ihn jemand vor ein paar Nächten gesehen, als er...

Gwirian Ataylos Gesicht versteinerte. Er spürte, wie sich seine Muskeln verkrampften und Übelkeit in ihm aufstieg. Die Bestie war wieder über ihn gekommen.

Glasklar erinnerte sich an den Abend: Um seinen Verdienst aufzubessern, der im Bri bisher besonders mager gewesen war, hatte er wieder einmal mit den rauhen Kerlen im „Totenkopf“ gewürfelt. Sein Gewinn war mäßig gewesen - der Spott dafür um so schärfer. Aber das hatte ihn nicht gestört, er kannte den Hohn, der ihm galt, weil er nicht das trank, was ein „harter Mann vertragen mußte“.

Schließlich hatte er, ehe es noch zum Streit deswegen kam, die Schenke verlassen, um sich in das Haus zurückzuziehen, das er seit den Ereignissen im Erststrahl zeitweise bewohnte - eine heruntergekommene Hütte am Rande der alten Südstadt, die bald zusammenbrechen würde.

Es war anders als sonst gewesen: Auf dem Weg durch die dunklen Straßen war er zielstrebig verfolgt worden. Irgendwann waren ihm die Schritte aufgefallen, die sich den seinen angepaßt hatten und immer dann innehielten, wenn auch er stehen blieb. Mit allem Geschick hatte er

versucht, den anderen abzuhängen, aber der war ein zu guter Jäger gewesen, um die Tricks nicht zu durchschauen.

Anout'drukar!⁸³ Endlich hatte er seinem Verfolger in einer kleinen Gasse auflauern können. Er war vor dem Mann aus seinem Versteck gesprungen, hatte ihn niedergeschlagen und dann...

Als sei er ein Beobachter, erlebte Gwirian das folgende mit: Er drehte den Bewußtlosen auf den Rücken und in das Licht einer Fackel, die einen Hauseingang beleuchtete. Dann war ein Peitschenschlag durch seinen Körper gezuckt und hatte die Selbstbeherrschung zerbrochen. Panik und maßloser Zorn waren aus der Tiefe seiner Seele hochgeschossen. Bei dem Jäger, er hatte Odran Kaday aus dem Hause Dion niedergeschlagen! Nydaler wie er und einer der Schergen, der seinem Bruder Milido und seiner Mutter Ladissara unterstand, und für die beiden die Drecksarbeit erledigte, wenn es darum ging, Gegner des Fürsten von Nydall mundtot



Gwirian Ataylo

zu machen! Ein Kerl, der die Ehre mit Füßen trat und in seiner Grausamkeit mit dem alten Gwirian „Blutmesser“ Ataylo hatte mithalten können... War der Mann gekommen, um ihn zu richten?

Gwirian vermochte keinen klaren Gedanken mehr zu fassen. Er sah sich hastig um und schleppte den Bewußtlosen in einen leeren Stall am Ende der Gasse. Noch bevor der Mann wieder zu sich kam, hatte Gwirian mit seinem Skalpell dafür gesorgt, daß Odran weder schreien, noch seine Glieder bewegen konnte.

Blut versickerte im stockigen Heu eines abgeteilten Unterstandes und vermischte sich mit dem kalten Wasser, das Gwirian über ihn goß, um Odran wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Hilflose im Schein einer kleinen Öllampe zu Gwirian hoch und begann zu zucken, als er sich über ihn beugte und das scharfe Messer auf den entblößten Bauch senkte.

„Es ist wie in den alten Zeiten, Odran, nicht wahr... nur daß du diesmal das Opfer und nicht der Jäger bist. Du sollst die Schmerzen spüren, die ich deiner Beute bereitete...“, hörte er sich selber murmeln und machte sich an das blutige Handwerk, das er so gut beherrschte.

Sein Opfer zappelte so gut es mit den durchtrennten Sehnen noch vermochte, aber Gwirian öffnete seinen Leib und sah mit einem grausamen Lächeln auf den Lippen, wie sich Odrans Gesicht verzerrte, die Augen vor Schmerz aus den Höhlen quollen und der Mann in Qual den Kopf in den Nacken warf...

⁸³ Gott der Nydaller, auch „der Jäger“ genannt.

Am Ende verwischte Gwirian die Spuren bis auf die Leiche und hastete davon, um das Hemd zu vernichten, das mit dem Blut des anderen getränkt war. Erst als es stinkend in dem Feuer der kleinen Hütte verbrannte, war er wieder zu sich gekommen, und hatte mit Schrecken begriffen, daß die Bestie in ihm wieder hervorgebrochen war und seinen Verstand ausgeschaltet hatte.

Zwei Tage hatte er sich in der Hütte verborgen, reglos dagesessen und nicht auf die Versuche der Kinder reagiert, ihn zu holen, weil jemand seine Hilfe brauchte.

Erst als er das Entsetzen über sich selber wieder überwunden hatte, und das Skalpell ohne Zittern halten konnte, war er wieder nach draußen gegangen und hatte den Menschen ins Gesicht sehen können. Ziellos war er durch die Straßen geirrt, um überhaupt wieder einen klaren Gedanken fassen zu können, der sich nicht um seine Bluttat drehte.

An der Brücke zur Oberstadt hatte Aufruhr geherrscht. Gwirian, der sich mit der Menge treiben ließ, mußte nun feststellen, daß die Wachen den Toten gefunden hatten und diesen nun zur näheren Untersuchung in ihre Garnison brachten. Aber da war noch mehr gewesen: Ein weißhaariger Patrizier und seine Begleiterin hatten sich auffällig für den Toten interessiert. Ehe Gwirian das hatte weiterverfolgen können, war schon wieder dieses verfluchte Kind aufgetaucht und hatte ihn weggezogen.

Was hatte das alles zu bedeuten? Seit Tagen rätselte Gwirian über die Gründe, die Tyr Val'Meheir und nun auch Odran an diesen von den Göttern verlassenen Ort führten, an dem er sich sicher geglaubt hatte.

Doch nicht etwa er? So bedeutend war er niemals gewesen - nichts weiter als ein Scherge, auch wenn sein Beinamen „Blutmesser“ in Nydall mit Furcht ausgesprochen wurde.

Nein, Eskhir Val'Meheir, der die rechte Hand seines Großvaters gewesen war, und auch Odran führte ein anderer Grund nach Elek-Mantow. Vielleicht...

„He du da!“ fuhr Gwirian eine harte Stimme durch Mark und Bein. Er zuckte heftig zusammen und starrte bleich auf den berittenen Wachsoldaten, der dicht vor ihm angehalten hatte.

„Was drückst du dich da im Dunklen herum? Komm ins Licht, damit ich dich sehen kann!“

„Ich habe nichts zu verbergen!“ Schnell hatte sich Gwirian wieder gefangen und eine undurchschaubare Miene aufgesetzt. „Ich kam gerade von einem Kranken. Ich bin Gwian, ein Heiler.“

„Heiler, so?“ Der Mann musterte ihn von oben herab. „Verstehst du dich auch auf offene Wunden? Dann kommst du wie gerufen! Da hinten hat's eine üble Schlägerei mit Messerstecherei gegeben, und du kannst vielleicht ein paar Leute verarzten, ehe sie uns wie die Schweine beim Schlachter verbluten.“

„Ich...“ Gwirian wollte sich zunächst weigern, doch er entschied sich schnell anders. Nein, es war nicht gut, sich so widerwillig zu zeigen. Der Mann könnte sich eines Tages zu deutlich an ihn erinnern. „... werde mit Euch kommen.“

Er eilte neben dem Pferd her, bis sie den Ort des Geschehens erreichten. Schaulustige umlagerten die Wachabteilung, die Mühe hatte, die neugierigen Männer, Frauen und Kinder zurückzuhalten. Der Wachsoldat bahnte sich einen Weg durch die Menschen und schwang sich neben einem dunkelhäutigen Mann vom Pferd, Gwirian immer im Auge behaltend, der sich einen Moment überlegt hatte, sich von der Menschenmenge mitreißen zu lassen.

„Weibel Tashakhir!“ meldete er dann. „Ich habe ihn zwei Gassen von hier aufgegebelt: Heißt Gwian und behauptet von sich, ein Heiler zu sein. Das ist doch schnell genug, oder?“

Der Dunkle musterte Gwirian scharf. „So, dann zeig, was du kannst, Heiler, und kümmer' dich um den Kerl da, den es am übelsten erwischt hat. Der muß am Leben bleiben, sonst gibt es ziemlichen Ärger - auch für dich!“

Gwirian ignorierte die vorborgene Drohung und beugte sich zu einem Mann hinunter, der verkümmert an der Hauswand lag und die Hände gegen die Magengrube preßte. Er war in bessere Gewänder gekleidet als der Rest der Herumliegenden.

Er mußte die Hände vorsichtig wegziehen und zog scharf die Luft ein. Der Mann war übel zugerichtet. Mehrere Messerstiche in Brust und Bauch hatten Wunden hinterlassen, die stark bluteten. Gwirian untersuchte sie mit seinen feinfühligem Fingern und hob dann den Kopf. „Wenn ihr wollt, daß ich ihn verarzte und der Kerl hier überlebt, dann schafft ihn schnellstmöglich in ein Haus. Ich brauche heißes Wasser, saubere Verbände und Ruhe!“ murmelte er befehlend. „Hier draußen geht das nicht!“ Mit einer schroffen Handbewegung scheuchte er die Fliegen weg, die um ihn und den Verletzten herumsummten.

Die Wachen waren kurzerhand in ein Haus eingedrungen. Während Gwirian die Wunden notdürftig verband, um die Blutungen zu stoppen, ehe er weiterarbeiten konnte, kochte eine verhärmte Frau Wasser und Tücher ab. Der Weibel hatte einen blutbefleckte Passierschein bei dem Mann gefunden und ihn als Aldair Cion, Tuchhändler aus der Oberstadt, identifiziert.

Das interessierte Gwirian weniger. Er arbeitete schnell und sauber, wie er es gewohnt war, um den grauhaarigen Mann mit den Narben im Gesicht am Leben zu erhalten und hoffte, daß es den Lohn wert sein würde. Um sich herum hörte er jeden Laut, jedes Geräusch, selbst das schwache Atmen des Alten.

Die Lippen des Verletzten bewegten sich ein paar Mal, und immer dann, wenn ihn der Schmerz aus den Tiefen seiner Bewußtlosigkeit riß, formten sie Worte. Gwirian hörte sie: „... arme Imalda... Flucht, der Hure... Val... drakyne...“

Valdrakyne? Das war doch der Name des weißhaarigen Patriziers gewesen, den einer der Schaulustigen vor ein paar Tagen an der Brücke gemurmelt hatte. Gwirian hatte kaum darauf geachtet, doch jetzt machte ihn das stutzig: Valdrakyne... das klang fast wie Val'Darykayne - das Haus der Hochverräter, das jedes Kind des Hauses Val'Tyndrion zu verachten gelernt hatte!

Der junge Mann blieb äußerlich ruhig, während seine Gedanken abschweiften. Sollte jemand aus dieser Familie überlebt haben, und schon versucht haben, Rache an den Val'Tyndrion zu verüben? Das konnte die Anwesenheit Odrans und Eshkirs endlich erklären... Gwirian bebte innerlich vor Erregung. Auch hier holte ihn Nydall noch ein - aber zum ersten Mal hatte er ein Ziel in dieser Stadt. Er selber mußte herausfinden, was an seinen Vermutungen stimmte und was nicht, und mit dem Wissen...

So zuckte er wieder zusammen, als ihn der Weibel ansprach und auf seine Schulter klopfte.

„... glaube, der hält durch. So einen wie dich könnten wir brauchen. Ich glaube, ich werde das gegenüber dem Kommandanten Rhiallos erwähnen, der hat ein Ohr für sowas...“

Gwirian nickte geistesabwesend und schalt sich im nächsten Moment einen Narren, daß er sich damit in die Höhle des Löwen begab, wenn er in Verbindung mit den Wachen blieb, denn der Weibel war doch tatsächlich auf die Idee gekommen, einem seiner Oberen vorzuschlagen, ihn als Wundarzt der Wache einzustellen...

Ailanth schreckte aus ihrer Benommenheit auf, als die Wirkung der Droge nachließ, die sie eingeatmet hatte. Ein Krachen im oberen Stockwerk hatte sie zusätzlich aus ihrer Versunkenheit gerissen.

Bei Cherindrasta, was war das für ein Gewebe aus Schicksalen, in das sich ihre kleine Tochter immer mehr verstrickte! Sie sah die blutroten Fäden des Netzes förmlich vor sich...

Und dann auch noch dieser Mann: Ein von seinen Taten und Gefühlen zerissener Mann mit gespaltener Seele, über dem tiefe Schatten lagen... Sie wußte nicht, was sie von ihm halten sollte. Rhysian aber schien einen Narren an ihm gefressen zu haben.

Wieso, bei Cherindrastas Muster! Das war nicht gut! Der Mann war ein Mörder, ein Folterknecht ohne Gewissen!

Sie verbesserte sich. Nein, das stimmte nicht ganz, wie sie an den widersprüchlichen Gedanken des jungen Mannes gespürt hatte. Er schien selber nicht zu wissen, was er fühlte und wollte - diese Menschen waren die gefährlichsten von allen, unberechenbar und nicht einzuschätzen. Sie mußte ihn im Auge behalten.

Wieder krachte es im Obergeschoß. Ailanth fuhr auf und beschloß nachzusehen. Leise öffnete sie den Zugang zum Treppenhaus und schlich lautlos die Stiegen hinauf. An der Tür zu Rhysians Zimmer blieb sie stehen. Leise Stimmen drangen zu ihr hinaus - Kinderstimmen!

Ailanth holte tief Luft und schloß die Hand um den Türgriff, doch dann nahm sie diese kurzentschlossen wieder fort. Nein - sie wollte jetzt nicht in das Zimmer stürmen und ihre Tochter ausschimpfen - und deren Freunde verjagen, die ihr eher harmlos schienen. Sie würde dem Treiben Rhysians noch eine Weile zusehen, ehe sie handelte, und dazu mußte sie beobachten. Deshalb lauschte sie ruhig der kindlichen Unterhaltung, die sich um irgendwelche Streiche drehte, ehe sie sich wieder abwandte und nach unten ging.

Ihre Gedanken kreisten um den jungen Mann, über den Rhysian gesagt hatte, daß „er ihr nun vertraute“. In ihrer Hand lag es, ihn anzuklagen, oder zumindest die zwei anderen, die es auch betraf, einzuweißen. Aber ihrer Tochter Aziareya einen Gefallen zu tun?

Ein plötzliches Schwindelgefühl ließ sie taumeln und ihre kurzzeitigen Gefühle für das ältere Kind wieder ins Gegenteil umschlagen.

Nein! So gedankenlos, wie die junge Frau ihre Kräfte benutzte, verdiente sie es nicht, einen Hinweis über das zu erhalten, was sich immer enger um sie und ihren Gefährten zusammenzog.

Gwirian Ataylo wog den Beutel mit Eisen-, Bronze- und den paar Silbersonnen in der Hand. Das alles reichte nicht, um einen längerfristigen Passierschein in die Oberstadt zu erwerben. Vielleicht einen auf zwei, drei Tage, aber damit mußte er sich wohl erst einmal zufriedengeben.

Selbst die Münzen, die er nach der Rettung des Tuchhändlers erhalten hatte, verbesserten nicht viel an seiner Lage. Der Verdienst war durch die Ergänzung seiner Arzneien und den Erwerb neuer Kleidung ziemlich zusammengeschrumpft. Gwirian zupfte an dem dunkelblauen Stoff seiner Übertunika. Nun, nach ein paar Tagen reiflicher Überlegung und Vorbereitung war er zum Schluß gekommen, die Hinweise weiter zu verfolgen, die ihm in den Schoß gefallen waren, und mehr über diesen Patrizier Valdrakyne zu erfahren. Doch das konnte er hier im Rattenloch schlecht.

Er spürte, wie neue Kraft in ihn flutete. Jetzt erst war ihm klar geworden, was ihm in den vergangenen Jahren gefehlt hatte: eine Aufgabe, an der er zielstrebig arbeiten konnte. Vielleicht gelang es ihm so, die Bestie in sich selber zu besiegen, die er durch die Verwahrlosung seines Geistes nur genährt hatte.

Er hatte gebadet und sich von dem Bader sorgfältig rasieren und die Haare schneiden lassen. Nun wirkte er wie ein junger Edelmann, was auch die Blicke der Passanten bewiesen - und die flinken Finger eines Kindes, das mit großen Augen davongeflitzt war, als es ihn erkannt hatte. Das Wachhaus, in dem er den Passierschein erhalten würde, war nicht weit entfernt. Es bedurfte nur noch weniger Schritte, dann würde er zum ersten Mal nach dieser langen Zeit die andere Hälfte von Elek-Mantow sehen.

Gwirian umklammerte seine Ledertasche und schritt auf das Tor zu.

Drinnen erwartete ihn eine Überraschung. Der wachhabende Soldat grinste ihn breit an. „Hättest du gedacht, dich nicht wiederzusehen!“ meinte er mit einem erstaunten Blick. „Hast dich ja richtig fein gemacht, so als wüßtest du es schon!“

„Was soll ich wissen?“ Mißtrauisch beäugte Gwirian den anderen und spannte sich an. Der Soldat deutete auf eine Tür. „Weibel Tashakhir wird's dir erklären. Du hast Glück, er ist gerade hier...“

Einige Zeit später überquerte Gwirian Ataylo die Brücke und steckte den - auf unbegrenzte Zeit ausgestellten - Passierschein wieder ein. Er konnte sein Glück noch gar nicht richtig fassen: Der Tuchhändler, der auf dem Weg der Besserung war, hatte erst gestern einen Brief bei der Wache hinterlegen lassen, in dem er seine Dankbarkeit bezeugte und ihn bat, zu ihm zu kommen, denn ein „so geschickter Arzt“ sei im Rattenloch wohl fehl am Platze. Der Passierschein war nur der erste Beweis seines Wohlwollens. Und er deutete noch mehr Bezeugungen seiner Dankbarkeit an.

Gwirian war zufrieden, und beschloß, die Einladung erst einmal anzunehmen, denn es konnte ja nicht schaden, einen Bekannten in diesem anderen Teil der Stadt zu haben, der ihm unter Umständen Zugang in das Haus des Valdrakyne verschaffen konnte.

Der Nydaler blickte sich aufmerksam um, als er durch die, für seine Augen ungewohnten Gassen mit den gepflegten Häusern schritt und lächelte zum ersten Mal, seit er Elek-Mantow betreten hatte.

In ihrem Haus lächelte auch Ailanth in ihrer Trance. Ja, dieser Aldair Cion war leicht zu beeinflussen gewesen, zumal er oft genug ihren Rat eingeholt hatte und sie seinen Geist und sein Wesen kannte. Die überraschende Großzügigkeit des ansonsten eher geizigen Tuchhändlers gegenüber seinem Lebensretter würde für seine Umgebung leicht zu erklären sein, veränderten doch manche Menschen im Angesicht des Todes ihren Charakter...

Und ihr schaffte es den jungen Mann vom Hals, der Rhysian unbewußt in seinen Bann geschlagen hatte. Das Mädchen würde ihn bald vergessen haben, wenn sie ihn nicht mehr aufspüren und bemuttern konnte. Sollten sich doch Aziareya und ihr Gefährte mit dem Fremden auseinandersetzen - die waren ihm wenigstens gewachsen...

Christel Scheja - Juli 1996

Jugendjahre

40. Bri 168 n.G.

Die Sonne sandte ihre dünnen Strahlen weit in die Spalte hinein, aber selbst an einem solchen Tag mußte sie den Kampf mit den Nebeln spätestens einen Sprung über dem felsigen Boden verlieren. Kleine Vögel sausten vom Rand der Spalte und von den Dächern der dicht an sie gebauten Häuser hinab, um sich Würmer, Käfer und Larven aus den Spalten im schroffen Gestein zu fischen. Wenigstens die Tiere machten noch keinen Unterschied zwischen Ober- und Unterstadt.

Die Idylle wurde nur gestört von einem metallischen Scharren, das aus einer Hängematte hervorscholl. Sie hing, scheinbar nur lose festgemacht, über dem Schlund der Spalte an einem Vorsprung. Der Hesvitetempel befand sich unweit, und wohl nur dem Schutz dieses Gottes hatte es Shamino zu verdanken, daß er in all den Jahren, die er hier lebte, nicht zu Tode gestürzt war.

Nun lag er hier, baumelte leicht hin und her, und genoß den Tag. Ab und an unterbrach er sich bei seiner Arbeit, blickte sich summend um, nur um dann den dunkeln Schleifstein wieder gleichmäßig über die Schneide seiner Waffe zu führen. Noch immer summend erhob er die Klinge vor seinen Mund, blies kräftig den metallischen Staub weg und verstaute sie in der Scheide.

Im selben Moment flatterte ein kleiner Vogel herbei, ließ sich vorsichtig auf dem dünnen Rand der Matte nieder und blickte den jungen Mann an. Dieser legte schmunzelnd den Kopf schief und auch der Vogel, als wollte er ihn nachahmen, neigte den Kopf. Seine Brust war rot, sein Kopf von einem satten Gelb und während er nun keck auf Shaminos Bauch hüpfte, hoben und senkten sich einige kleine Federn auf seinem Kopf.

„Na, kleiner Freund, was willst du denn von mir?“ Seine Stimme mußte den Vogel erschreckt haben, denn er machte einige Sätze, breitete schon halb die Flügel aus. Dann jedoch beruhigte er sich wieder und nahm seinen Platz auf Shaminos muskulösen Bauch wieder ein, piepste neugierig.

„Soviel Mut gehört belohnt! Komm her...“. Vorsichtig durchsuchte Shamino seinen Beutel. „Ah, da!“ Mit einem zufriedenen Nicken zauberte er einen Kanten Brot hervor und brach ein kleines Stück ab. Er hielt es dem Vogel hin, doch dieser zögerte. Dann, plötzlich, machte er einen ungelinken Hüpf nach vorne, schnappte sich das Brot und flatterte eilends hinweg.

Shamino blickte ihm noch eine Weile nach, als er aber endlich „seinen“ Vogel aus den Augen verlor, gab er es auf. In diesem Moment wurde er auf einen Tumult in der Oberstadt aufmerksam. Stimmen riefen laut, aber der „Rächer der Unterstadt“, wie ihn manche nannten, verstand nicht, was sie sagten. Dann entdeckte er eine kleine Gestalt, die sich schnell am Rand der Brücke herunterließ und spinnengleich die Unterseite der Verbindung zwischen Ober- und Unterstadt entlang kletterte. Ein breites Grinsen stahl sich in Shaminos Züge. Einer der Schatten, ein kleiner Junge namens Hilmanar! Hatte der Draufgänger also wieder am hellichten Tag einen Ausflug in die Oberstadt gemacht.

Der Junge schien zu bemerken, daß Shamino in seiner Hängematte lag, denn er hielt an und nestelte an seiner Tasche. Shaminos Unterschlupf war so angebracht, das man ihn von keinem anderen Punkt als der Brückenunterseite sehen konnte. Immerhin sollte keiner wissen, wo sich der Kämpfer aufhielt, wenn er nicht Leben rettete und andere dabei beendete.

Jetzt hatte Hilmanar einen kleinen Gegenstand erhoben, der in den Sonnenstrahlen hell blitzte und schwenkte ihn hin und her.

Bilder der Vergangenheit schlichen sich ungefragt aber willkommen in Shaminos Geist: Er selber, wenig älter als Hilmanar, wie er ebenfalls unter der Brücke hing, seine stolze Trophäe, eine kleine, goldene Statue, eng an die Brust gedrückt. Diese Statue brachte ihn in die Schat-

ten und von da an gab es für ihn nichts anderes. Hesvites Schatten gaben einem Halt im Rattenloch, schützten einen vor den Grausamkeiten und lehrten einem viel Nützliches fürs Leben. Auch sein Sohn Ebrian würde die Schatten zu schätzen lernen! Und ganz ohne Zweifel würde er, genau wie Shamino selber, ein Falke werden, sobald die Zeit reif war. Was würden das für Zeiten: Shamino und seine geliebte Frau Brianne als Geißeln der Ungerechtigkeit, die sogar die Oberstadt zittern lassen und sein Sohn als Anführer der Schatten... Es würde nicht mehr lange dauern, bis sein Traum wahr würde, denn so schnell wie Ebrian wuchs...

Ein spitzer Schrei riß ihn aus seinen Gedanken. Hilmanar baumelte, nur noch an einer Hand, von der Brücke. Der Gegenstand entrang sich seiner Hand und fiel, kleine goldene Blitze an die Wand der Schlucht werfend, bis in den Nebel. Doch das sah Shamino schon nicht mehr. Den Schrei noch in den Ohren, schwang er sich aus seinem Lager, kletterte gewandt bis an den Rand der Schlucht und stürmte los. Es war nicht weit bis zur Brücke, hing seine Matte doch fast unter der Garnison. Diese Narren suchten ihn in der ganzen Unterstadt, nur unter ihre Füße zu schauen, auf die Idee waren sie noch nicht gekommen.

Shamino rannte so schnell er konnte, durchquerte das Tor zur Garnisonsfeste und stürmte, ohne Halt zu machen, auf den Durchgang zur Brücke zu. Einige Sprung vor diesem zwang er sich langsamer zu gehen. Er wollte keine Aufmerksamkeit erregen, schlenderte fast, aber immer noch eilends, weiter. Er hatte die schmale Stelle, durch welche die Schatten zu ihrem geheimen Überweg gelangten, fast erreicht, als ihn eine Stimme anrief: „Heda! Was stolcht ihr da herum? Hier geht es über die Brücke.“

Es war eine der Wachen, ein gewisser Feran. Shamino hatte ihn schon häufiger gesehen, doch dieser kannte ihn natürlich nicht.

„Ich weiß. Es ist nur...“ Shamino konnte seinen Satz nicht vollenden. Ein erneuter, angsterfüllter Schrei schnitt ihm die Sprache ab. Es war Hilmanar, und wenn der tapfere Junge noch einmal schrie, dann bedeutete das nichts Gutes. Shamino warf der Wache einen Blick zu. Sie schaute sich um, schien ergründen zu wollen, woher der Schrei kam. Shamino beschloß es zu versuchen. Er rannte los, so schnell er konnte. Hinter sich hörte er schnelle Schritte, aber er kümmerte sich nicht darum. Hilmanars Leben stand auf dem Spiel. Dieser Junge könnte genausogut sein Sohn sein!

Er hatte den Durchgang fast erreicht, als sich ein Stock zwischen seine Beine schob. Er stolperte, versuchte sich mit einem schnellen Schritt zu retten, aber da traf ihn ein weiterer Schlag mit dem Stock.

Er fiel der Länge nach hin, schlitterte noch einige Tritt und kam schließlich ganz nah an der Spalte zum Stillstand. Aus dieser Perspektive konnte er den kleinen Jungen ganz genau sehen. Er klammerte sich verzweifelt mit einer Hand fest, suchte vergebens mit der anderen nach einem Halt. Als er den am Boden liegenden Mann entdeckte, schrie der Junge auf: „Hilfe! Hilf mir, bitte!“

Shamino fühlte einen schweren Gegenstand auf seinem Rücken ruhen. Die Hellebarde der Wache...

„Also gut, steht auf und rechtfertigt euer Tun, Herr!“ sagte Feran, seine Stimme klang hart, aber eindeutig verwundert. Augenscheinlich hatte er den zweiten Schrei des Jungen nicht wahrgenommen.

Shamino überlegte. Wenn er die Wache schnell genug tötete, würde er dem Kind noch helfen können. Er stemmte sich halb hoch, wollte gerade aufspringen, als er Hilmanar erneut flehen hörte: „Bitte! Ich kann mich nicht mehr halten!“ Schweiß lief das zarte Gesicht des Kindes herunter, sein Arm zitterte, der andere hing nun schlapp herab. Dann, ohne Vorankündigung, rutschte der Junge ab und fiel, mit einem markerschütternden, hallenden Schrei: „Shaminooooo!“

Verzweifelt warf sich Shamino nach vorne, aber noch immer fehlten Sprünge⁸⁴ zwischen seiner vorgestreckten Hand und dem Jungen. Dessen zuckender Leib fiel sich überschlagend nach unten, wurde gnädigerweise vom Nebel verschluckt. Dann riß der Schrei ab.

Shamino starrte ungläubig hinter Hilmanar her. Der Nebel schloß die Lücke, die sein kleiner, zerbrechlicher Körper geschlagen hatte, sofort wieder. Nichts verriet, daß hier gerade ein Leben geendet hatte - ein viel zu junges Leben. Shamino lag unbewegt, die Hand noch immer nach vorne gestreckt, atmete schwer. Erst als er die Stimme der Wache hörte, löste sich seine Erstarrung.

„Was hält euch auf?“

Shamino schüttelte den Kopf und erhob sich. Ohne die Wache und ihre vorgehaltene Waffe zu beachten, ging er auf den Durchgang zur Unterstadt zu. Feran blickte den Mann verwirrt an. Zögerlich machte er einige Schritte rückwärts, damit dieser Verrückte sich nicht selbst auf seiner Waffe aufspießte. Als er bemerkte, daß der Blick des großen Mannes ins Leere ging, trat er zur Seite.

Shamino wanderte durch die Stadt. Das Bild des abstürzenden Jungen hatte sich in seine Augen gebrannt. Er konnte es nicht begreifen. Der kleine, lebhaftige Hilmanar... Tot! Nie wieder würde er Shamino mit großen Augen ansehen, nie wieder würde sein kleines Lachen erschallen. Tot!

Es traf Shamino wie einen Schlag.

Er blieb stehen, die Bewohner der Unterstadt machten einen verwunderten Bogen um ihn.

Tränen stiegen dem jungen Mann ins Auge. Er hätte ihn retten können. Wenn er ein wenig schneller gewesen wäre, hätte er ihn retten können.

Shamino kämpfte seine Tränen mühsam zurück.

An diesem Abend entdeckte Brianne erstaunt, wie Shamino seinen Sohn tränenüberströmt in seinen Armen wiegte. Ebrian strich dem großen Mann über die Wange und sagte leise: „Ich laß dich doch nicht alleine. Hör doch auf zu weinen, Vater!“

Am nächsten Morgen errichtete Shamino einen kleinen Gedenkstein am Rande der Spalte. Die traurigen Augen der Schatten beobachteten ihn dabei und wenig später spürte der Hüne kleine, schmutzige Hände in den seinen. Gemeinsam standen sie da, schweigend, und blickten in den Nebel.

André Wiesler

⁸⁴ Ein Sprung = 2 Meter

Zwillinge

11. Hamilé 168 n.G.

Als Maler oder als Skulpteur,
da hat man es manchmal recht schwör;
man sucht nur nach einem Motiv,
und dabei geht dann alles schief...

Philosophische Poesie im Alltag,
Malraedior & Drakonvert,
168 n.G.

„Denkst du, was ich denke?“
Zwillinge zueinander.

...und fertig! Drakonvert war zufrieden mit seiner Arbeit - wenn er sich dabei auch ein wenig gelangweilt hatte. Diese Jungmädchen aus der Oberstadt waren doch immer dasselbe - er hätte sich eigentlich schon einmal eine Schablone anfertigen können, und dann nur noch Haar- und Augenfarbe einzusetzen brauchen. Nicht, daß sie häßlich wären - aber eben nichts besonderes, nichts neues, keine *Herausforderung*... Nun brauchte das ganze noch eine ein wenig andere Farbgebung...

„Kann ich mich jetzt endlich bewegen?“

Diese Vyndalas nervte gewaltig. „Ihr verlängert es euch nur selbst, wenn ihr immer so zap-pelt.“

„Kann ich mir wenigstens etwas überziehen? Mir wird kalt!“

„Tut mir leid, soweit bin ich noch nicht!“ Mußte sie ja schließlich nicht wissen, daß er schon fast fertig war, nur noch ein wenig kolorieren mußte... So gut zahlten die Oberstädter nun auch wieder nicht, daß er nicht noch ein wenig den Ausblick genießen sollte...



Der schillernde Vogel war gut gefüllt. „Und? Wie läuft es so bei deinen Skulpturen?“

„Das weißt du doch selbst am besten... kein bißchen interessanter als bei deinen Bildern... die Oberstädter sind so... so...“

„...langweilig? Eintönig? Farblos? Ist es das, was du suchst?“

„So ungefähr... Weißt du, sie zahlen ja gut, aber es ist immer dasselbe... Hier ein protziges Porträt, da eine Statue in Standardpositur zum in-die-Ecke-stellen. Und wenn sie doch einmal eines von unseren Eigenproduktionen haben wollen, verstehen sie die Hintergedanken ja doch nie...“

„Sag' mal, was hältst du von der da drüben?“

„Wo? Ach die... wäre tatsächlich mal eine Idee... vielleicht sprechen wir sie einfach mal an... ach verdammt, jetzt geht sie...“

„Dann gehen wir ihr eben hinterher! Fragen kostet schließlich nichts, oder?“



Nun war wieder ein Besuch der Thermen angesagt. Ja, man mußte die Kontakte zur Kund-schaft pflegen, das wußte auch Victoria. Seit der Absprache mit Roger kamen tatsächlich deutlich mehr gut zahlende Kunden - eine brillante Idee war das mit der Brücke gewesen... nun, es hatte ja auch lange genug gedauert, bis sie dieses Gebilde hatte erschaffen können... Sie konnte sich wirklich auf die Fahne schreiben, daß Diskretion bei ihr garantiert sei... Nanu,

diese zwei waren ihr noch nicht untergekommen... ob wohl einer ihrer Kunden eine Empfehlung ausgesprochen hatte?



Bis in die Thermen waren sie der Dame gefolgt - eigentlich gar kein schlechter Ort, hätten sie nur vorhin nicht so ein opulentes Mahl zu sich genommen...

„Eigentlich auch einmal eine Idee, sich hier mal umzusehen - vielleicht hat die Oberstadt ja doch etwas zu bieten? Schau mal da drüben - wieso ist die denn noch nicht vorbeigekommen?“

„Weiß nicht, aber jetzt sprich sie schon an, sonst ist sie nachher wieder weg...“

„Wieso, du hast sie doch gesehen!“

„Na, und wer hat sich denn über seine Modelle beklagt?“

„Nun tu nicht so als wenn's dir anders ginge!“

Plötzlich standen die beiden ehe sie sich versahen vor der Dame, der sie gefolgt waren.

„Ähem...“

„Ja, wertere Herren? Kann ich euch vielleicht helfen?“

„Oh, ja, vielleicht, aber - ähem - versteht das jetzt nicht falsch, das ist rein geschäftlicher Natur...“

„Ach, geschäftlich?“ Die Dame lächelte amüsiert. „Wenn ihr etwas Geschäftliches zu besprechen habt, dann sollten wir das doch nicht gerade hier besprechen, oder? Seht doch einfach nachher einmal beim Herrn Tyriôn vorbei und verlangt - einen Doppelsattel. Für *zwei Fuchsstuten*. Bis dahin - noch einen schönen Tag!“

Drakonvert sah ihr mit offenem Mund hinterher. „Sie hat mich nicht einmal ausreden lassen - was sollen wir jetzt davon halten?“

„Keine Ahnung“, entgegnete Maldraedior, „aber warum sollen wir denn nicht einmal nach diesem Sattel fragen?“



Gerade wollte Roger seinen Laden schließen, Als zwei seltsame Gestalten hereinkamen.

„Guten A...“

„Guten A...“

„Wer jetzt, du oder ich?“

„Na, meinetwegen du.“

„Entschuldigung, die Herren, aber ich wollte gerade schließen. Kann ich euch vielleicht noch weiterhelfen?“

„Oh ja, sicher - wir suchen einen Doppelsattel!“ entgegnete der kleinere der beiden.

„Einen Doppelsattel? Für euch etwa? Also ein Sattel für zwei Personen?“

„Ähem, nein, das ist ein Mißverständnis“, unterbrach ihn der größere, „wir brauchen einen Doppelsattel für zwei Fuchsstuten.“

„Ach so, die Zwillinge, warum sagt ihr denn das nicht gleich?“

„Äh... woher wißt ihr das?“

„Na, ich muß es doch wohl wissen, oder? Hier entlang bitte, meine Herren.“ sprach's und öffnete eine Luke, hinter der eine Treppe nach unten zum Vorschein kam. „So, immer geradeaus, und dann immer auf das Licht zu“, erklärte Roger, „und tut euch selbst den Gefallen, nicht nach unten zu sehen.“ Ohne weitere Worte zu verlieren schloß er die Luke hinter ihnen.

„Ähhhh... und jetzt?“

„Was fragst du mich? Du hast uns das hier eingebrockt!“

„Quatsch! Wer hat denn...“

„Ach, geh schon - wird schon alles seinen Grund haben.“

„Wenn du meinst...“

Munter vor sich hinstreitend gingen die beiden die Treppe nach unten.



„Wieso bleibst du denn stehen? Da vorne ist doch das Licht!“

„Ja, das Licht schon - aber kein Boden zwischen hier und da!“

„Was ist los? Hast du was geraucht?“

„Quatsch, nicht mal getrunken! Da ist kein Boden! Da flimmert nur die Luft!“

„Da flimmert die Luft - sag' mal, Drakonvert - bist du dir sicher, daß du nichts geraucht hast?“

„Ach, schau doch selbst!“

„...tatsächlich. Und was machen wir jetzt?“

„Na, umdrehen, oder glaubst du etwa, ich gehe über flimmernde Luft?“

„He, warte mal - da lacht doch jemand?“

„Was? Wo... stimmt! Aber wer? Und woher?“

„Von hier drüben, werte Herren. Kommt nur, ihr werdet schon nicht herunterfallen.“

Drakonvert und Maldraedior blickten sich an. „Sicher. Und was kommt als nächstes?“

„Nun kommt schon, die Herren, wenn ihr immer geradeaus geht, kann euch gar nichts passieren.“

„Du, das meint sie wohl ernst - he, wo willst du hin?“

„Na, 'rüber natürlich!“

„Warte doch!“



Beide waren sie aus dem Staunen kaum herausgekommen. Wo waren sie denn hier gelandet? Sie waren durch eine Art Tapetentür getreten und befanden sich nun in einem Salon - eine Bardin, offensichtlich eine Nushq'qai, machte wundervolle Musik, und ihre Gastgeberin... in diesem Gewand und in dieser Umgebung wirkte sie geradezu majestätisch. Die langen, weiß-blonden Haare fielen ihr offen über die Schultern, der Blick ihrer grünen Augen hatte etwas... außergewöhnliches.

„Habt ihr nun genug gestaunt, werte Herren? Habt ihr etwas anderes erwartet?“

„Ähem... wir wollten doch eigentlich nur...“ setzte Drakonvert an.

„Nur? Ihr wollt mein Haus doch wohl nicht beleidigen, oder? Yemandra, rufst du mal bitte die Zwillinge?“ wandte sich die Dame an ein leicht bekleidetes Mädchen, das oben auf einer Galerie abgewartet hatte.

„Ähem, entschuldigt, wir sind doch schon da“, gab Maldraedior zu bedenken.

„Wie bitte?“ Die Dame blickte etwas erstaunt drein. „Was meint ihr mit ‚ihr wäret schon da‘?“

„Nun, äh, ja, wir eben, die Zwillinge.“ Dieser Kommentar brachte Maldraedior erst ein Stutzen, dann Gelächter ein.

„Zwillinge? IHR? Ihr scherzt, scheint mir.“

„Nein, ganz im Ernst, wir beide sind Zwillinge. Aber jetzt einmal zu dem, was wir euch fragen wollten...“

„Das solltet ihr besser mit den Zwillingen selbst abmachen, meint ihr nicht?“

Wie aufs Stichwort tauchten zwei rothaarige Mädchen, die sich glichen wie ein Ei dem anderen, auf der Galerie auf. Die beiden Künstler betrachteten sie genau - sie schienen ihnen buchstäblich das wenige, was sie am Leibe trugen, mit den Augen auszuziehen.

„Auch sehr interessant, aber eigentlich seid ihr der Grund dafür, daß wir hier sind...“ setzte Drakonvert an.

„Nun hör dir das an, Schwesterchen“, platzte eine der Rothaarigen dazwischen. „Gerade zum ersten mal hier, und schon die Chefin...“

„Sind wir euch etwa nicht gut genug?“ fragte die andere, die mittlerweile schon neben Drakonvert stand.

„Da habt ihr allerdings recht, das ist allerhand... wer hat euch mich denn empfohlen, werte Herren? Es würde mich doch interessieren, wer euch auf gerade diese Idee gebracht hat...“ Die blonde Dame lächelte.

„Empfohlen?“ Maldraedior machte ein erstauntes Gesicht. „Wir haben euch im schillernden Vogel gesehen, und da dachten wir...“

„Das nenn' ich dreist!“

„Recht hast du, Schwesterchen. Ob die unsere Chefin überhaupt aushalten?“

Maldraedior und Drakonvert blickten sich an. Sie waren gerade im Begriff zu merken, wo sie hier hingeraten waren. Beide mußten sie grinsen. Dann drehten sie sich zu den Damen um.

„Entschuldigt, meine Damen, aber hier handelt es sich wirklich um ein ziemlich absurdes Mißverständnis...“



Einige Zeit später hatten sich die Mißverständnisse bis auf weiteres aufgeklärt, und die beiden Künstler waren zwecks „intensiver Studien am Objekt“ mit den Zwillingen hinter einer der Türen auf der Galerie verschwunden. Das Gelächter, daß von da an sporadisch von dort zu hören war, ließ auf einiges schließen, allerdings hatte es auch manch anderen Grund, als ein Lauscher denken mag...



„Ich habe momentan kein Rohmaterial, daß sich für eine derartige Skulptur anbieten würde“, beklagte sich Maldraedior.

„Na und, ich habe doch gesagt, daß ich die beiden malen will“, entgegnete Drakonvert.

„Glaubst du etwa, ich will nur tatenlos im Atelier herumsitzen, ich brauche etwas zu tun, mich juckt es geradezu in den Fingern, aber es muß ein Objekt sein, das ich noch nicht kenne.“

Elaine und Sephora schauten sich an. „Denkst du, was ich denke?“ Dann brachen die beiden in schallendes Gelächter aus. Die Künstler blickten verständnislos. „Können wir vielleicht mitlachen?“

„Weißt du - wenn du einen Steinblock hast, der groß genug ist, und du diejenige wirklich dazu kriegst, Modell zu stehen, tun wir das sogar umsonst!“ Wieder schallendes Gelächter.

„Und wen meint ihr, bitteschön?“

„Ach, seht sie euch doch einfach selber an - sie steht vorne am Eingang...“ das Gelächter der Zwillinge schien gar kein Ende nehmen zu wollen...



Jangrit war etwas erstaunt. Diese beiden Herren waren nicht durch die Tür hereingekommen - und nun wollten sie offensichtlich dort nach draußen? Ganz schön leichtsinnig, dachte sie sich - und war im nächsten Augenblick erst recht überrascht: Die beiden Männer, die kaum hätten verschiedener sein können, schauten sich an, sagten geradezu synchron „Denkst du, was ich denke?“, grinsten, nickten einander zu und gingen zurück in den Salon. Na, da soll mal einer schlau draus werden!



„Du, Drakonvert - wer fragt sie nun?“ wandte sich Maldraedior an seinen Kollegen, als die beiden wieder im Salon standen. Bevor dieser antworten konnte, wurde er von Gekicher von der Galerie unterbrochen. „Heißt das, du willst sie wirklich...?“

„Aber sicher“, entgegnete Maldraedior, „das ist wenigstens eine Herausforderung, und mal etwas anderes. Nebenbei bemerkt: Eure Jangrit ist sogar ziemlich hübsch!“

„Was“, wurde er plötzlich von Lady Victoria, die gerade den Raum betreten hatte, unterbrochen, „wollt ihr denn von Jangrit?“



Darauf war allgemeines Getuschel und dann Gelächter gefolgt. Jangrit glaubte, ihren Ohren nicht zu trauen. Plötzlich trat Lady Victoria durch den Vorhang, und wurde von Jangrit direkt mit einem „Nein“ empfangen.

„Nein - was?“

„Das, was du jetzt fragen wolltest: Nein. Sowas mache ich nicht - ich bin zwar Söldnerin, aber ich bin bei dir als Türsteherin angestellt, und nicht als...“ Jetzt mußte Lady Victoria lachen.

„Oh Jangrit, doch nicht was du jetzt wieder denkst!“

„Nein? Was denn sonst?“ Jangrit verstand jetzt überhaupt nichts mehr. Dafür hatte Lady Victoria sich jetzt wieder etwas unter Kontrolle. „Du sollst lediglich Modell stehen.“

„Ich soll WAS?“

„Modell stehen - der kleine von den beiden ist Skulpteur, und der würde dich ganz gerne in Stein verewigen.“

„Modell? Und ausgerechnet ICH?“

„Warum denn nicht? Nur keine falsche Bescheidenheit. Du wärest ‚mal etwas anderes‘, so sagt zumindestens Maldraedior. Außerdem bist du doch wirklich ganz hübsch...“

„Hmm. Und wie sollte sowas dann aussehen?“ „Na, wie du natürlich, wie denn sonst?“

„Nein, ich meine: *wie*?“

„Das hat er noch nicht gesagt, aber ich denke mal in einer zu dir passenden Pose... vielleicht so ähnlich wie die Statue im Foyer...“

„Danke, das reicht: NEIN!“

„Aber warum denn, Jangrit?“

„Wenn ich sowas überhaupt machen würde - dann bleiben die Klamotten an.“

„Nanu, so kenne ich dich ja gar nicht - aber gut, ich werde das mal ausrichten.“ Mit diesen Worten war sie wieder durch den Vorhang in den Salon verschwunden. Jangrit lauschte angestrengt. Jetzt wollte sie doch wissen, wie der „Künstler“ reagierte...



Es war allerdings nicht Maldraedior selbst, der reagierte, sondern Elaine und Sephora, die kichernderweise durch den Vorhang kamen, und grinsten.

„Das war doch garantiert eure Idee, oder?“ empfing sie Jangrit.

„Du, sie ist schlau, nicht wahr?“

„Ja - und ganz schön prüde.“

„Was soll das denn bitte heißen?“ fuhr Jangrit dazwischen. „Wer hätte etwas davon, wenn ich nackt Modell stehen würde? Kommt gar nicht in Frage. Ihr könnt das ja machen, aber ich - so ein Blödsinn!“

„Nun hör’ dir das an, Schwesterchen - unsere Jangrit versteckt sich ja geradezu hinter ihrer Rüstung!“

„Dabei hat sie das doch gar nicht nötig...“

„Schluß jetzt! Ich habe euch gesagt, was ich davon halte, und es bleibt dabei. Das könnt ihr diesem übergeschnappten Künstler auch gleich ausrichten!“



Die beiden waren wieder hinter dem Vorhang verschwunden, und wieder ging das Getuschel los. Nichts als Flausen hatten diese Zwillinge im Kopf! Wo käme sie denn hin, wenn sie - „Das hätte ich wirklich nicht von dir erwartet, Jangrit.“ Lady Victoria hatte erneut den Vorraum betreten.

„Nein? Ich dachte, du kennst mich mittlerweile besser.“

„Na eben. Jangrit, du brauchst dich doch wirklich nicht zu verstecken. Du kannst mir doch nicht weismachen, daß du dich nicht traust...“

„Das ist keine Frage von trauen oder nicht - das geht ums Prinzip! Ich bin schließlich keins von deinen Mädchen, ich bin Söldnerin, und ich tue zwar viel für Geld, aber noch lange nicht alles. Außerdem - wozu sollte das gut sein? Was sollte ich mit einer solchen Skulptur dann anfangen? Die könnte ich doch nirgendwo hinstellen - ach, was sage ich, nein!“

„Ja, das sagtest du bereits. Verstehen tue ich es allerdings immer noch nicht.“

„Was ist denn daran so schwer? Ich ziehe mich doch nicht mal eben so für so'n Standbild aus! Das steht dann nachher im Atelier rum, und da kann's dann jeder sehen - nicht mit mir!“

„Jangrit, wir könnten es auch hier im Succube aufstellen...“

„Na danke! Und dann die dummen Kommentare der Kunden - sag' mal, Victoria, kannst oder willst du mich nicht verstehen? Was habe ich denn davon, außer, daß mich dann irgendwann halb Elek-Mantow nackt kennt?“

Victoria schien einen Augenblick nachzudenken, aber dann mußte sie lächeln. „Ich glaube, ich kenne da einen Standort, der dir gefallen könnte... und nicht nur dir allein...“

„Moment mal... das ist nicht dein Ernst!“

„Warum denn nicht? Er wäre bestimmt angenehm überrascht...“ Jangrit wurde ein wenig rot.

„Nicht so laut! Braucht doch keiner zu wissen!“

„Na gut, aber was meinst du? Würde er sich nicht freuen?“

„Hmm - vielleicht. Aber - NEIN! Richte das diesem Künstler von mir aus!“

„Na gut... Du mußt es ja wissen...“ Mit diesen Worten verschwand Lady Victoria wieder hinter dem Vorhang.



Ein wenig enttäuscht war Maldraedior schon gewesen. Was sollte er denn nun mit diesem Block grünen Marmors anfangen? Darüber hatte er die letzten zwei Tage nachgedacht. Er hatte gar nicht bemerkt wie Jangrit sein Atelier betreten hatte.

„Ähem...“

Maldraedior schreckte hoch, aber kaum, daß er erkannte, wer da gekommen war, besserte sich seine Stimmung. „Seid mir begrüßt - sagt, habt ihr eure Meinung geändert?“

„Kein Wort darüber zu irgendjemandem, klar?“

„Aber sicher, aber sicher! Kommt hier herüber, da ist das Licht besser, und außerdem zieht es da nicht so. Wartet, ich hole nur mein Werkzeug...“ Geschwind verschwand Maldraedior zwischen ein paar halbfertigen Skulpturen, und dann war einiges Gepolter und Geschepper zu hören. Schließlich tauchte er wieder auf, mit einer Unzahl von Meißeln, einigen Hämmern und einer Leiter. Jangrit hatte währenddessen einige der Werke betrachtet, und war zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Mann wissen mußte, was er tat.

„Können wir anfangen?“ erkundigte sich Jangrit.

„Das wollte ich euch auch gerade fragen, aber dazu müßtet ihr...“

Mit einem Seufzer öffnete Jangrit ihren Gürtel, und begann, sich zu entkleiden. Mantowin sei dank, daß man dem Stein später ihren roten Kopf nicht würde ansehen können...



Es dauerte relativ lange, und schon bald wurde ihr die Pose extrem unbequem. Allerdings, das war es ihr wert. *Diese* Überraschung würde ihr gelingen. Staunend beobachtete sie, wie der

kleine Mann aus dem groben Steinklotz ein Ebenbild ihrer selbst formte. Grüner Marmor - nicht unpassend. Was machte er denn jetzt? Jadesplitter? Ach so, Haarsträhnen sollte das ergeben... dieses Ebenbild wurde wirklich gut! Sogar ihren Ring konnte man erkennen... sie wollte gar nicht daran denken, was das kosten mochte... Was machte er denn nun am Gesicht der Statue? Verdammt, das konnte sie von hier nicht erkennen. Na, er würde schon wissen, was er tat - wenn die Vorderseite so originalgetreu wie die Rückseite würde, dann alle Achtung! Hatte sie wirklich einen so hübschen... oder beschönigte dieser Maldraedior da etwas? Hoffentlich würde er nur bald fertig...



„Heute bist du aber ein bißchen spät dran - Himmel, wie siehst du denn aus, Jangrit? Du läufst ja rum, als hättest du einen Grantken⁸⁵ quer gefrühstückt! Was hast du gemacht?“ Lady Victoria blickte besorgt.

„Ich habe nur - ein paar - Muskelkrämpfe“, brachte Jangrit heraus.

„Und woher, um alles in der Welt?“

„Vom Stillstehen...“

„Vom Stillstehen? Sag mal, Jangrit, du hast doch nicht etwa...? Wie war das noch? *NEIN?*“

Jangrit rang sich ein gequältes Lächeln ab. „Man wird doch seine Meinung ändern dürfen?“

„Sicher - weiß er's schon?“

„Noch nicht, aber bald... Noch steht es im Atelier - aber da kommt es bald weg, und außerdem ist ein Tuch drüber. Und - davon erfährt keiner was, klar?“

„Jangrit, Jangrit... du bist mir vielleicht eine... Natürlich erfährt das keiner von mir. Yemandra! Mach mal eine Wanne warmes Wasser fertig! Und *du* kommst jetzt mal mit - ich kann das gar nicht mit ansehen wie du hier rumhumpelst - wie, zum Brenner, hast du das nur ausgehalten? Los, marsch in die Wanne!“

Jangrit seufzte - allerdings wohl eher vor Erleichterung, in Erwartung dessen, was ihr jetzt wirklich gefehlt hatte.

Oliver Nothers

⁸⁵ Vernunftbegabte Affenmenschen aus den Südländern.

Librians Schatten

30. Hamilé 168 n.G.

„Ich mache mir Sorgen um Ebrian!“

Inigo Bellodores verschränkte die Arme vor der Brust und sah über die Weinflasche hinweg, die in der Mitte des Tisches stand, in Briannes dunkle Augen. Die beiden hatten schon ein wenig getrunken und auf den Augen der rothaarigen Frau lag ein heiterer Glanz.

„Was meinst du?“ fragte sie und bemühte sich die Worte richtig auszusprechen. Nicht, daß sie Mantowin noch immer nicht gut genug sprach, aber die Wirkung der „Medizin“ hatte schon eingesetzt.

„Ich meine natürlich deinen Sohn.“ lallte Inigo zurück.

„Hat er dich gebissen?“

„Öh... ja, aber... das tut jetzt nichts zur Sache!“

„Hat er gesagt, daß er für immer in Elek-Mantow bleiben will?“

„Nein... warum?“

„Weil dann alles in Ordnung ist!“ Zufrieden setzte Brianne das halbvolle Glas an ihre Lippen und trank. Ein paar Tropfen des Weines liefen ihr Kinn hinab. Sie wischte sie mit dem Handrücken fort und sah dabei Inigo an. Murrend stellte sie ihr Glas wieder ab. „Das ist dir ernst, oder?“

Inigo nickte stumm. „Der Junge... hat Alpträume. Er möchte nachts nicht schlafen.“

„Ich wollte auch nie schlafen gehen, als ich klein war.“

„Ja, aber er hat Angst. Vielleicht liegt das auch an seinen Erlebnissen mit Melirae.“

Brianne sah erstaunt auf. „Was meinst du? Ebrian ist doch noch viel zu klein, um -“

„Ach, das habe ich natürlich nicht gemeint!“, rief Inigo und verschüttete fast die kostbare „Medizin“.

Brianne legte ihren Kopf auf den Tisch, ließ ihren Freund aber nicht aus den Augen. „Also dann... ich höre.“

„Ebrian ist zwar aufgeweckt und neugierig... ein normales Kind, aber... irgendetwas belastet ihn. Vielleicht...“, Inigo blickte die Arietidin lange an. „Vielleicht solltest du dich mehr um ihn kümmern?!“

Briannes Kopf ruhte immer noch auf dem Tisch. Dann, unendlich langsam, hob die Kriegerin ihr Haupt und durchbohrte den Nushq'qai mit ihrem Blick. Nein, sie durchstach ihn.

„Meinst du, ich vernachlässige meinen Sohn?“ Ihre Stimme war dunkel und ein leiser Knurrton hatte sich eingemischt.

Inigo räusperte sich. Er wollte seine Freundin nicht verletzen, es ging ihm nur um das Wohl des Kindes. „Jawohl!“ versetzte er laut, „Wann kümmerst du dich schon um ihn?“

Voller Zorn sprang die rothaarige Arietidin auf, der Stuhl fiel um und sie verschüttete den Inhalt ihres Bechers.

Inigo saß ebenfalls nicht mehr auf seinem Stuhl, aber nur, da er hochgeschreckt war. Er wußte, daß Brianne schnell reagieren konnte, aber er hatte sich noch nicht daran gewöhnt. Langsam fand der attraktive Mann seine Selbstsicherheit wieder. „Du brauchst dich gar nicht erst aufzuregen, Rotschopf. Ich sage nur die Wahrheit... oder weißt du, wo Ebrian sich im Moment befindet?“

„Bei den Broschakal!“ fauchte der Rotschopf. „Er hat Unterricht!“

„Sehr richtig, aber...“, Inigo verschränkte lächelnd die Arme über der Brust, „weißt du etwa, wo dort sein Zimmer ist? Wenn er nach dir rufen würde, könntest du schnurstracks zu ihm laufen?“

In Briannes Kopf arbeitete es. Warum tat er ihr das an? „Ich weiß sehr wohl, daß ich keine perfekte Mutter bin, aber keiner hat mich gefragt, ob ich eine sein will! Aber ich liebe Ebrian und ich würde mein Leben für ihn geben!!!“

Ruckartig wandte sie sich von dem Nushq´qai ab. Dieser kratzte sich am Kopf und nickte. Er hatte Brianne nicht beleidigen wollen, aber wie konnte er ihr klarmachen, daß...

„Shamino und du, ihr seid Kämpfer... ihr lebt im Schatten. Shamino ist so von Geburt an... dich hat Elek-Mantow verändert! Warum drängst du Ebrian ebenfalls in diesen Schatten, der auf dir liegt?“

„Weil er so ist! Er ist kein ordinäres Kind! Er ist die Hoffnung meiner Heimat. Du bist so beschränkt und siehst nicht weiter als deine Augen es können... aber es gibt mehr im Leben, worauf es ankommt, es gibt mehr worauf Ebrian wartet!“

„Du meinst, es gibt mehr in *deinem* Leben worauf es ankommt und Ebrian muß dafür herhalten!“

Brianne kehrte Inigo immer noch den Rücken zu, ihre Hände ballten sich zu Fäusten, doch sie bemühte sich beherrscht zu sprechen, als sie sich ihm zuwandte. Ihre bleichen Wangen waren gerötet, die Haare sträubten sich in alle Richtungen. Es hätte niedlich aussehen können, wären da nicht ihre todernsten Augen gewesen... und die nadelspitzen Zähne, welche die Frau preisgab. „Hör mir gut zu, Nushq´qai! Ich sage dir das nur einmal! Ebrian ist nicht dein Sohn!“

„Es wäre aber besser!“

Das Nächste, was Inigo Bellodores mitbekam, war der Schlag auf seinen Hinterkopf, als er auf dem Boden landete und Briannes Gewicht auf seiner Brust spürte, das ihm die Luft nahm. Ein tiefes Grollen drang aus ihrer Kehle und ihr Mund war nah an seinem Hals, als sie zischte:

„Das hätte dein letzter Satz sein können, Nushq´qai!“

„Geh runter von mir, du Biest.“ Inigo drückte die Frau nach oben und stand energisch auf.

Eine eisige Stille herrschte zwischen ihnen, als sie sich böse anstarrten.

„Ich werde gehen!“, sagte Brianne schließlich.

„Ja.“

„Ich gehe zu Ebrian!“

„Ja.“

Wortlos ging sie an ihm vorbei und streifte dabei seine Schulter. Sie hatte keinen Sieg errungen und das wußte sie. Keiner hatte einen Triumph davongetragen, denn hier konnte es keinen geben - die beiden waren doch Freunde! Er allein konnte ihre Sprache sprechen, er allein hatte sie in ihrer Beziehung zu Shamino gestärkt, er hatte ihr doch so oft geholfen, und nun?

Brianne schloß die Tür zu Logushs Hütte hinter sich und stand im Rattenloch.

Noch einmal umfaßte sie den schmutzigen Knauf, um sich zu entschuldigen, Inigo zu drücken und ihm recht zu geben... aber sie brachte es nicht über sich.

Einsam und traurig verschwand sie in der hereinbrechenden Nacht, um ihren Sohn in die Arme zu schließen.

Wenn sie gewußt hätte, daß Inigos Hand auch jetzt erst von dem Türknauf fiel und er sich niedergeschlagen aufs Bett hockte, wäre Brianne wohl doch noch zu ihm gegangen...

Aber dann hätte sie viele Dinge nicht erfahren, viele Dinge nicht gesehen, welche sich in dieser Nacht ereigneten und die so wichtig für ihre... und auch Ebrians Zukunft waren!



Sogar die Sterne leuchteten über der Oberstadt heller und bestimmt hätten sie wunderbar auf die Gestalt gezeigt, wenn sie es nicht schon gewöhnt wären, daß Diebe zum Nachtleben der Nordstadt gehörten, wie ein langer Schwanz zu einer Ratte. Aber... diese Gestalt brach ja gar nicht *ein*, sondern *aus*!

Behende stieg sie aus einem der oberen Fenster im Hause der Broschakals. Wie eine Katze stieß sie sich ab und landete, trotz der Höhe, sicher auf allen Vieren auf dem Steinpflaster. Die Gestalt richtete sich auf und pfiß leise... sofort sprang ein kleines Tier aus dem Fenster nach, dem ein langer, langer Schwanz folgte. Unten angekommen wickelte das Tier sich um den Hals seines Freundes, der nun in den Schein einer Straßenlampe trat - Ebrian. Das dunkelgelbe Licht warf einen goldenen Schimmer auf die verwuschelten roten Haaren des kleinen Jungen. Er blickte noch einmal zum Fenster hoch und grinste spitzbübisch, weiße, spitze Zähne leuchteten dabei auf. Dann hob er nachdenklich seine linke Hand und umfaßte deren Gelenk mit der Rechten.

„Tut immer noch weh... blödes Schreiben! Wozu soll ich schreiben, wenn ich alles sagen kann?!“

Wiko beäugte ihn interessiert von der Seite und der kleine Arietide senkte betrübt den Kopf. „Jaaa... ich weiß, eine dumme Ausrede. Das sagt Tante Torador auch immer.“

Traurig trat er einen Stein beiseite.... dann grinste er plötzlich. „Laß uns zur Spalte laufen, vielleicht sehen wir das rote Fräulein!“

Übermütig lief Briannes Welppe zur Schlucht. Das tat er des öfteren - nachts, wenn alle schliefen. Und da er leise wie ein katzenartiges Tier war... blieb er bis jetzt unbemerkt... und unbemerkt wurde der Welppe nun von einem Schatten verfolgt, der ihn immer auf seinen nächtlichen Ausflügen begleitete.



Warum hatte Inigo nur so etwas gesagt... Verstand er denn nicht, wie wichtig der Junge für Karses war? Verstand er nicht... -

Brianne stockte in ihren Gedanken. Erschrocken faßte die Frau in ihre roten Haare. Der Junge... Sie sagte und dachte meistens nur: Der Junge... Der Junge ist wichtig für ihre Heimat. Plötzlich begriff Brianne, was der Nushq'qai ihr hatte sagen wollen.

Ebrian war ein kleiner Mensch, der in ihrem Bauch aufgewachsen war, der sie über alles liebte. Und sie? Zog sie ihn nur auf, weil sie den Auftrag hatte, den Krieg zu beenden?

Die Prophezeiung des Lichtmeß: „... UND SO KÖNNEN KINDER UNS NUR ERRETTEN!“

War das nicht das wichtigste? Sollte die Erfüllung der Prophezeiung zurückstehen, nur damit Brianne tiefe Muttergefühle entwickeln konnte?? Die Arietidin war an der Brücke angelangt und zeigte ihren Passierschein vor, den sie von der Richterin Broschakal erhalten hatte. Der fette Wachhabende musterte ihren nackten Bauch und ihre Brüste... etwas zulange. Deshalb schenkte Brianne ihm ein hinreißendes Lächeln. Der Wächter trat erschrocken zurück und ließ sie passieren... und er war froh, als er aus der Reichweite dieser Zähne war.

Brianne ging nicht sofort zum Haus der Broschakals, sondern wanderte durch die reiche Stadt. Und dabei ging ihr immer nur eine einzige Frage durch den Kopf: „Ist Ebrian glücklich?“



Der Stein fiel und fiel und fiel... und fiel.

„Beug' dich nicht so weit vor, Wiko. Sonst landest du auch in der Schlucht, und ich hab dich doch so lieb!“

Ein leises Fiepen, gefolgt von einem frechen Keckern erklang nahe Ebrians Ohr, als das kleine Tierchen erschrocken auf seine schmalen Schultern sprang.

„Eines Tages werde ich hinabsteigen und werde alle Abenteuer erleben! Aber zuerst“, er wandte sich ab und blickte in südöstliche Richtung in den dunklen Nachthimmel, in dem die weißen Sterne blinzeln, „zuerst werde ich meine Schwester zu mir holen... dann können wir alles zusammen machen. Ist das gut?“ Wiko nickte zustimmend... nun ja, zumindest sah es so aus.

„Was Oshami jetzt wohl macht? Vielleicht... vielleicht... denkt sie ja an Mama... oder an mich.“

Auf einmal spürte der Junge, wie sein Herz sich zusammenzog... als hätte eine fremde Hand es gepackt und nun ließ sie nicht mehr los. Verängstigt öffnete Ebrian den Mund und atmete tief ein... Das Gefühl ließ nach, nur um dann noch einmal stärker als zuvor aufzutreten und schließlich von ihm abzulassen.

„Ohoooh“, machte Ebrian erschöpft. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er sich in den langen, buschigen Schwanz seines kleinen Freundes gekrallt hatte und ihm weh tat.

„Es tut mir leid, ich weiß auch nicht, was war, aber es schmerzte hier so doll.“ Er tippte sich auf die Brust. Wiko schriekete und rollte sich in Ebrians Schoß zusammen.

„Ja, hast recht... wir gehen zurück zu Torador.“ Der Halbarietide wollte gerade aufstehen, als er hinter sich ein hämisches „Hach, wie süß!“ vernahm.

Erschrocken drehte er sich um.



Da ragte sie empor - die atamanische Botschaft. Eigentlich war es ein recht kleines Haus, das sich ganz harmlos in der Nähe des Markplatzes befand. Aber Brianne wußte, was sich hinter den heuchlerisch weiß verputzten Mauern verbarg und sie vermied es strikt die schwarzgrünen Tafeln, die neben der Pforte angebracht waren, zu betrachten. Sie erinnerte sich noch gut daran wie es war, als die Atamanen auf Karses waren. Brianne war damals noch ein kleines Kind gewesen und auch der Krieg mit den Priskanern war jung.

Die Rotgewandeten hatten versucht den Seelenstein, der Prophezeiungen machte, den großen Lichtmeß zu stehlen. Sie hatten irgendeine Vereinbarung mit den Priskanern getroffen und fast sah es so aus, als ob die Arietiden dadurch ausgerottet werden konnten und der Lichtmeß in die Hände der Priskaner fallen würde... oder in die Klauen der roten Atamanen.

Brianne erschauerte.

Damals hatte sie beschlossen Kriegerin zu werden, ein Schwert zu haben und damit Entscheidungen zu treffen. Damals hatte sie einen der Rotgewandeten getötet. Obwohl sie noch ein Mädchen war, der weißlichen Reife fern, hatte sie die Axt ihres Stiefvaters genommen und... tötete - für den Lichtmeß.

Das war damals die einzige Entschuldigung, es mußte die einzige sein!

Brianne wuchs sehr schnell in dieser harten Zeit - schneller als ihre Schwestern, die sich alle im Haus versteckten und den Krieg den Männern überließen. Irgendwann verschwanden die Atamanen. Die, die blieben und eine Botschaft errichteten, starben mit derselben in den roten Flammen.

„Nein!“ schrie Brianne erstickt auf. Nun hatte sie doch auf die gefährlichen Platten geblickt... und es hatte sie in die Vergangenheit gezogen...

Zornig wandte sie sich ab, drehte sich dann aber noch einmal um und spuckte voller Abscheu gegen die weiße Wand.

„Fanatische Bestien!“ wisperte sie.

Der alte Atamane, den sie erschlagen hatte... als Brianne in seine Augen sah und er ihr mit einer Hand sterbend durchs hellrote Haar gestrichen hatte... er tat ihr leid. Er tat ihr so leid!

Tränen schimmerten in ihren wunderschönen Augen, die Shamino „Nachtkristalle“ nannte, und sie lief fort.

So bemerkte der Rotschopf nicht, wie der Nachtwind durch rote Gewänder fuhr und sie zum Rauschen brachte. Stumm sah Lanungo Buzecchia der Frau nach, ohne eine Regung, Er wußte, was sie jetzt fühlte... und es war gut so.



„Wer seid ihr?“ fragte der kleine rothaarige Junge schüchtern.

„Wir sind deine Schatten, Kleiner!“ antwortete einer der fünf Jungen, die auf Ebrian zutraten. Ein anderer, eher schwächling, von vielleicht acht Jahren deutete auf Wiko.

„Hübsches Tier... das ließe sich zu Geld machen, meinst du nicht auch, Adin?“

„Ja, du hast recht!“

Ebrian versteckte Wiko hinter seinem Rücken. „Ihr könnt ihn nicht haben... er ist mein Freund. Und außerdem“, fügte er einer plötzlichen Eingebung folgend, „außerdem gehört er meiner Mutter.“

„Oh, das tut mir aber leid für deine reiche Mami... jetzt muß sie sich einen neuen Schal kaufen!“

Ebrians Mut sank wieder in den Staub. „Aber... meine Mutter lebt in der Unterstadt!“

„Natürlich! Und sie hat für dich extra einen Passierschein besorgt.“ Die Jungen feixten und lachten. Ebrian zog die Augenbrauen zusammen und scharrte mit den Füßen. „Ich werde jetzt gehen.“

Da packte ihn etwas von hinten und Wiko wurde im hohen Bogen in die Arme eines der Jungen geschleudert.

„Wiiiiiko!“ schrie Ebrian, der verzweifelt zappelte um freizukommen. Aber der große Junge hinter ihm hielt seine Arme verdreht. Es tat Ebrian nicht sehr weh, aber er konnte nicht loskommen.

Die vier anderen beäugten das zitternde Kerlchen, das sie am Schwanz gepackt hielten neugierig.

„Ist das ´ne Art Ratte?“

„Vielleicht ein Hund?“

„Kommt, wir gehen zu Oma und fragen sie. Sie weiß es bestimmt!“

Ebrian wurde einfach auf die Straße geworfen, wobei er sich die Nase aufschlug. Seinen Schmerz ignorierend richtete er sich auf und schrie: „Ihr Diebe! Laßt Wiko los, ihr tut ihm weh!“

Der Schwächling, der Wiko an den Ohren hielt wie einen Falter, drehte sich um. Boshaft blickte er in die feuchten, hellgrauen Kinderaugen und Ebrian begriff, das dies hier schlimm enden würde.

„Du meinst also, ich tue ihm weh? Aber er schreit ja gar nicht! Mal sehen...“

„Hör auf Siril! Das ist gemein!“

„Halt´s Maul, Adin.“ Mit diesem Befehl zwickte er Wiko in die dünnen Öhrchen. Blut spritzte aus den zarten, verletzten Adern hervor und das Tier gab einen herzerreißenden Laut von sich.

„Neeeeiiiiin!“ schrie Ebrian auf.

Siril lachte. „Hier, sieh dir das an!“ Er hielt Wiko am Schwanz und wirbelte ihn herum, doch plötzlich schrie Siril auf. Wiko hatte es irgendwie geschafft an seinen Arm zu gelangen und seine kleinen Zähne in ihn zu schlagen.

„Verflucht!“ Wiko fiel zu Boden.

Ebrian wollte zu ihm, aber da schoß ein Fuß an ihm vorbei und traf das fiepende Tierchen. Es prallte gegen eine Hauswand und rutschte auf die Erde, wo es ohne einen Laut von sich zu geben liegen blieb - wie tot.

Der Halbarietide starrte auf seinen kleinen Gefährten, der nur noch schwach atmete.

„Oh.“ machte Siril. Das hatte er nicht gewollt. Er machte eine entschuldigende Geste zu Ebrian und erstarrte seinerseits. Wie hatte der Junge sich verändert? Er kauerte dicht am Boden und knurrte leise.

„Was ist mit dem?“

„Weiß nich´, laß uns gehen.“, flüsterte Adin zurück. Doch plötzlich, wie ein Blitz am Himmel, schoß der Halbarietide auf Siril zu - auf seine Kehle. Und er entblößte dabei wolfsähnli-

che Fänge, bei denen es den Schatten kalt den Rücken herunterlief. Siril kam nicht dazu zu schreien, er riß nur noch die linke Hand hoch und keuchte entsetzt auf, als Ebrian sich festbiß. Siril würde sein Leben lang an seiner linken Hand nur noch vier Finger haben... Und vor ihm hockte der Junge mit Blut im Gesicht und mit haßglitzernden Augen. Und diese beiden, das wußten sie, würden sich hassen - ein Leben lang!



Alle Leute wollen immer nur ihre Pflicht tun... aber manchmal ist es ein bißchen zuviel. Brianne schlenderte an der Schlucht entlang. „Ich habe Ebrian wohl doch zuviel abverlangt. Inigo hatte recht. Ebrian ist ein Kind... aber er wird wachsen und er soll selber entscheiden, was er tun will!“ Und dann summte sie noch einmal das Wort, das sie in nächster Zeit öfter sagen wollte: „Ebrian.“



„Das reicht jetzt!!!“

Ein Schatten trat zwischen die beiden Jungen. Ebrian blickte auf und sah in das wütende Gesicht seines Vaters - Shamino, dem Vigilanten. Der junge Mann, der in letzter Zeit sehr viel reifer geworden war, vertrieb durch seine bloße Anwesenheit die weniger vorzeigbaren Mitglieder unter Hesvites Schatten.

Dann wandte er sich seinem Sohn zu. Er kniete sich nieder und zog seine schwarzen Handschuhe aus. Mit einer erstaunlich feingliedrigen Hand wischte er Ebrian das Blut vom Munde ab. „Was hast du dir dabei gedacht?“

Aber Ebrian konnte nun nichts mehr sagen. Er fing an, laut zu weinen und zeigte auf Wiko. Das Tierchen stand schon wieder aufrecht, seine Augen waren halb geschlossen und ein Ohr hatte eine Knick. Aber er lebte.

Shamino seufzte. „Weißt du, nicht alle Schatten sind so. Die meisten sind furchtbar nett. Aber es ist hart, da mußt du durch. Und wenn du erstmal aufgenommen bist -“

„Vater?“

„Ja?“

„Hast du mich lieb?“

Shamino riß Ebrian in seine starken Arme. „Bei allen Göttern - ja!“

Die Sonne ging auf, während Vater und Sohn in inniger Umarmung vor der Schlucht saßen. Bald mußte Shamino hier verschwinden, aber er spürte, daß sein Junge ihm noch etwas zu sagen hatte.

Etwas wichtiges.



Und wann würde sie Oshami wiedersehen? Ihre kleine Tochter, von der Brianne keine Ahnung hatte, wie diese aussah. Sie sehnte sich nach ihr, trotzdem hatte sie immer ein seltsames Gefühl, wenn sie an das Mädchen dachte.

Plötzlich fiepte etwas vor ihr.

„Wiko!“, rief Brianne erstaunt. Sie sah auf und erkannte ein paar Sprung weiter ihren Mann und ihr Kind... Ebrian weinte und Wiko sah krank aus. Sie nahm ihn hoch und ließ heilende Kräfte durch ihn fahren. Das Tier seufzte erleichtert auf und schloß zufrieden die Augen. Liebevoll blickte sie auf ihren kleinen Freund und schritt dann auf die beiden Menschen zu, denen ihre Liebe gehörte.

Ebrian stand gerade auf, die Sonne leuchtete auf ihn und tauchte ihn in warmes, goldenes Licht. „Sieh mich an Vater... bin ich... ein Schatten?“

Shamino sah seinem Sohn in die Augen und spürte auf einmal die Hand Brias auf seiner Schulter.

„Nein!“ sagte er leise und lächelte wehmütig. „Nein, das bist du nicht.“

„Du kannst sein, was du willst... solange du darüber nachdenkst.“, flüsterte Brianne.

Ebrian nickte.

Gemeinsam gingen sie zurück in die Unterstadt. Und alle drei hatten in dieser Nacht etwas wichtiges gelernt: Es ist keine Kunst, dem anderen etwas zu erlassen... es ist die Kunst, es zu ertragen!



Der ausgestoßene Nushq'gai und die heimatlose Arietidin traten langsam aufeinander zu. Beide schenkten sich immer nur kurze, scheue Blicke, um dann wieder schnell zu Boden zu schauen.

„Ehm.“, machte Inigo, was Brianne mit einem zögerlichen Lächeln beantwortete.

Lange Zeit standen sie so und keiner sagte ein Wort... dann, auf einmal, sprudelten aus beiden Mündern Worte... Worte der Entschuldigung.

„Dachte ja nur, weil doch Ebrian -“

„Hattest ja auch recht, gestern nacht da -“

„Weiß doch, wie sehr du ihn liebst -“

„Mir ist jetzt vieles klar geworden und -“

„Es tut mir leid!“ Beide sprachen diesen Satz gleichzeitig aus und fielen sich in die Arme. Und wenn dieser Satz keine Magie hat, dann ist die Schlucht von Elek-Mantow nur ein kleiner Riß in der Erde.

Janina Enders

Mutig wie ein Wiko

19. Mittmond 168 n.G. -

Die Straßen waren schon jetzt bis zum Bersten gefüllt mit Menschen der verschiedensten Herkunft und das Fest war noch drei Tage entfernt. Bereits wurden bunte Stoffwimpel auf Leinen gezogen und über die Straßen gehängt, blichen in der erbarmungslosen Sonne des Mittmondes. Zerstrittene Nachbarn einten sich durch die Enden der Schnur, die in jedem ihrer Fenster festgeknotet sein wollten. Händler stritten um den besten Platz für ihre Stände, denn wie jedes Jahr wurde ganz Elek-Mantow zu einem großen Marktplatz. Einige Fremde hatten sich sogar in den mit roter Kreide auf den Boden gezeichneten Vierecken niedergelassen, unwissend über die Bedeutung dieser Zeichen: Hier würden die Armenspeisungen vorgenommen werden und sie würden sich vertrieben und ohne Platz für ihre Waren finden, wenn sich nicht eine gute Seele ihrer erbarmte und es ihnen sagte.

Noch war das Treiben weniger ausgelassen als vielmehr geschäftig, so viel wollte in so wenig verbleibender Zeit getan sein. Auch das ungleiche Paar, das wohl niemand fälschlicherweise für Vater und Sohn halten würde, eilte durch die vollen Straßen. Ebrian ließ sich etwas hängen und mehr als einmal gar blieb er ganz stehen und blickte mit großen Augen auf einen Stand mit fremden Früchten, auf einen Tierhüter mit gefährlichen Schlangen, auf das seltsame Reittier eines Multorers. Wann immer Inigo dies bemerkte, nahm er sich seufzend Zeit und ging vor dem kleinen Jungen in die Hocke. Als wäre es ein uraltes Ritual fragte der Junge dann immer: „Inigo, was ist dies?“ oder „Inigo, was ist das?“. Und obwohl sie eigentlich schon viel zu spät dran waren, erklärte der Nushq'qai, so gut es ging, all die wunderlichen Dinge. Endlich aber erreichten sie das Lokal, das sie angesteuert hatten: Den „Schillernden Vogel“. Die prächtige Fassade leuchtete in glänzendem Weiß.

Einmal mehr hockte sich Inigo vor Ebrian hin und blickte ihn an: „Denk daran, sei immer schön höflich, wenn die Richterin dir spricht. Rede am besten nur, wenn man dich anspricht und wenn wir essen, nimm ein Stück nach dem anderen und mit der Gabel!“

„Ja Inigo!“, seufzte der Junge schicksalsergeben und unterdrückte mühsam das Verlangen sich am Popo zu kratzen. Inigo schob den buschigen Schwanz Wikos zur Seite, um noch einmal an dem Seidenhemd zu zupfen, in das sich der Junge nur unter Protest hatte stecken lassen und schob den Bund der Stoffhose zurecht. Jetzt ging es nicht anders! Als Inigo gerade wegsah, schoß Ebrians Hand nach hinten und kratzte ausgiebig die Stelle seiner Pein. Erleichtert seufzte er auf, blickte aber gleich wieder beschämt zur Seite, als Inigo sagte: „Da ist ja schon wieder ein Fleck... Wie schaffst du das nur immer?“

Als sie den Raum betraten, kam ihnen der dritte Saalherr entgegen und empfing sie mit einer tiefen Verbeugung: „Verzeiht, werter Herren, aber unser Haus ist am heutigen Tage für eine geschlossene Gesellschaft gemietet. Wenn ich euch ein Lokal anbieten dürfte, als Entschädigung sozusagen, Ersatz kann es natürlich nie...“

Inigo fiel dem herausgeputzten Oberstädter ins Wort: „Die Richterin erwartet uns, werter Herr, wir sind geladene Gäste - persönlich geladene Gäste der Richterin und sie dürfte sehr ungehalten sein, wenn wir uns wegen euch noch weiter verspäten...“ Mit diesen Worten hielt er dem Mann eine Einladung vor, auf der ihre Namen standen. Der Saalherr hütete sich natürlich den edlen Herren darauf hinzuweisen, daß er ihm das feine Panfilpergament falsch herum entgegestreckte, beugte statt dessen stark den Kopf und nickte dann, einen tief betroffenen Ausdruck im Gesicht: „Ich bitte vielmals um Verzeihung! Es ist nur... man hat bereits damit begonnen das Mahl aufzutragen...“

Von der Seite trat ein weiterer Mann in der Tracht der Saalherren herbei. Wie Inigo sich am Erbleichen des dritten Saalherren denken konnte, wohl der zweite, oder der erste gar. Er

wandte sich, die Höflichkeit selbst, nach einer tiefen Verbeugung an die beiden Gäste: „Gibt es ein“, ein scharfer Blick auf den anderen, „*Problem?*“

Bevor der Saalherr etwas sagen konnte, schüttelte Inigo den Kopf: „Kein Problem, alles in der besten Ordnung. Wenn wir jetzt vielleicht...“, und zeigte auf den Durchgang zum Balkon.

Mit einem dankbaren Blick nickte der dritte Saalherr und machte sich daran die beiden, persönlich gar, zum Balkon zu geleiten. Die nur gemurmelte Drohung des zweiten Saalherren, daß man darüber noch reden würde, verklang fast ungehört. Dann aber fiel dem dritten Saalherr, als er sich erneut katzbuckelnd umwandte, das buschige kleine Tier auf, das Briannes Sohn um seinen Hals trug. Hatte er Wiko erst für einen Schal gehalten, mußte er jetzt zusehen, wie dieser sich weit nach vorne beugte, um, nur auf einem Bein balancierend und gefährlich wackelnd, mit zitternder Nase nach einer Frucht zu angeln. Nur sein roter Wuschelschwanz hielt ihn davon ab in die Schale zu fallen, aus der er nun eine kleine Frucht stibitzte.

„Verzeihung, mein junger Herr!“ dröhnte der dritte Saalherr da, nun wieder erstarrt in seiner Autorität, „aber so etwas können wir hier nicht gebrauchen!“, und machte einen Schritt auf Ebrian zu. Dieser blieb vor Schreck schlagartig stehen, Wiko fiel mit lautem Keckern vornüber und blieb, auf Ebrians Rücken hin und her baumelnd, kopfüber an seinem Schwanz hängen. Verwirrt blickte er sich um, sein Mäulchen schloß und öffnete sich einige male, dann keckerte er aufgeregt und suchte nach der verloren gegangenen Beere.

„Ihr werdet das Tier bitte draußen vor die Tür setzen?!“, der erhobene Zeigefinger drohte über Ebrians Kopf, der nun halb verwirrt, ein halb trotzig zu Inigo blickte, welcher nickend zustimmte: „Wenn in diesem edlen Haus keine Tiere erlaubt sind, wird Wiko wohl draußen warten müssen.“

„Na gut!“, seufzte Ebrian und wandte sich um. Mit der einen Hand angelte er nach dem kleinen Rotpelz auf seinem Rücken, mit der anderen kratzte er sich ausgiebig am Po. Als jedoch Inigos Stimme erneut erscholl, zuckte die kleine Hand schnell wieder nach vorne: „Aber mach ihn gut fest, ja?! Damit er nicht wegläuft... Ich warte hier.“

Ebrian nickt nur heftig, traute sich nicht nach hinten zu schauen, aus Furcht, man könne sein knallrotes Gesicht entdecken.

Ebrian trat durch die schwere Tür, die er mühsam aufstemmte und blickte sich um. Er entdeckte, was er suchte: Ein eiserner, kunstvoll verzierter Lampenhalter, der an der Fassade des Lokals festgemacht war. Er schritt darauf zu, nahm Wiko von seinen Schultern und wickelte dessen langen Schwanz zweimal um eine Strebe des Halters. So, kopfüber in einem Tritt⁸⁶ Höhe, konnte er unmöglich weglaufen! „So, du bleibst hier, Wiko, denn...“, hier ahmte der kleine Junge sowohl Tonfall als auch Zeigefinger des Saalherren nach, „da drin können wir dich nicht gebrauchen!“

Das winzige Köpfchen des Tieres bog sich nach oben und stieß ein fragendes „Qwieeeh?“ aus. Doch Ebrian hastet schon wieder hinein, um zu Inigo und seiner Mutter zu kommen.

Hand in Hand traten Inigo und sein kleiner Freund auf den Balkon hinaus, in die strahlende Nachmittagssonne, die aber hier von großen Tüchern aus weißem Stoffe abgehalten wurde. Es war eine große Tafel aufgebaut, an der die Reichen und Wichtigen der Stadt, die auf Richterins Broschakals Seite standen, sich versammelt hatten. Kaum hatte Inigo Brianne entdeckt, die in einem bezaubernden, wenn auch sicher viel zu warmen, blauen Samtkleid der Richterin gegenüber saß, da riß sich Ebrian auch schon los und lief laut rufend auf sie zu: „Maaaaaama, rate, was ich alles gesehen habe!“

Inigo blickte ihm hinterher, erst erstaunt, dann schlich sich ein sanftes Lächeln in seine feinen Züge. Dieses Kind war lebhafter als ein Rudel Wölfe und mindestens so schwer zu bändigen. Auch auf den Zügen der anderen Gäste spiegelte sich warme Heiterkeit wieder und kurz ka-

⁸⁶ Multorische Maßeinheit. 1 Tritt = 50 Zentimeter

men alle Gespräche zum Stillstand, als man wohlwollend zusah, wie der kleine rothaarige Junge auf den Schoß seiner Mutter kletterte und ohne Luft zu holen aufgeregt von den Wundern der Straßen berichtete. Erst als er unter neuerlichem Gelächter schloß: „... und jetzt hab ich Hunger!“ flammten die Unterhaltungen wieder auf. Richterin Broschakal ließ es sich nicht nehmen, Inigo persönlich willkommen zu heißen: „Werter Herr Bellodores, ich freue mich, daß ihr es doch noch geschafft habt...“

Inigo nahm den leichten Tadel unerwidert an, umschloß statt dessen Geral's Hand und küßte sie sanft: „Ich hätte es mir nie verziehen eine Möglichkeit auszulassen, eure angenehme und aufs Höchste entzückende Gesellschaft zu genießen, werter Richterin!“ antwortete der Nushq'qai, und senkte seine Lippen erneut zur Hand der Richterin.

Glockenhell lachend geleitete Geral ihren Übersetzer an den Tisch und wies ihm seinen Platz zwischen Brianne und Herrn Tibrand zu. Nachdem er letzterem freundlich zugelächelt hatte, beugte er sich zu Brianne hinüber und küßte sie auf die Wange: „Verzeih, daß wir uns verspätet haben, Brianne, aber die Straßen waren voll und man wollte uns erst nicht einlassen. Du siehst bezaubernd aus! Es gibt Tage, da beneide ich Shamino...“

Brianne schlug ihm, in einer ganz und gar undamenhaften Geste, auf den Oberarm: „Inigo, du greiser Schmeichler!“

Inigo rieb sich die schmerzende Stelle und schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein Brianne! Es heißt 'alter', man sagt 'du alter Schmeichler', nicht 'greiser'.“

Brianne nickte und ihre Lippen bewegten sich, als sie sich die Redewendung neu einprägte.

Obwohl die beiden Jungen, der eine größer, der andere kleiner, bereits die Hälfte des Mahles verpaßt hatten, reichten die Portionen der nachfolgenden Gänge doch, um sie zu sättigen. Als man sich nach dem Essen mit einem guten Wein, oder im Falle Ebrians, einem noch besseren Becher Sckokoladenmus, auf der Terasse verteilte, um den kühlen Wind in dieser Mittagshitze zu genießen, wandte sich Inigo an die Richterin: „Werte Richterin Broschakal?! Es scheint mir, als hätte ich Torador und Melirae nirgendwo gesehen?“

Die Richterin trat zu ihm, und hakte sich ein: „Nun, lieber Herr Broschakal, das mag daran liegen, daß sie nicht anwesend sind. Torador wollte noch eine neue Mixtur an beruhigenden Kräutern versuchen, und daß Melirae nicht alleine auf eine meiner Feierlichkeiten kommen wollte, versteht sich fast von selbst, nicht wahr? Aber beide haben mir fest zugesagt, die Festivität zu meiner Wiederwahl aufzusuchen, so die Götter mich erneut begünstigen.“

„Dessen bin ich mir fast sicher!“ beruhigte Inigo die Mutter des Heilers und löste sich dann unter Entschuldigungen von ihr, um Ebrian auf die Arme zu heben und ihm den Mund mit einem Tuch abzuwischen. Der Junge ließ die Tortur tapfer über sich ergehen, erst als Inigo das Tuch mit der Zunge anfeuchtete, wehrte er die Hand ab. Wieder erscholl das volle Lachen der Richterin: „So laßt ihn doch, Inigo, laßt ihn doch. Ich habe schon schmutzigere Männer gesehen! Aber sag Kleiner, mit wem wirst du denn auf meinem Ball tanzen?“

Ebrian blickte die Frau groß an, dann erhellte sich seine Miene: „Mit meiner Mutter!“

Geral Broschakal fuhr ihm mit der seidenbehandschuhten Hand über die Wange: „Aber Ebrian, du kannst doch nicht mir deiner Mutter tanzen, noch dazu auf einem so großen... Was würden da die Leute sagen?“

„Ich weiß nicht, Frau Richterin, was würden sie denn sagen?“ Die Richterin blickte dem kleinen Jungen tief in die Augen, aber sie fand nur aufrichtige Neubegierde darin: „Nun, kleiner Ebrian, sie würden sagen, du hättest keine Freundin, daß du mit deiner Mutter tanzen mußt.“

„Dann tanze ich eben mit Melirae!“ rief der Junge in einem Ton, der keinen Widerspruch erlaubte.



Da hing er nun. Leise jinkend baumelte er an seinem langen Schwanz hin und her und blickte dem umgedrehten Bild des davongehenden Jungen nach. Sicher würde er sich gleich umdrehen und ihn hier herunter holen. Er hatte bestimmt nur einen Spaß gemacht. Jetzt war er schon fast an der Tür, er konnte ihn doch nicht hier hängen lassen. Vorsichtshalber jammerte Wiko ein bißchen lauter. Es hatte keinen Sinn, sein Freund trat durch die Tür und „Rumms“, schlug sie ins Schloß. Wiko zuckte fürchterlich zusammen. Dann begann er sich an seinem eigenen Schwanz nach oben zu ziehen, bis er an dem Eisengestänge angekommen war. Dort saß er, leise winselnd, und ließ die Tür keinen Augenblick aus den Augen, doch sein großer Freund kam nicht wieder. Statt dessen kam ein anderer Großer. Er schien krank zu sein, denn er schwankte beim gehen immer hin und her. Er hatte Wiko entdeckt und kam auf ihn zu. Sein Mund machte Laute, von denen Wiko nur wenige verstand, weniger als sonst, da der Mann sie sehr undeutlich ausstieß: „Was'n das für'n schicker Schal da? Obenn einer verg'ssen hat? Ich wern mal li'er an misch nehm, wer weiß was für Ges'ndel hier ruml'ft.“

Dabei fing er an Wikos Schwanz unsicher von der Stange zu zerren. Wiko freute sich, da half ihm doch einer von den Großen. Der Betrunkene nahm ihn von der Stange und legte sich seinen Schwanz um die Schulter, so wie es sein Freund immer gemacht hatte... bevor er ihn hier alleine gelassen hatte.

Freudig kletterte Wiko an der Schulter hinauf und leckte dem Mann mit seiner kleinen, rauhen Zunge über die Wange.

„Was's, 's dasnn? Weg du Vieh, bäh, widerl'ch!“ rief der Mann und warf den armen Wiko zu Boden. Alles um ihn herum drehte sich, er prallte hart auf den Steinboden. „Hau bloß ab, du M'stviech! Du Ratte!“

„Aber“, rief Wiko, in der Hoffnung, daß vielleicht dieser Große ihn verstehen könnte, „ich bin keine Ratte, ich bin doch der Wiko!“

Doch der Mann trat nach ihm. Das kleine Tier konnte sich gerade noch in seinen buschigen Schwanz wickeln, so daß der Mann nur diesen zur Seite schleuderte, Wiko aber mit lautem Jaulen mitgerissen und gegen eine Hauswand geschlagen wurde. Seine rechte Vorderpfote schmerzte schrecklich, aber Wiko achtete kaum darauf. Der Schmerz in seinem kleinen Herzen war viel schlimmer. Was hatte er denn getan? Warum waren alle böse auf ihn? Hatte ihn den keiner mehr lieb? Wo er doch gedacht hatte, Ebrian wäre sein Freund... Aber hier wollte er nicht mehr bleiben. Wenn man ihn nicht wollte, dann würde er eben gehen!

Und so schlich das kleine rotfellige Tierchen betrübt davon und sah nicht einmal zurück... die kleinen Blicke, die er über seine Schulter warf, zählten ja nicht!

Nun war er allein. Ach, wenn er dies alles nur verstehen könnte! Was hatte er bloß falsch gemacht? Es gab keinen Zweifel: Die Schuld mußte ganz allein bei ihm liegen.

„Oh weh!“ seufzte er und fiepte kläglich vor sich hin. Was sollte er denn jetzt machen? Wohin sollte er gehen? Am besten war es wohl, sich erstmal neue Freunde zu suchen, bei denen er bleiben konnte.

„Und auf die ich mich verlassen kann!“ fügte der Kleine trotzig hinzu.



„*Que'Lajir?*!“⁸⁷ Ebrian zog an dem Kleid seiner Mutter um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Diese blickte nach unten und fragte: „*Que'Blecha niku?*“⁸⁸ Sie sprachen Arietidisch, die Heimatsprache Briannes, die man auf dem Kontinent Karses sprach, von dem sie ursprünglich stammte.

⁸⁷ *Que'Lajir?* (arietidisch) = Mutter?

⁸⁸ *Que'Blecha niku?* (arietidisch) = Was willst Du?

Der kleine Junge quengelte: „*Lahr Ki'noter, Lajir! Que'blacha Toradorbiko?*“⁸⁹,
Bevor Brianne auf das Anliegen ihre Sohnes antworten konnte, unterbrach Inigo Bellodores die beiden. Er war wohl der einzige Mensch auf ganz Nontariell, der außer Mutter und Sohn noch des Arietidischen mächtig war. Nur seinem immensen Gefühl für Sprachen war es zu verdanken, daß Brianne so schnell Mantowin lernte. Wie selbstverständlich hatte er dabei ihre Sprache gelernt. Jetzt aber wies er mit einer Hand auf die Runde der Gäste, die sehr verwundert auf das Trio schauten, verstand doch keiner der Anwesenden dieses Sprache, sei er noch so gelehrt. Deswegen ermahnte Inigo den kleinen Ebrian und damit indirekt auch seine Mutter: „Ebrian, *Blecha Arietjidtrakar'it*.“⁹⁰ Das ist den anderen Gästen gegenüber sehr unhöflich, weil sie denken könnten du hättest Geheimnisse vor ihnen oder etwas Schlimmes über sie gesagt...“

Der Junge schaute verlegen nach unten. „Hab ich aber nicht. Darf ich jetzt?“

Inigo wollte etwas sagen, aber Brianne fiel ihm ins Wort: „Natürlich, Welp! Lauf schon!“

Glücklich aus den Fängen gesellschaftlicher Verantwortung entkommen zu sein, lief Ebrian durch die Tür in das Lokal und von dort hinaus. Draußen schaute er sich kurz um und lief dann los zum Hause Broschakal. Wiko hatte er völlig vergessen, so daß ihm dessen Abwesenheit nicht auffiel. Wann immer Wiko nicht bei ihm war, war er bei seiner Mutter. In dem wachen, aber eben noch kindlichen Geist des Jungen gab es nur diese beiden Möglichkeiten. Das sich das kleine Tier ganz alleine durch die Straßen schleppte, kam ihm nicht in den Sinn.



Auf einmal sah Wiko in der Ferne zwei Tiere auf sich zukommen - es waren Katzen. Eine der beiden war ein stattlicher weißer Kater, die andere war eine wunderschöne dreifarbige Katze, deren Augen wie Smaragde im Mondlicht glänzten.

Wiko verharrte und konnte nur noch in die blinzelnden Augen dieser wundervollen Frau starren. Die beiden anmutigen Wesen schritten nun gemächlich an dem winzigen Wiko vorbei, wobei sie eine aufgeregte Unterhaltung führten.

Wikos Näschen schnüffelte und er verdrehte verzückt die Augen, als er den Geruch der bunten Katze ausnahm. „Oh... Wahnsinn!“ seufzte er, den Geruch von Tau, Rosenblättern und etwas Herberem noch auf der Zunge.

Auf einmal vernahm er eine Stimme - die süßeste Stimme, die er je gehört hatte! „Hast du etwas gesagt?“

Verwirrt blickte Wiko auf. Die bunte Katze hatte ihren Kopf gedreht und sah über ihre linke Schulter auf den kleinen Kerl, der nun verlegen mit den Füßchen scharrte.

„Nun, ich... äh...“

„Wieso kannst du unsere Sprache?“ knurrte auf einmal der große, weiße Kater, dessen Augen ihn kalt musterten. „Du bist keine Katze... also, wieso sprichst du unsere Sprache?“

Wiko wußte keine Antwort zu geben, er war sich ja noch nicht einmal bewußte, daß er *irgendeine* Sprache sprechen konnte.

„Laß ihn doch, Anjakh. Siehst du nicht, daß er völlig verängstigt ist? Außerdem... ein wenig sieht er schon wie eine Katze aus... die klugen Augen. Man nennt mich Sehschija. Hast du auch einen Namen?“

„Er sieht aus wie eine Ratte!“ mischte sich Anjakh ein.

„Ich bin Wiko.“ versetzte dieser wütend. Warum nur bezeichneten ihn alle als Ratte? War er am Ende sogar eine? Angeekelt schüttelte er sein Köpfchen.

„Soso. Wiko. Ich habe dich noch nie hier gesehen. Wer gehört zu dir?“

⁸⁹ Lahr Ki'noter, Lajir! Que'blacha Toradorbiko? (arietidisch) = Mir ist sehr langweilig, Mutter! Kann ich zu Torador gehen?

⁹⁰ Blecha Arietjidtrakar'it (arietidisch) = Rede kein Arietidisch.

Wiko schluckte. Früher einmal Ebrian, dachte er. „Jetzt... niemand.“, flüsterte er.

Sehschija tauschte einen Blick mit Anjahk, der sich schulterzuckend abwandte und lieber der Pflege seines makellosen Felles nachging.

„Bist du ganz alleine, Wiko?“

„Ja.“

„Das ist schlimm... Was bist du eigentlich? Gibt es keine anderen, die so aussehen wie du?“

Sehschijas Interesse an seinem Leben schmeichelte Wiko. Für einen Moment lang wollte er sich in den weichen Pelz der Dame drücken und... weinen.

„Nein“, schniefte er stattdessen, „es gibt keine anderen. Und wenn, dann würde das auch nichts nützen, denn ich komme von weither.“

„Du Armer.“

„Ja.“

Plötzlich kamen noch mehr Katzen hinzu und scharrtten sich um die drei. Sie begrüßten sich schnurrend und stießen sanft ihre Nasen gegeneinander.

Wiko richtete sich freudig auf. Irgendwie fühlte er sich zu diesen Tieren hingezogen... und er sprach ja auch ihre Sprache! Also mischte er sich mutig unter sie, richtete sich auf und stupste einen braunen Kater galant mit der Nase an. Dieser setzte sich verdutzt hin.

„Sehschija, Anjahk... wer ist euer kleiner Freund hier?“

Anjahk knurrte: „Mein kleiner Freund ist das bestimmt nicht. Den hat Samptpfote aufgegebelt.“

„Ist er nicht süß?“ fragte Sehschija die Umstehenden.

„Na ja... er ist keiner von uns.“ antwortete eine alte, graue Katze, die nur noch ein Auge hatte.

„Laßt uns doch gehen... in der Nähe habe ich eine Mäusefamilie gerochen, die müßten wir kriegen. Los!“

Und so rannten die Katzen los. Wiko aber wurde zurückgestoßen.

„Du kannst nicht mitgehen. Du gehörst nicht zu uns.“

„Aber -“

„Schwer dich weg!“ fauchten die Katzen. Sehschija blickte ihm traurig nach, als er sich betrübt davonmachte. „Er war doch ein so nettes Kerlchen...“



Elrind öffnete Ebrian die Tür. Der alte Hausdiener war wie immer fein gekleidet, alles an ihm war gerade, glatt und sauber. Ebrian rief ihm ein fröhliches Hallo zu und lief hinein.

„Der kleine Herr Ebrian! Was verschafft uns die Ehre eures Besuches?“

Ebrian war schon an ihm vorbei und lief die breite Treppe nach oben, denn Toradors Zimmer befand sich im Obergeschoß: „Ich will zu Onkel Melirae!“

Elrind nickte, daß hatte er erwartet: „Sie befindet sich in im Zimmer der Herren Broschakal...“, Rumms, fiel oben auch schon die Tür zu, „...wie ihr vermutlich wißt.“ Leicht lächelnd schloß Elrind die Haustür. Wie lange war das her, daß der junge Herr Broschakal auf eben diese Weise heimgekehrt war... Es tat gut, wieder junge Füße auf den alten Stufen zu hören. Trotzdem wurde Elrind schmerzlich bewußt, wie alt er nun schon war.

„Hallo Onkel Melirae!“ Die Hallakine blickte von ihrer Axt auf. Sie hatte gerade den Klängen im wahrsten Sinne des Wortes den letzten Schliff verpaßt und rieb sie nun mit einem alten Tuch trocken. Als sie den Sohn Briannes entdeckte, legte sie die Axt hinter sich auf Toradors Bett und fing ihn auf, als er lossprang und durch die Luft auf sie zuflog. Auch Torador blickte von einer kleinen Feuerstelle auf, über der in einem Metallgestell ein eisernes Gefäß ruhte.

„Na Krieger? Drückst du dich vor dem Fest der Richterin?!“ dröhnte die Hallakine, während sie den rothaarigen Bengel auf ihr Knie setzte. In ihren großen Händen sah er aus wie eine

kleine Puppe, die sie mit einer Drehung des Handgelenks zerbrechen könnte. Aber eher würde sie sich die Hände abhacken, als diesem kleinen Burschen Schaden zuzufügen.

„Nein, ich war da, das Essen war lecker, vor allem das braune, aber mir war langweilig!“ antwortete der Junge.

Torador blickte erneut auf, etwas abgelenkt wie immer wenn er mit alchemistischen Vorgängen beschäftigt war: „Das kann ich gut verstehen. Ich wünschte nur ich wäre ebenfalls noch so klein wie du, Ebrian, dann könnte ich mich auch immer auf Nushq´qai-Art empfehlen.“

„Du bist so klein wie er!“ rief die Hallakine ihm zu, aber ihr Ton machte klar, das sie ihn nur aufzog. Er lächelte sanft und wandte sich dem nun kochenden, rötlichen Sud zu.

Ebrian löste seinen Blick von Torador und blickte fragend an dem harten Körper der Hallakine nach oben: „Was heißt auf Nushq´qai-Art empfehlen?“

„Sich aus dem Staub machen, ohne das einer was merkt.“

„Aber Inigo sagt immer Bescheid, wenn er geht. Und er ist doch ein Nushq´qai!“

Melirae lachte harsch: „Der Degenschwinger ist ja auch ein gezähmter Nushq´qai. Die anderen sind alles Diebe und Gauner!“

Torador mischte sich ein: „Aber Melirae. Das entspricht nicht den Tatsachen. Außerdem sollte der Junge nicht mit Vorurteilen belastet werden. Denn Ebrian, nicht alle Nushq´qai sind Diebe und Gauner, genauso wenig, wie alle Hallakinen tumpe Schwertkämpfer sind. Laß dir das von keinem einreden!“

Das brachte ihm einen bösen Blick der Hallakine bei, die dann aber mit den Schultern zuckte:

„Torador hat schon recht. Es gibt auch ganz anständige Nushq´qai - aber wenige! Übrigens kocht dein Zeug über!“

Im Nu war Torador bei seinen Tiegelchen, nur um zu entdecken, daß seine Gefährtin und Beschützerin ihn wieder hereingelegt hatte: „Ich wünschte, du würdest das nicht tun...“, beschwerte er sich halbherzig.

„Onkel Melirae?!“ meldete sich Ebrian nun wieder zu Wort, „Die Richterin sagt, ich darf nicht mit Mama auf dem Ball tanzen, deswegen mußt du mit mir tanzen, ja?!“

Die Hallakine versteifte sich. Dann hob sie den Jungen von ihren Knien und stellte ihn vor sich auf den weichen Teppich. „Vergiß es! Such dir eine andere Frau zum Tanzen.“

„Aber...“, quengelte Ebrian und machte große Augen.

„Nichts da! Und jetzt muß ich in mein Zimmer!“ sprach´s, und stapfte hinaus, Torador und Ebrian verwundert zurücklassend. Melirae hatte zwar meist eine sehr rauhe Art, aber sie mochte Ebrian und gab sich meist viel Mühe mit ihm. Zudem war sie vorher doch ausgezeichnete Laune gewesen.

Torador zog mit einem Seufzen das Gestell über der Flamme weg und löschte sie. „Ich werde besser mal hinüber gehen und mit Melirae reden. Du kannst derweil schon mal deine Buchstaben üben. Alles ist da, wo du es immer findest!“ So war auch Torador verschwunden.

„Oooch, na toll! Da hätte ich auch auf dem Fest bleiben können! Immer muß ich schreiben. Ebrian mach dies, Ebrian mach das. Schreib deine Buchstaben, Ebrian. Räum deine Sachen weg, Ebrian.“ Der kleine Junge lamentierte mit aller Inbrunst, die ein Kind aufbringen konnte, das sich ungerecht behandelt fühlt. Trotzdem kramte er die Schiefertafel und die Griffel hervor und begann mit seinen Schreibübungen. Anfangs hatte er richtig Spaß daran gehabt, aber seit Torador ihm gesagt hat, daß es nicht nur einen, sondern über 20 Buchstaben gab, war ihm die Lust vergangen. Wenn er für den ersten schon tausend-dreißig Tage brauchte... Schmolgend zog Ebrian den Stift über die Tafel. Dafür machte er die doofen Haken oben nicht, sollte Torador doch sehen, wo er sie herkriegte, er würde sie auf jeden Fall nicht machen. Ätsch...

Torador öffnete vorsichtig die Tür: „Ähh, Melirae, Schatz... darf ich reinkommen?“

„Wenn´s sein muß!“

„M-hm, ja, ich denke schon!“ versetzte der Geistheiler und drückte sich ins Zimmer. „Ähm, ich war ein bißchen überrascht. Ich meine... der Junge hat ja nur gefragt.“ Er ließ sich neben ihr auf dem harten Lager nieder, auf dem sie saß und mit ihrem Dolch spielte. Er nahm ihr die Waffe aus der Hand und legte statt dessen seine Hand hinein.

„Ich tanze nicht. Fertig!“

„Dem Jungen - ehm - schien das ganze recht wichtig zu sein... Vielleicht könntest du - nun ja - mal eine Ausnahme machen?!“

Die Hallakine ließ Toradors Hand los und stand auf. Brummig erwiderte sie: „Ich bin Kriegerin, keine Mätresse. Ich töte, ich kämpfe, ich vergieße Blut - aber ich TANZE nicht! Hast du das verstanden?!“

Torador schaute betrübt zu Boden: „Ich dachte nur. Immerhin sieht der Junge in dir eine - ehm - Tante, sozusagen, und da dachte ich...“ Ein lautes Klirren ließ ihn aufschauen.

Melirae hatte eine leere Weinflasche auf den Boden geschmettert: „Verdammt Heiler, du schaffst es immer wieder! Jetzt verschwinde, bevor ich dich aus dem Fenster schmeiße!“

Torador wußte, daß sie das nicht ernst meinte - nun, zumindest hoffte er es. Auf jeden Fall mußte sich ihr Hitzkopf ein wenig abkühlen, bevor man das Thema weiter verfolgen würde.

Die Tür ging wieder auf. Ebrian blickte auf und ließ sofort den Griffel fallen. Torador fuhr ihm mit der Hand über den Kopf: „Tja, mein Junge, ich befürchte, da ist nicht viel zu machen... Melirae scheint sehr - hm - entschlossen nicht zu tanzen. Tut mir leid!“

Nach einem Blick auf die Tafel fügte er hinzu: „Schon sehr schön, aber am oberen Ende deines B's fehlt der Bogen.“

„Ich weiß. Die mach ich nicht!“ Ebrian verschränkte die Arme und lehnte sich zurück.

„Irgendwas muß heute in der Luft liegen. Na ja, egal. Es ist wohl zu warm heute, um - ehm - konzentriert zu arbeiten. Möchtest du etwas trinken?“

Ebrian schaute mißtrauisch auf Torador: „Also brauche ich nicht mehr schreiben?“

„Ganz genau. Für heute ist es genug.“

„Dann muß ich jetzt weg.“

Torador dachte darüber nach den Jungen zu begleiten, aber wenn man am hellichten Mittag in der Oberstadt nicht mehr sicher war, dann war man nirgendwo sicher: „In Ordnung, grüß' deine Mutter von mir, Ebrian.“

Der Junge nickte und lief los. Elrind sah den Jungen, als er auf der Hälfte der Treppe war. Mit einigen schnellen Schritten, die trotzdem steif wirkten, war er an der Tür und öffnete sie.

„Ich komm gleich wieder!“ rief Ebrian ihm zu, und war aus der Tür hinaus.

Elrind schloß die Tür langsam und sagte, eher zu sich selbst: „Ich werde euch erwarten, junger Herr.“



Ausgestoßen und tief in seinem Inneren schwer verletzt lief Wiko durch die Oberstadt. Keiner wollte ihn! Er war häßlich, ungeschickt und auch noch aufdringlich. Wirklich keine feinen Eigenschaften.

„Verdammt!“ Und fluchen tat er auch noch! So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich im Schatten einer Häuserwand eng zusammenzurollen und zu grübeln. Da aber sein Köpfchen daran nicht gewöhnt war... schlief er ein. Etwas später wurde er durch ein seltsames Geräusch geweckt...

Wiko setzte sich verdutzt auf und beäugte das riesige Tier vor ihm mit eben solchem Interesse. Auf langen, schlanken Beinen, die es im regelmäßigen Wechsel hob und wieder auf den Boden knallen ließ, schritt es majestätisch an ihm vorbei. Es war ein Pferd, eine prachtvolle Stute, dessen rotbraunes Fell ansprechend glänzte. Ein junger Mann führte sie an einem selt-

samen Band, das irgendwie an ihrem Kopf befestigt war, zu einem Gebäude, das ganz aus Holz bestand.

„Oooh!“ machte Wiko ehrfürchtig und folgte dem schönen Pferd, das gewiß eine Königin war, in den Stall.

Gerade als der Junge das große Tor schließen wollte, schlüpfte der kleine Kerl noch unmerkelt hindurch. Seine Augen brauchten einige Zeit, um sich auf das dämmerige Licht umzustellen und auch seine Lungen mußten sich erst einmal an die merkwürdige Luft hier gewöhnen.

Vorsichtig tapste Wiko dann vorwärts, wobei ihm ein paar Heuhalm in die Nase piksten. „Haaatschiii!!!“

„Wer ist da?“ donnerte eine Stimme und der schuldbewußte Wiko kauerte sich ins Stroh.

„Ich bins... Wi... Wiko“, stammelte er.

„Was für ein Wiko?“ donnerte es zurück.

Voller Angst kroch Wiko ins Licht und konnte nun auch das Maul sehen, welches die Stimme preisgab. „Oh... ein kleiner Hund. Was machst du denn hier?“

Der riesige schwarze Gaul warf seinen riesigen Kopf erneut in den riesigen Eimer und sah mampfend wieder auf.

„Ich... Ich bin... eurer... Königin gefolgt.“ Er sah sich hastig um. „Dort steht sie.“

Die übrigen Pferde, welche amüsiert zugehört hatten, wandten sich der Fuchsstute zu und lachten wiehernd. Der schwarze Gaul fragte belustigt: „Wie kommst du darauf, daß die Füchsine eine Königin ist?“

Wiko blickte sich verunsichert um. „Na ja... sie... sie kann so schön gehen.“

Wieder entbrannte lautes Gewieher und Wiko mußte seine Ohren zusammenklappen. Enttäuscht wollte er sich gerade hinausschleichen, als er die Frage vernahm, die er am meisten haßte: „Was bist du eigentlich?“

Er schüttelte traurig den Kopf. „Wenn ich das doch nur wüßte... dann wäre ich ja gar nicht hierher gekommen.“

„Was für ein seltsamer kleiner Hund. Er spricht unsere Sprache, dabei ist er doch keiner von uns.“

„Er könnte auch eine Katze sein... oder ein Fuchs.“

Die Pferde rätselten und rätselten. Und plötzlich kam Wiko eine verwegene Idee: „Kann ich nicht ein Pferd sein und bei euch bleiben?“

Sekundenlang war es ganz still... dann brauste von Pferd zu Pferd ein Lachen, welches den Stall erschütterte. Angst stieg in Wiko hoch, als er die riesenhaften Zähne der mächtigen Gäule sah.

„Du? Ein Pferd? Du kannst ja nicht mal einen Sattel tragen! Du kannst gerade mal im Steigbügel schaukeln!“

Wikos Blick fiel auf einen der blankgeputzten Ledersättel und er schluchzte. Er war gerade mal so groß wie der Knauf.

Die Pferde merkten nicht, wie er davonlief. Durch einen Ritz in der Wand schlüpfte er ins Freie und rannte verstört fort. Nur weil er anders war, brauchten sie ihn doch nicht auslachen! Warum machten sich alle lustig über ihn?

Ebrian... ach Ebrian.. ich hab dich doch so lieb! „Aber er... will mich nicht mehr...“



Inigo Bellodores wischte sich eine Strähne aus dem Gesicht - zum wievielten male heute schon, konnte er nicht erfassen. Mit einem charmanten Lächeln verabschiedete er sich von der rothaarigen Heilerin, mit der er sich gerade noch unterhalten hatte. Sarjana, so ihr Name, war

seit jenem schicksalschweren Morgen des ersten Verle⁹¹ ein enger Freund derjenigen, die sich für die Erziehung Ebrians verantwortlich fühlten. Wären ihre großen Künste als Heilerin und Hebamme nicht gewesen, hätten wohl weder Mutter noch Kinder überlebt.

„Grüßt euren Mann, werte Sarjana, und vergeßt nicht ihm auszurichten, daß ich ihn zutiefst beneide. Oder - besser teilt ihr es ihm nicht mit. Er könnte sonst auf die Idee kommen mir Teile abzuschlagen, die mir über die Jahre sehr lieb geworden sind...meinen Kopf zum Beispiel...“

Sarjana lächelte leicht. Die Worte des Nushq'qai trafen sie tief, was der Schmeichler sicher nicht beabsichtigt hatte. Eher das Gegenteil war der Fall - Larkur war erstaunlich kaltherzig ihr gegenüber. Und ihre gemeinsame Tochter bekam auch nicht die Liebe von ihm, nach der sie strebte. Trotzdem nickte sie freundlich, als der Nushq'qai sich nun umwandte, um sich um Ebrian zu kümmern, der außer Atem vor ihm stand.

„Schon wieder da?“

Ebrian nickte. „Inigo?“

„Ja, mein Kleiner?“

„Du bist doch ein Frauenheld, wie kriege ich eine Frau dazu, das zu tun, was sie nicht will?“

Erstaunt hob Inigo die Augenbrauen. Entwickelte sich Ebrian etwa noch schneller, als er vermutete?! „Nun Ebrian, ich glaube, du bist noch etwas zu jung, um dir über solche Dinge sorgen zu machen...“

„Aber ich muß es wissen, wirklich!“ der Junge rang mit den Händen, seine Stimme fast flehentlich.

Was sollte denn schon passieren... Ebrian war auf dem Entwicklungsstand eines Fünfjährigen. Es ging vermutlich um eine Schwärmerei. Also: „Nun, Ebrian, das kommt immer ganz darauf an, um was für eine Frau es sich handelt. Die meisten aber sind über Blumen sehr erfreut. Am Besten, du sagst ihnen auch, wie hübsch ihr Haar ist, und ihre Augen. Sprich von der Sanftheit ihrer Haut und der Wölbung ihrer...“

Inigo bremste sich. Das ging nun doch zu weit. So sehr er die Kunst der Verführung auch schätzte, und in früheren Zeiten auch hingebungsvoll selber anwandte, so genau mußte man dennoch wissen, wo die Grenzen waren. Und mit Wölbungen hatte ein Kind von fünf Jahren höchstens im Rückblick etwas zu tun. Bei den Göttern, Ebrian hatte bis vor wenigen Vierteln⁹² noch Hand und Mund an den Wölbungen seiner Mutter, die ihn dadurch ernährte.

„Was für Wölbungen?“

„Egal, Ebrian, egal. Bring' ihr Blumen, und sag ihr, daß sie hübsch ist. Das sollte für den Anfang reichen.“

Der Junge nickte, machte einen Schritt, drehte sich dann aber wieder um: „Wo krieg' ich denn Blumen her?“

Inigo schaute sich um. Natürlich fand er, was er gesucht hatte. In kleinen Kästen mit Erde wuchsen hier überall bunte Blumen. „Komm mit!“

Er führte den Jungen zu einem der Kästen und schnitt mit einem kleinen Messer schnell einige der roten Blüten ab. „Hier, nimm die und nun lauf. Aber sei vorsichtig und gib auf dich acht! Auch in der Oberstadt gib es Gefahren.“ Der Junge nickte und lief los. Inigo vertraute auf Ebrians Klugheit.

Als er sich umwandte, blickte er in das verkniffene Gesicht des dritten Saalherren, der abwechselnd auf das Messer in seiner Hand und die fehlenden Blumen schaute. Schnell ließ Inigo das Messer verschwinden und schenkte dem Mann ein entschuldigendes Lächeln.

⁹¹ Verle = Zweiter von neun Monaten des nontariellschen Jahres.

⁹² Jeder Monat umfaßt 44 Tage, die in vier Teile zu je 11 Tage eingeteilt werden. Diese nennt man Viertel.

Der Saalherr wandte sich brüsk um und schritt davon. Ausgerechnet die Feuerlimander mußte der Mann nehmen. Es hatte ihn Viertel⁹³ und Viertel der Zucht gekostet, sie so dunkelrot hinzubekommen. Hätte er nicht die Sonnenranken nehmen können? Oder die Wasserdagiren? Nein, die Feuerlimander mußten es sein. Der Saalherr spürte förmlich, wie sich Kopfschmerzen auf den Weg machten, seinen Kopf zu erobern. Mit einer schmalen Hand fühlte er seine Stirn...

Ebrian rannte erneut an Elrind vorüber und war im Nu wieder an Melirae's Tür. Er klopfte zaghaft an. Aus dem Inneren antwortete ein Knurren. Zögerlich trat er ein.

Melirae lag auf dem Bauch auf ihrem Bett und kaute auf einem Stück Fleisch herum.

„Was gibt es denn?“ fragte sie ihn grimmig.

Ebrian kam einige langsame Schritte auf sie zu, die Blumen hinter seinem Rücken versteckt.

„Ähm... Inigo sagt... ehm... also, du bist hübsch!“ Dabei streckte er ihr die Blumen hin.

Melirae runzelte die Stirn. Dann nahm sie Ebrian die Blumen aus der Hand: „Was soll ich denn mit dem Gemüse? Ich habe keinen Hunger!“

Ebrian schaute traurig zu ihr hoch: „Tanzst du jetzt mit mir?“

„Nein!“

Elrind blickte nun doch etwas erstaunt dem jungen Herrn nach... So schnell hatte er das Haus noch nie wieder verlassen, noch dazu in so betrübter Stimmung. Sogar die normalerweise unfehlbare Schokoladenheilung lehnte der Junge ab...



Vielleicht hatte er seine Ziele einfach zu hoch gesteckt. Vielleicht war in der Oberstadt kein Platz für ein so kleines, nutzloses Tier wie ihn. Aber vielleicht in der Unterstadt. Also lief er durch die Straßen, bis er die Schlucht erreichte. Einige Zeit blieb er an ihrem Rand sitzen und starrte in die Schlucht, deren Boden sogar am helllichten Tag schwarz wie die Kluft in seinem kleinen Herzen war. Seufzend lief er schließlich zur Brücke. Die Menschlänge da hatten lange Stöcke in der Hand und wischten sich mit den Säumen ihrer Mäntel den Schweiß von der Stirn. Wiko sprang auf die Brüstung und lief los, immer um die Statuen herum, die zu Hauf hier herumstanden. Links herum, recht herum, links herum, und seinen Schwanz zog er hinter sich her, zwischen die Figuren gezogen wie Seide in einem Webstuhl.

Chatsar blickte sich um. Keiner da? Gut! Mit einer schnellen Bewegung zog er sich den Helm vom Kopf und beugte sich vor. Diese Uniform der Stadtwache war eine Qual bei der Hitze. Wie gerne wäre er einfach im Lendenschurz herumgelaufen, aber in seiner Position war das natürlich unmöglich!

Erleichtert aufatmend goß er sich eine Kelle aus dem Wasserfaß über den Kopf. Eigentlich sollte er das ja nicht tun, aber das hier war die Oberstadt. Selbst in den trockensten Monaten floß hier das Wasser aus tiefen Bergflüssen direkt in die meisten Häuser - kühl und feucht. Versunken blickte er in die Reflexe, die auf der Wasseroberfläche tanzten. Ob er sich noch eine Kelle genehmigen sollte?

In der Unterstadt käme er auf eine solche Idee natürlich nicht. Dort war Wasser im Moment wertvoller als Gold. Er entschloß sich, das Wasser lieber zu trinken. Er neigte gerade die Kelle und trank das kühle Naß in vollen Zügen, als er aus dem Augenwinkel einen roten Schatten sah. Er wandte den Kopf, daß das Wasser sich über seine Brust ergoß. Fluchend machte er einen Schritt nach hinten. Na ja, bei diesem Wetter wäre das Hemd bald wieder trocken, aber trotzdem. Die dummen Sprüche, die er sich würde anhören müssen. In dieser Hinsicht hatten

⁹³ Vergleichbar mit einer Woche, umfaßt 11 Tage.

seine Untergebenen keinen großen Respekt vor ihm. Als ihm der rote Schatten wieder in den Kopf kam, hatte Wiko schon längst die andere Seite erreicht.

Chatsar zuckte mit den Schultern. Seit dem Verle, dem Ende dieser grausamen Nacht, wo er fast von Monstern aus der Spalte aufgefressen worden war, war der Weibel sehr vorsichtig geworden, aber dieser strahlende, heiße Mittmonatag konnte auch die düstersten Gedanken im Nu zerstreuen. Also machte er sich wieder auf, seine Position im Schatten einzunehmen. Aber sogar da war es fast unerträglich heiß.

Wiko sprang auf den staubigen Boden der Unterstadt. Vielleicht würde er hier jemanden finden, der sein Freund sein wollte. Er brauchte doch einen Freund, jeder brauchte einen. Er würde ja jetzt im Freien schlafen müssen, und da brauchte man doch jemanden, an den man sich anuscheln konnte.

So in seine Gedanken verstrickt, hörte er plötzlich ein leises Japsen. Neugierig steckte er den Kopf um die Ecke in eine der unzähligen kleinen Gassen, die selbst bei Mittag in ewigem Schatten zu liegen schienen. Dort sah er eine Hundemutter, die gerade mit ihren Kindern spielte. Zwei der kleinen, schwarzweißen Hunde knabberten an je einem Bein, ein weiterer biß in den Schwanz der Mutter. Der vierte lag auf dem Rücken und kicherte japsend, als die rauhe Zunge der Hündin ihn am Bauch kitzelte. Ein fünfter kleiner Hund hatte Wiko entdeckt und kam auf ihn zugetapst. Sogar dieser junge Hund war schon größer als Wiko. Er näherte sich vorsichtig, den Kopf geduckt, aber sein kurzer Schwanz wedelte so heftig hin und her, daß sein Popo mitgerissen wurde und er auf die Seite fiel. Der kleine Hund guckte so verdutzt, daß Wiko lachen mußte. Der Hund lachte auch und fragte: „Willst du spielen?“

Wiko nickte. Im nächsten Moment lag er auf dem Rücken und der Hund nagte vorsichtig an seinem Bein. Wiko lachte - das kitzelte. Er bog sich ebenfalls herum und biß zu - etwas zu feste. Der kleine Hund jaulte auf und sprang nach hinten. Der Kopf der Mutter ruckte hoch und sie grollte tief. Ihr Gesicht veränderte sich, scharfe Zähne schienen plötzlich in ihrem Mund zu wachsen, als sie die Lippen hochzog. Mit einem Sprung war sie da, stellte sich über den Welpen. „Ich warne dich...“, grollte sie.

Wiko war starr vor Angst. Selbst wenn er es geschafft hätte loszulaufen, wäre er nicht weggekommen, denn die Hündin stand auf seinem Schwanz.

Der kleine Hund wollte etwas sagen, aber seine Mutter packte ihn mit den Zähnen im Genick und warf ihn nach hinten.

Wiko machte einen Versuch der Wiedergutmachung: „Es tut mir leid, ich wollte...“

„Woher kannst du unserer Sprache?“ blaffte ihn der Straßenkötter an. „Ratten sprechen unsere Sprache nicht!“

„Ich bin doch keine Ratte...“, bibberte Wiko.

„Was bist du dann? Ein Hund bist du auch nicht, oder willst du das behaupten?“ drohte sie.

„Ich... ich bin doch der Wiko!“

„Und was ist ein Wiko? Zeig deine Zähne, ob sie was taugen.“

Wiko zögerte erst, aber als die Hündin laut bellte: „Wird's bald?!“, bleckte er sie. Die Hündin lachte los. „Das sollen Zähne sein? Whaf, whaf, whaf!“

Plötzlich fiel ein dunkler Schatten über Wiko. Fast traute er sich nicht sich umzusehen. Als er es doch tat, schaute er gegen den muskulösen Brustkorb eines weiteren Hundes - des Rüden.

„Was ist das?!“ knurrte er.

„Ich...“

„Halts Maul!“ bellte der Hund ihn an.

Seine Frau erklärte: „Ein Wiko. Es hat unser Kind gebissen.“

Wiko versuchte einen Einwand, aber das Gebell der Hunde übertönte ihn völlig. „Es spricht unsere Sprache, aber ich werde aus dem Schwanz nicht klug. Es kann kein Hund sein!“

„Lassen wir die Kinder an dem Ding üben! Los Kinder, holt es!“

Die kleinen Welpen rannten heiser kläffend auf Wiko zu. Die Mutter blieb auf dem Schwanz stehen, bis sie fast da waren, dann hob sie den Fuß. Wiko rannte, was er konnte, aber die Hundekinder waren ihm dicht auf der Schwanzspitze. Er konnte ihr gemeinsames Geschrei hören: „Jagd das Wiko!“ - „Wenn wir es haben, fressen wir es auf.“ - „Ich will seinen Schwanz abbeißen!“

Im letzten Moment konnte Wiko auf eine Mauer springen. So schnell es ging zog er seinen Schwanz nach oben. Einer der kleinen Hunde sprang hoch und erwischte den Schwanz, aber die Haare rissen aus und er plumpste zu Boden. Hustend spuckte er kurze, rote Härchen. Laut bellend riefen die Welpen ihre Eltern zur Hilfe. Wiko war sich nicht sicher, ob die Mauer hoch genug war. Wenn er sogar hier hinauf kam, dann würden es die Hunde vielleicht auch schaffen. Also wagte er einen weiten Sprung auf das nächste Dach. Es lag ein bißchen höher, deswegen kam Wiko nur mit den Vorderpfoten daran. Er klammerte sich fest und zog sich wild mit den Hinterbeinchen strampelnd nach oben. Sein Schwanz hing bis auf den Boden und formte dort sogar noch ein paar Schlaufen. Wieder zog er ihn hinauf und verschnaufte. Das war knapp gewesen!



Ebrian lugte über den Rand der Schlucht. Hier mußte die Matte seines Vaters irgendwo hängen. Es war ganz schön schwierig gewesen Sarjana zu überzeugen ihn in die Unterstadt zu bringen. Jetzt wartete sie einige Sprung weit entfernt darauf, ihn wieder mit auf die andere Seite zu nehmen. Sie hatte sowieso noch nach einem Patienten zu sehen, den sie in den letzten Tagen hier behandelt hatte. Also hatte sie ihn mitgenommen, immerhin wollte der Junge seinen Vater besuchen.

Ebrian konnte die schwarzen Stiefel seines Erzeugers sehen: „Papa! - PAPA!“

Erst jetzt antwortete ein verschlafenes: „Mhm?“

„Ich muß mit dir sprechen!“

„Mhm! Komm runter!“

Im Nu war der kleine Junge über den Rand, wobei er natürlich das teure Hemd und die Stoffhose völlig verdreckte, und in der Matte seines Vaters. Der schaute ihn aus halbgeschlossenen Augen an.

„Papa, ich muß...“

„Halt, halt! Erst einen Kuß und eine Umarmung, damit ich wach werde.“

Die beiden wichtigsten Männer in Briannes Leben schlossen sich in die Arme.

„Und jetzt schieß los, was gibt es?“

Ebrian berichtete aufgeregt, daß es da eine Frau gebe, die nicht mit ihm tanzen wolle. „Was soll ich nur machen, Papa?“

Shamino kratzte sich an seinem Kinn, strich sich den Oberlippenbart glatt. Mit seinen 19 Jahren war er selber noch ein halbes Kind, und doch hatte er das Recht in die eigene Hand genommen und zog Nacht für Nacht durch die Unterstadt, um die Stadtwache zu ersetzen. Viele schon hatten sein Stilet gekostet und den wenigsten war es bekommen.

„Erst mal muß du dir sicher sein, daß es die richtige Frau ist! Wenn nicht, hast du sie nämlich nachher am Hals und wirst sie nicht mehr los. Es gibt nichts schlimmeres, als eine Frau, die einem auf die Nerven fällt!“

Ebrian dachte kurz nach. „Sie ist die Richtige, ganz bestimmt!“ Er legte sich auf den Bauch seines Vaters und blickte ihm in die Augen. Ein hellgraues, nebeliges Augenpaar traf das andere und beide lächelten. Sie waren sich so gleich und doch so verschieden. Aber sie liebten beide dieselbe Frau abgöttisch: Brianne.

„Dann nimm sie dir! Frauen wollen genommen werden. Zeig ihr, daß du der Mann bist. Frauen wollen kein Geschwätz und Grünzeug. Wenn du ihnen klarmachst, daß sie dein sind, dann schmelzen sie dahin! Also: hol sie dir!“

Ebrian dachte an Meliraes Größe und ihre Muskeln: „Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist, Papa...“

„Vertrau mir mein Junge. Bei mir hat es bis jetzt immer geklappt. Sogar bei deiner Mutter!“
Insgeheim hoffte Shamino, daß sein Sohn nichts von diesem Gespräch an Brianne weitergab, denn eigentlich hatte sie sich Shamino genommen. Das jedoch konnte er natürlich seinem Sohn nicht preisgeben - wie stünde er dann da?!



„Schon wieder da, junger Herr? Vielleicht sollte ich die Tür gar nicht erst schließen?“ empfing ihn Elrind am Eingang.

„Jetzt klappt es sicher. Ich bleib dann hier, Elrind!“

„Sehr wohl. Soll ich bereits die Milch erhitzen, für die heiße Schokolade, oder wäre euch ein kühles Getränk lieber?“

„Sag ich dir gleich!“ rief Ebrian noch, dann war er wieder in Meliraes Zimmer.

Er schluckte einmal schwer, als sie ihn erstaunt anschaute: „Was willst du denn schon wieder hier?“

Der Halbarietide atmete tief ein und aus, nahm dann allen Mut zusammen und sprach mit der tiefsten Stimme, die er hinbekam: „Melirae, du tanzst mit mir! Du mußt, weil ich es will und ich bin der Mann. Also tanzst du mit mir!“ Zur Bekräftigung stampfte Ebrian noch einmal mit dem Fuß auf. „Jawohl!“

Melirae erhob sich wortlos und nahm den jetzt wieder sehr unsicheren Ebrian unter den Arm. Sie stellte ihn vor der Tür ab. „Nein heißt nein!“ Dann flog die Tür zu.

Das hatte also auch nicht geklappt. Aber so schnell gab er nicht auf. Er mußte doch mit Melirae tanzen, sonst kannte er doch keine Frau... Aber er hatte ja noch einen Trumpf in der Hand.

„Ich vertraue darauf, euch in Kürze wiederzusehen?“

„Ja-ha!“

„So hatte ich vermutet...“, nickte Elrind und schloß die Tür erneut hinter Ebrian. Kurz war er versucht tatsächlich an der Tür zu verharren, es wäre ein gesparter Weg, aber der Tisch bedurfte seiner Aufmerksamkeit zwecks Abendgedeck. Also richtete er seine Schritte in den großen Speisesaal. Seine Aufgabe und seine Ausbildung verboten es ihm zwar, aber mittlerweile war er trotz alledem neugierig, was der Junge da seit der Mittagszeit machte. Ob er ihn einfach fragen... aber nein!



Wiko entschloß sich weiterzusuchen. Es mußte doch irgendwo jemanden geben, der ihn mochte. Also sprang er von Dach zu Dach, immer auf der Suche nach irgendwelchen vielversprechenden Tieren oder Menschlingen. Plötzlich gab eines der Dächer unter ihm nach und er plumpste, den Schwanz wie eine Fahne hinter sich herziehend, nach unten. Quickend landete er in irgendetwas Weichem, das wie Sand nachgab. Als Wiko wieder wußte, wo unten und oben war, schaute er sich um - und sah eine große, rosige Schnauze auf sich zukommen.

„He!“, rief er und stemmte sich mit allen vier Pfoten gegen die Schnauze.

„Namuh“, antwortete eine tiefe Stimme langsam, „was ist das denn?“

Dann zog sich die Schnauze zurück und Wiko konnte aus dem hölzernen Behälter klettern. Er fiel auf strohbedeckten Boden und beeilte sich seinen Schwanz vor dem Maul in Sicherheit zu bringen. Als er sich nun umblickte, fand er sich in einem Stall wieder. Es standen einige Schafe in der einen, einige Kühe in der anderen Ecke. Sogar ein paar Hühner saßen auf Stangen über ihren Nestern. Sie gackerten: „Kannst du nicht antworten, wenn die Kuh was fragt, kannst du nicht, nicht antworten, antworte los, antworte los!“

Wiko beeilte sich den nun aufgeregten flatternden Vögeln zu gehorchen: „Ich bin nur der Wiko...“

„Wiko wie, Wiko was, was ist ein Wiko, ein Wiko, was ist das? Eine Ratte, gaack, eine Ratte gaack, ist ein Wiko, ein Wiko?“

„Aber, aber, beruhigt euch doch, liebe Freunde. Wohl eher einen Hund haben wir hier, nicht wahr?“ fragte die Kuh langsam vor sich hinkauend.

Wiko schüttelte den Kopf: „Nein. Ich bin nur der Wiko, kein Hund und auch keine Ratte. Nur der Wiko.“

„Muhja, und was willst du hier, Nur-der-Wiko?“ wollte die Kuh wissen,

„Ich dachte, vielleicht darf ich hier bleiben? Wo es doch bald dunkel wird...“

„Hier bleiben, gaack, bleiben will er, gaack! Ganz unmöglich, gagaganz unmöglich! Geht nicht, geht nicht, geht nicht, gaack, raus!!!“

„Ah-ah-ha-a-a-ber er spricht doch unsere Spra-a-a-ache!“ meckerten die Schafe.

„Dann muß er einer von uns sein!“ schloß die Kuh, die als die schlauste galt. „Nur, ist er ein Huhn, eine Kuh oder ein Schaf?“

„Das läßt sich, gaack, läßt sich einfach sehen, gaack, sehen! Kannst du Eier legen, gaack, legen legen, gaack?“

Wiko schüttelte traurig den Kopf: „Ich glaube nicht...“

„U-u-u-uhnd wie ist es mit Wo-o-o-olle? Kann man dich sche-e-e-eren?“ erkundigten sich die Schafe.

Wiko schaute auf seine kurzen, dünnen roten Haare. Ihre Farbe war zwar sehr schön, aber abschneiden lassen wollte er sie sich nicht. Also schüttelte er den Kopf.

„Und wie ist es mit Milch? Kannst du Milch geben?“ fragte die Kuh ihn langsam.

„Ich bin ein Mann!“ entrüstete sich Wiko. Als ob man das nicht sah...

„Dann, gaack, dann raus! Raus, raus, raus, gaack!“

„Gena-a-a-a-au!“

„So leid es mir tut, Nur-der-Wiko, aber du wirst den Stall verlassen müssen. Die Herren lassen hier nur Tiere wohnen, die einen Sinn haben.“

Die Stalltiere wendeten sich von Wiko ab und gingen wieder ihren eigenen, einfachen Interessen nach. Da sie ein sehr kurzes Gedächtnis hatten, hatten sie ihn schon vergessen, als er sich unter der Stalltür durchdrückte. Jetzt wußte er es ganz sicher! Er hatte einfach keinen Sinn!



Ebrian wanderte durch die Straßen. Er hatte einmal ein Gespräch mitangehört, in dem Inigo gesagt hat, daß die Atamanen alles kriegten, was sie wollten. Also war es nur gescheit den Atamanen um Rat zu fragen. Nur wo sollte man ihn finden? Einmal mehr war ihm das Glück hold, denn schon nach wenigen Minuten kamen ihm zwei alte Frauen entgegen, die sich lautstark darüber unterhielten, ob man dem Atamanen nicht verbieten könnte an öffentlichen Plätzen aufzutauchen, noch dazu zu essen! Jetzt hätte dieser Mann - wenn man den bei Atamanen von so etwas wie Geschlecht überhaupt sprechen könne - sogar die Stirn das Gasthaus zur „fliegenden Taube“ zu entweihen.

Sofort machte Ebrian sich auf. Das Haus kannte er, es lag ganz nah beim Osttor der Oberstadt. Da würde er am Marktplatz vorbei müssen. Weil es doch ein weiter Weg war, lief er etwas schneller.

Lanungo Buzecchia schob den Teller mit dem säuberlich abgenagten Fisch ein winziges Stück von sich. Mit einem Tuch - rot, wie auch der Rest seiner Garderobe - tupfte er sich den Mund. Er hatte sich ob der dauernden Frustration der vergangenen Viertel wieder einmal etwas gegönnt. Dieser Fisch, Bachtratsche von bester Qualität, kam in seinem Weltbild fast schon einem Gelage gleich. Kulinarisch auf das Äußerste, ansonsten eher wenig befriedigt, lehnte er

sich ein wenig an - auch dies für ihn in der Öffentlichkeit schon fast ein ungeheuerlicher Akt. Jedoch hatte sich das Lokal schnell geleert, nachdem der Atamane eingetreten war. Der Wirt würde ohne Zweifel die entsprechende Summe auf den ohnehin stolzen Preis des Fisches aufzuschlagen wissen. Sollte er! Gold war im Moment Lanungos geringstes Problem.

Lanungos Anwesenheit hatte meistens diesen leerenden Effekt auf gut gefüllte Räume. Lediglich die Mutigsten oder Ungebildetsten brachten es über sich im selben Raum mit einem der berüchtigten Sammler zu bleiben. Waren die Atamanen bekannt für ihre scheinbar angeborene Widerstandskraft gegen Magie, so waren sie gefürchtet für ihre Lebensaufgabe, namentlich Werke oder Personen von großer Kunstfertigkeit an sich zu reißen und verschwinden zu lassen. Die bekannteste Geschichte umgarnte den berühmten Sänger, dessen Zunge die Atamanen aus ihm herauschnitten - eine Begebenheit, deren Wahrhaftigkeit Lanungo hätte bestätigen können, würde sich die Notwendigkeit jemals ergeben.

Nun aber saß er in einem fast leeren Raum, vom Wirt immer wieder unbehaglich und zugleich mit Gier im Auge gemustert. Manchmal wurde die Angst durch die Habgierigkeit der Menschen überflügelt. Meist jedoch, vor allem wenn Lanungo sie wie heute mit einem kühlen, abschreckenden Duft nährte, behielt die Angst die Oberhand.

Um so erstaunter war er nun über den kleinen, rothaarigen Jungen, der sich mühsam und vor allem unaufgefordert auf die Bank gegenüber zog, die Hände auf den Tisch legte und ihn höflich grüßte: „Guten Tag, Herr Atamane!“

Die Stimme des Kleinen war ruhig und gefaßt. Etwas nervös schien er, aber keineswegs ängstlich. Der Rotgewandete hob erst die eine Augenbraue, senkte sie, um dann die andere zu heben. Lanungo sah keinen Anlaß unhöflich zu sein, weshalb er erwiderte: „Auch euch einen guten Tag, *Cer*⁹⁴ ...“

„Ich heiße Ebrian.“

„*Cer* Ebrian. Kann ich euch irgendwie von Nutzen sein? Immerhin... dies ist nicht der einzige Tisch mit Platz und wohl - wenn ihr mir die Bemerkung verzeihen wollt - möchte der ein oder andere bemerken - auch nicht der Beste, solange ich mich hier aufhalte.“

Ebrian runzelte die Stirn. Der Mann sprach ganz schön komisch. Ebrian war sich nicht sicher, ob er alles richtig verstanden hatte. Also versuchte er es einfach geradeheraus: „Ich hab gehört du würdest alles kriegen, was du haben willst, Herr Atamane.“

Die feinste Spur eines Lächelns überzog die glatten Gesichtszüge des Sammlers: „So sagt man also? Es scheint mir, werter *Cer* Ebrian, daß ihr von erstaunlicher Auffassungsgabe seid. Wenn auch der unsrige Ruf, wie in den meisten Fällen wohl auch bei anderen Vertretern seiner Spezies, um einiges übertrieben ist, so glaube ich doch behaupten zu können, daß mir in den seltensten Fällen etwas entgeht, auf das ich meinen Geist gesetzt habe.“

Ebrians Gesicht nahm einen etwas gequälten Ausdruck an. Der Atamane bemerkte dies und wieder stahl sich ein Lächeln in seine Züge. *Unschuldige Freude - Oh Segen des Kindes - der Jugend sanfter Glanz - erstahlend im Feuer des Lebens - Neugier um des Willens wissen - Oh Jugend*. Die Verse des regthilschen⁹⁵ Dichters fielen dem Atamanen wie von selbst bei, als er in das Gesicht des Jungen blickte. Wie lange war es her, daß er ein so unschuldiges und - vor allen Dingen - angstfreies Kindergesicht sah. Also bemühte er sich um eine einfachere Art der Sprache: „*Cusa val*⁹⁶, *Cer* Ebrian, wenn meine Sprache euch verwirrt. Es ist eine lange Zeit, seit ich Worte nicht um der Worte willen sprach, sondern um des Verständnisses. Um auf eure Frage zu antworten: Meist erhalten die Atamanen, wonach es sie verlangt.“

Ebrian atmete schwer auf. Sein Kopf begann schon weh zu tun. Wie lange dieser Mann reden konnte, ohne eigentlich etwas zu sagen.

⁹⁴ *Cer* (l'Yat, Sprache der Atamanen) = Höfliche Anrede, männlich (Etwa wie „Herr“).

⁹⁵ Regthil = Land im Süden Nontariells.

⁹⁶ *Cusa Val* (l'Yat) = Verzeiht bitte!

„Dann kannst du mir doch bestimmt bitte helfen, oder, Herr Atamane?“

„Ich bitte euch, Ebrian, nennt mich Lanungo. Wenn es euch genehm ist, möchte ich euch hiermit das Du anbieten!“

Ebrian schürzte die Lippen. Da hatte er doch vor lauter Aufregung die ganze Zeit „Du“ gesagt... Er blickte zu Boden und errötete ein wenig: „Entschuldigung... ich wollte nicht...“

„Kein Grund für eine Entschuldigung gegeben, Ebrian. Du erwähntest, vor meinem ungebührlichen Angebot, das anzunehmen du so freundlich warst, ich könnte von Nutzen sein?!“

Ebrian erflamte wieder in Eifer, vergaß jede Scheu, die er vor dem Atamanen gerade noch hatte: „Ja, ich will nämlich auch was!“

Lanungo legte seinen Kopf ein wenig schief und Jahrzehnte des berechtigten Mißtrauens forderten ihren Tribut. Sollte dieses Kind, bis jetzt ein Quell unerwarteten und ungeahnten, spottfreien Vergnügens, in Wirklichkeit nur geschickt sein, ihn um Gold anzuflehen?

„Und um welches Gut mag es sich da handeln?“

„Keine Sache, eine Frau!“

Nun wanderten die buschigen, fast die ganze Stirn bedeckenden Augenbrauen ein weiteres Mal nach oben. „Verzeih' meine Verwunderung, *Cer* Ebrian, aber auch das nicht gerade umfassende Wissen, welches mir über die zwischenmenschlichen Beziehungen zur Verfügung steht, weist darauf hin, daß es eine gewisse Unstimmigkeit zwischen deinem Alter und der Absicht gibt, welche ich aus deinen Worten entnehme.“

Wieder konnte Ebrian nur den Sinn der Worte erraten: „Aber ich will doch nur, daß Melirae mit mir tanzt.“

Kurz dachte der Atamane nach. Melirae, so war ihm bekannt, war eine hallakinische Söldnerin, die in den Diensten der Richterin Broschakal stand. Man sagte ihr eine emotionelle Bindung zu dem Sohn des weiblichen Triumviratsmitgliedes nach.

„Ah, ich sehe... tanzen also ist dein Begehrt. Wie ich aber befürchte, bin ich von geringem Nutzen für dich, *Cer* Ebrian. Meine Kunst besteht mehr darin, das Unbewegte zu erlangen, denn in der Erlangung von Dienstleistungen. Wenn dir aber mein Rat etwas gelten soll, so habe ich in Erfahrung gebracht, daß die meisten Menschen sich dem Ruf des Goldes beugen. Wenn du also diese Frau dazu bringen möchtest, mit dir zu... tanzen, wäre wohl Geld das Entsprechende.“

Ebrian nickte langsam. Wenn der Herr Lanungo das sagte, dann würde es wohl stimmen.

„Da nun also jetzt, bei aller Unzulänglichkeit meines Rates, deine Frage geklärt wäre, würde es mir ein Bedürfnis sein, dir ein Getränk deiner Wahl zu kredenzen. Wonach gelüftet es dich?“

Ebrian dachte angestrengt nach. Tante Torador hatte ihn gewarnt von Fremden etwas anzunehmen. Andererseits kannte er den Atamanen ja jetzt, also war er jetzt kein Fremder mehr. „Ich möchte bitte gerne ein Glas Saft, wenn ich darf... bitte.“

Der Atamane hob seinen Arm ein wenig und der Wirt beeilte sich herbeizugelangen. „Werter Wirt, ich würde gerne einen Saft für den ehrenwerten *Cer* Ebrian in Bestellung geben. Für mich ein weiteres Glas Wasser, wenn es euch nicht zuviel Mühe macht.“

Der Wirt verschwand so schnell er konnte und kam umgehend wieder, um das Bestellte abzuliefern. „Auf dein Wohl, Ebrian und erhalte dir deine Unschuld und Unbefangenheit.“

Ebrian erhob ebenfalls sein Glas und trank. Er hatte nicht verstanden, was Lanungo damit sagen wollte, aber der Saft war trotzdem lecker.

Als Ebrian gerade das kristallene Glas abstellte, flog die Tür auf, und Inigo kam hereingeschlittert. Fast schien es, als würden seine Augen herausfallen, als er Ebrian und den gefürchteten Atamanen in schönster Einträchtigkeit an einem Tisch sitzen sah. Er machte einen stockenden Schritt, ließ den Blick vom Jungen zum Sammler wandern. Fast schien es ihm, als hätte das Rot der Haare Ebrians den gleichen Ton wie die Kleidung des Sammlers. Ungläubig

schüttelte Inigo den Kopf. Dann trat er an den Tisch heran. „*Beqwinsu Cusa val, Cer Buzecchia.*⁹⁷ *Jeshk valisheh rek'je Resja.*⁹⁸ *Lais'je voi Saqai.*⁹⁹ „

Zum dritten mal in kürzester Zeit war der Atamane erstaunt, und gab dem Ausdruck durch das Heben seiner Augenbrauen: „*Seolasu v'vau, Cer Bellodores!*¹⁰⁰ „ Dann aber wechselte er ins Mantowin. Wenn der Sammler sich nicht irrte, hatte Inigo Bellodores seine Kenntnisse in l'Yat tatsächlich nur durch aufgeschnappte Gesprächs- und Wortfetzen erworben, und auch wenn es sich nicht um die geheime Ebene der Atamanensprache handelte, wollte er den Wortschatz des bemerkenswerten Nushq'qai keinesfalls unfreiwillig erweitern.

„Natürlich werde ich den ehrenwerten Ebrian keinesfalls ungewollt hier bei mir halten. Lebt denn wohl, *Cer Bellodores*. Und euch auch weiterhin viel Glück bei eurem Unterfangen, *Cer Ebrian*.“

Inigo verbeugte sich noch einmal sparsam zu dem Rotgewandeten, dann zog er den rothaarigen Jungen schnell zur Tür hinaus.

Der Atamane konnte tatsächlich nicht umhin noch einige Augenblicke mit einem Lächeln dazusitzen. Dann aber holte ihn seine Berufung wieder ein, und grübelnd neigten sich die Augenbrauen wie Verschwörer einander zu. Ob wohl die Sprachvielfalt des Nushq'qai ebenfalls als *Domomai*¹⁰¹ und damit als des Sammelns wert angesehen werden mußte?! Das bliebe zu untersuchen. Im Augenblick aber hatte er sich um Größeres zu kümmern. Der Schatten einer schwarzen Perle lag auf seinem Geiste.

„Was hast du dir denn gedacht, Ebrian? Was wolltest du denn bei ihm? Wie oft haben deine Mutter und ich dir schon gesagt, daß du dich von ihm fernhalten sollst?!“

Der Junge lief mit schnellen Schritten neben Inigo her, denn dieser nahm vor lauter Erregung keine Rücksicht auf die kürzeren Beine des Jungen.

„Keinmal bis jetzt! Ihr habt mir gar überhaupt nichts über Lanungo erzählt.“

Inigo gefror mitten im Schritt und ging dann vor dem Jungen in die Knie: „Lanungo?“ Echte Sorge sprach aus dem hübschen Gesicht des Nushq'qai. „Was ist da bloß passiert Ebrian?“

„Ich habe mich nur mit ihm unterhalten.“

„Aber Ebrian... mit einem Sammler unterhält man sich nicht. Das sind schlechte Menschen.“

„Aber er war sehr nett!“

„Er tut nur so... ach Ebrian. Du bist noch so unerfahren... Am besten ich bringe dich erstmal zurück ins Haus Broschakal. Dann hole ich deine Mutter. Die weiß noch nichts von dem ganzen Schrecken.“ Inigo ging wieder los.

„Aber Lanungo ist, glaube ich, nicht so böse!“ Ebrian hatte das Gefühl den Atamanen verteidigen zu müssen.

„Es ist ja schlimmer, als ich dachte. Ebrian, die roten Dämonen sind ohne Maß. Sie töten, um ihre Artefakte zu erhalten. Sie sind ohne Gewissen!“

Ebrian verstummte. Konnte das sein? Seltsam war er schon, und warum sollte ihm Inigo etwas erzählen, das nicht stimmte... andererseits... manchmal irrte sich jeder, sagte Torador.



⁹⁷ Beqwinsu Cusa Val, Cer Buzecchia (l'Yat) = Ich bitte vielmals um Verzeihung, Herr Buzecchia.

⁹⁸ Jeshk valisheh rek'je Resja (l'Yat) = Der Sohn muß zurück zur Mutter.

⁹⁹ Lais'je voi Saqai (l'Yat) = Glück auf euer Haupt.

¹⁰⁰ Seolasu v'vau, Cer Bellodores (l'Yat) = Ich grüße euch, Herr Bellodores.

¹⁰¹ Heiliger Gegenstand, der von einer großen Kunstfertigkeit zeugt. Gilt bei den Atamanen als Teil Gottes und muß diesem wieder zugeführt werden, d.h. rituell zerstört werden. Die Sammler suchen Domomai.

Mit hängenden Schultern, den Blick starr auf den schmutzigen, ausgedörrten Boden vor seinen runden Pfoten gerichtet, schleppte sich Wiko vorwärts. Er hätte sich genausogut irgendwo hinlegen können und warten, bis er verhungerte. Schon jetzt spürte er das Nagen in seinem Bäuchlein ganz doll. Wie um seine Gedanken zu bestätigen, grummelte sein Magen leise. Aber um auf den Tod zu warten, dafür war Wiko zu ängstlich. Nutzlos, feige, häßlich und von allen verstoßen. Wiko tat sich so leid. Und wehleidig, fügte er in Gedanken der Liste hinzu.

Da riß ihn plötzlich eine Stimme aus seinen Gedanken: „Pst, du da, he, du da!“

Wiko blickte erstaunt auf: „Ich?“

„Ja, Freund, du!“ die leise, wispernde Stimme scholl unter einer schrägen Planke hervor.

Wiko traute seinen Ohren nicht. Hatte diese Stimme gerade Freund gesagt? „Was ist denn?“

„Wir unwürdigen, einfachen Gesellen, die wir so weit unter einem so hübschen und edlen Tier wie dir stehen, haben ein kleines, klitztekleines Problem, bei dem wir deine Hilfe brauchen könnten!“

Wiko war hoch erfreut. Jemand brauchte seine Hilfe. Und nannte ihn Freund. „Ich helfe gern!“

„Guuut!“ Der leicht böartige Ton in der Stimme entging Wiko. Der Träger der Stimme trat ins Licht und Wiko erschrak: Eine Ratte. Sofort versicherte diese, sich halb abwendend: „Ich weiß, meine Häßlichkeit widert dich an, edler Herr, aber die Verzweiflung trieb mich dich um Hilfe anzuflehen. Man nennt mit Wurmfresser.“

Wiko entspannte sich wieder ein bißchen. Trotzdem war er auf der Hut. „Ich bin der Wiko!“

„Wiko, welch feiner und bezaubernder Name.“

Diese Ratte war eigentlich ganz nett. Bevor Wiko nachgedacht hatte, rutschte es ihm heraus: „Du bist ja nett, ich dachte immer...“, erschrocken brach er ab.

Wurmfresser nickte traurig, beobachtete Wiko dabei aber zufrieden aus dem Augenwinkel: „Sprich ruhig zu Ende. Du dachtest immer, wir Ratten wären schmutzig, böartig, gemein und hinterhältig? Würden unsere Freunde verkaufen und so... Stimmt doch, oder?“

Wiko nickte ein ganz klein wenig, sehr beschämt, daß Wurmfresser ihn erwischte hatte.

„Alles eine Erfindung der anderen Tiere. Wenn wir so wären, dann könnten wir doch gar nicht in so großen Familien zusammenleben! Und gerade jetzt braucht einer von uns Hilfe!“

Wiko dachte nach. Bis jetzt waren die anderen Tiere wirklich sehr böse zu ihm gewesen. Und bei den Ratten konnte er zumindest helfen. „Darf ich denn vielleicht bei euch bleiben, nachher?“

Die Ratte grinste dreckig und heuchelte: „Aber ja! Sicher doch, so lange du willst! Ich schwöre es!“ Wiko sah nicht, wie sie ein Hinterbein und den Schwanz kreuzte, um so ihren Schwur ungeschehen zu machen.

„Dann helfe ich euch gerne!“ rief Wiko freudig.

Sie huschten in ein Haus. Dort warteten schon einige Dutzend andere Ratten auf ihn. Wiko wurde mit mißtrauischen Blicken gemustert. Als Wurmfresser aber leise sagte: „Das ist Wiko... er hat Hände und kann springen!“ wurden die Ratten außerordentlich freundlich. Sie wisperten ihm Dank zu, strichen ihre Seiten an ihm. Schließlich erklärte Wurmfresser, wobei sie Wikos Hilfe brauchten: „Siehst du diese Tür da? Ganz oben ist ein Riegel, da können wir nicht drankommen. Aber einer unserer Freunde ist da drin! Er wurde von dem bösen Menschling dieser Hütte hier eingesperrt. Wenn du uns jetzt die Tür aufmachst, dann kann er wieder freikommen. Würdest du das für uns tun, lieber, guter, großzügiger Wiko?“ Die Stimme der Ratte triefte vor Heuchlerei, aber der gutmütige Wiko bemerkte davon nichts. Stattdessen nickte er eifrig und lief bis vor die Tür. Er sprang an ihr hoch, und beim zweiten Versuch bekam er den Riegel zu fassen. Er schlang seine kleinen Pfoten darum, stemmte sich gegen den Metallrahmen, der um den Riegel lag und zog so fest er konnte. Stückchen für Stückchen zog er den Riegel frei. Immer wieder mußte er schwer atmend Pause machen und seine Pfoten schütteln, die anfangen weh zu tun. In solchen Momenten hielt er sich an seinem eigenen

Schwanz fest, den er über den Riegel gelegt hatte. Die Ratten feuerten ihn an: „Ja, Wiko-schatz, du schaffst es!“ - „Zieh, guter Freund, zieh!“

Je länger Wiko aber brauchte, um so ungeduldiger wurden die Nager. Als Wurmfräser schließlich schrie: „Wird's bald, du Blödmann?!“ zog Wiko vor Schreck so stark, daß der Riegel aufging und Wiko fast zu Boden geplumpst wäre.

Die Ratten zwängten ihre Körper zwischen Tür und Rahmen und sie schwang auf. Dahinter kam eine Speisekammer zum Vorschein, die mit Würsten, Speck, Schinken, Käse, Mehl, Brot und Vielerlei mehr gefüllt war. Sofort machten sich die Ratten darüber her. Wiko schaute erstaunt zu. Schließlich fragte er Wurmfräser: „Wo ist denn euer Freund?“

Die Ratte kaute auf beiden Backen: „Muß sich wohl selbst befreit haben, gehab' dich wohl!“ „Aber ich dachte...“, Wiko starrte Wurmfräser ungläubig an, der nun gar nicht mehr nett war. „Falsch gedacht, auf Nimmerwiedersehen, verlaß uns schon, leb schlecht, zisch ab, pack dich, VERSCHWINDE!“

Wiko zog den Kopf ein und drehte sich um. Aber wenn er schon gehen mußte, wollte er vorher wenigstens noch etwas von den leckeren Sachen hier essen, dagegen konnte ja wirklich keiner was haben. Also nahm er ein kleines Ende Wurst in seine Pfoten und öffnete den Mund.

Neben ihm fauchte es: „FAß das nicht an!“

Erschrocken ließ Wiko die Wurst fallen und wandte sich ängstlich den Ratten zu, die nun von überallher auf ihn zukamen. Ihre ruhigen Gesichter hatten sich zu Masken des Zornes verzerrt. Ihre Augen glühten rot, ihre Zähne waren gelb, lang und furchtbar scharf. Sie fauchten, knurrten, quiekten böse. Es war überhaupt nichts Nettens mehr an ihnen. Wurmfräser schrie ihn an: „Wie KANNST du es WAGEN! Das gehört uns, uns ganz allein! Du Narr! Am besten wir fressen dich auch!“

Nur durch einen schnellen Sprung konnte Wiko sich vor den Angreifern retten. Sie strömten wie eine Welle aus Zähnen und Augen auf ihn zu. Er sprang, bekam einen Sack auf einem Regal zu fassen und fing an sich hochzuziehen. Die Ratten sprangen an seinen Schwanz, klammerten sich fest, so daß Wiko immer schwerer wurde. Er jammerte und flehte, daß sie loslassen sollten. Der kleine, unschuldige Kerl weinte und hatte schreckliche Angst. Plötzlich rutschte der Sack nach vorne. Er überschlug sich und knallte auf Wikos Schwanz und die Ratten herunter. Weißer Nebel senkte sich über den ganzen Raum und auf Wiko, der im Inneren des nun offenen Sackes gelandet war. Laut niesend kam er zum Vorschein und schaute sich um. Die meisten Ratten waren feige davongerannt. Einige hatte der Sack wohl erschlagen, Wiko wollte es gar nicht wissen. Mühsam zog er seinen Schwanz, der ganz schön weh tat, unter dem schweren Sack hervor und lief hinaus. Noch immer zitterte er am ganzen Körper. Bei jedem Schritt hinterließ er einen kleinen, weißen, vierzehigen Fußabdruck.



Kaum war Inigo weg, von Toradors Versicherung beruhigt, man würde sich schon gut um Ebrian kümmern, bis er mit Brianne wiederkäme, hätte man nicht eben dies bis jetzt immer getan, da startete Ebrian seinen letzten, verzweifelten Versuch. Irgendwie mußte Melirae doch umzustimmen sein. Wenn sie nicht mit ihm auf dem Ball tanzen wollte, mußte er sicher viel früher ins Bett als alle anderen.

Also klopfte er noch einmal an Melirae's Tür. Sie öffnete ihm und schaute ihn etwas entnervt an: „Was willst du denn schon wieder?“

Ebrian streckte seine geballte Faust vor: „Ich hab' Geld, tanzt du jetzt mit mir?“

Melirae's Gesicht verdunkelte sich noch weiter: „Was denkst du Balg denn...“

Ebrian zuckte erschrocken zurück. Was hatte er denn jetzt wieder falsch gemacht?!

Zum Glück kam in diesem Augenblick Torador aus seinem Zimmer getreten. Schnell trat er zwischen Ebrian und Melirae und versuchte die Lage zu erfassen. Als ihm klar wurde, was Sache war, drängte er seine Geliebte in den Raum - eigentlich ließ sie sich eher führen - und schloß die Türe hinter sich.

„Was ist denn los?“ fragt er dann, obwohl er die Antwort erahnte.

„Den ganzen Tag schon läuft der Junge hinter mir her und nervt mich mit seiner Tanzerei. Jetzt will er mir sogar Geld bieten. Man sollte ihm mal tüchtig den Hintern versohlen, damit er lernt, daß Nein auch Nein heißt. Oah, ich könnte ihn...“

Mit lautem Scheppern mußte eine weitere unschuldige Vase dran glauben.

„Aber Liebes!“ versuchte Torador sie zu beruhigen.

„NENN mich nicht Liebes!“

„Warum tust du ihm denn nicht den Gefallen? Mit mir könntest du übrigens auch mal tanzen.“

„Ich, verdammt noch mal, kann nicht tanzen! So, jetzt weißt du's! Fühlst du dich jetzt besser? Rennst du jetzt raus und erzählst allen davon, damit jeder über mich lachen kann? Ihr Oberstädter... was grinst du denn so?!“

Torador war über alles erleichtert: „Ich dachte schon, ich hätte mich so in dir getäuscht. Wenn du könntest, würdest du also ein Tänzchen mit Ebrian wagen, und danach vielleicht auch mit mir?“

„Schon, aber...“ Melirae wurde von dem ruhigen, zuversichtlichen Ton des Heilers völlig aus dem Konzept gebracht.

„Dann werde ich es dir einfach beibringen. Wir haben drei Tage... mehr als genug. Ich sage also Ebrian jetzt, das du mit ihm tanzst!“ Bevor ihn die Kriegerin aufhalten konnte, war er draußen und überbrachte Ebrian die gute Kunde: „Melirae hat es sich anders überlegt. Sie möchte doch mit dir tanzen. Ich werde Elrind bitten, dich nach Haus zu bringen. Wir müssen noch etwas dringendes tun und außerdem ist heute ja gar kein Broschakaltag.“

So kam es also, daß Elrind zum was-weiß-ich wievielten mal an diesem Tag für Ebrian die Tür öffnete, aber zum ersten mal hinter sich schloß.



Nein! Das stand jetzt fest: Wiko war keine Ratte! Mit diesen häßlichen, gemeinen, heuchlerischen Monstern konnte er doch nicht verwandt sei. Traurig leckte er sein hellrotes Fell sauber... dabei wanderten seine Gedanken zu Sehschija, der atemberaubend perfekten Katze mit dem bunten Fell und den türkisfarbenen Augen. Und dann mußte er wieder an Ebrian denken... „Ach ja.“ Er raffte sich auf und tat ein paar Schritte ins Ungewisse, als er plötzlich Hilfeschreie vernahm... genauer gesagt war es ein *Miauen* um Hilfe.

Verwirrt machte er sich auf die Suche nach dem Ursprung der Pein... auf einmal sah er, wie eine bunte Gestalt auf ihn zurannte - Sehschija, gefolgt von einer anderen, schwarzen, Katze. Die beiden waren in Todesangst.

„Lauf kleiner Wiko. Dreh dich nicht um!“

„Was ist denn los?“

Doch die beiden waren schon verschwunden. Wiko wollte sich gerade daranmachen, hinter ihnen herzulaufen, als er schöne Worte vernahm.

„Komm Süßer, Süßer, Süßer. Hab keine Angst. Der liebe Tin hat etwas für dich...“

Wiko drehte sich um und sah in das Gesicht eines Menschling. Er war ziemlich mager und blaß, doch seine braunen Augen blickten ihn warm und liebevoll an. Der Menschling saß auf einer Art Stuhl, der an einem anderen Menschling befestigt war. So etwas hatte Wiko noch nie gesehen.

Neugierig trat das rotfellige Tier näher heran und zog seinen langen buschigen Schwanz hinterher...

Der grausame Tin von Erzfeld lächelte. Sollten die zwei Katzen doch enkommen! Er würde sie später erwischen. Für nun hatte er etwas Besseres... und die Armbrust, die er locker in seinem Schoß hielt, störte das merkwürdige Tier offenbar gar nicht. Er hatte wohl noch nie Erfahrungen mit Waffen gemacht. Gut so, gut so.

Er erzeugte mit seinem Mund küssende Laute und dem Tier schien das zu gefallen.

„Was für ein schöner Schwanz... was für ein edles Tier. Halt schön still!“

Er nahm die Armbrust und legte an...

Das erschien Wiko aber doch seltsam. Der Mann hatte offenbar ein Geschenk für ihn... warum warf er es nicht einfach vor ihm auf den Boden? Mußte er es in einer Art Katapult zu ihm schleudern? Er würde ihn noch am Kopf treffen. Aber gut, wenn er es so wollte...

„Wiko! Spring!“

Wiko sah hoch und erblickte Sehschija, die über ihm auf einem Dachbalken balancierte.

„Waru -“ Da hörte er den Schuß. Der Mann wollte ihm nichts schenken! Er wollte ihn töten!

Wiko kreischte, während er sich vom Boden abdrückte und eine Rolle in der Luft vollführte.

Der Armbrustbolzen erwischte nur ein Büschel Fell und stob in die Erde. Tin von Erzfeld rast vor Wut als Wiko sicher auf seinen vier Beinen landete und davonraste.

„Dann eben nicht!“ keuchte er. Erneut machte der abscheuliche Tierhasser seine Armbrust bereit und legte wieder an - auf Sehschija, die keine Fluchtchance besaß, dort oben auf dem schmalen Balken.

„Was für ein braves Ziel!“ zischte Tin, als er in die schreckengeweiteten Augen der Katze stierte. Wenn ihn nicht alles täuschte, dann war das die Katze der Hexe. Wunderbar, der erste Teil seiner Rache erfüllte sich heute noch... Großartig.

Wikos Herzchen pochte laut. Fast wäre er tot gewesen! Lichtmeß sei Dank hatte Sehschija ihn - „Sehschija!“ Er hatte sie vergessen... oh nein. Wiko dreht sich auf der Stelle herum und rannte auf den Krüppel zu, der grinsend seine Armbrust tätschelte.

Vor Mut zitternd sprang Wiko. Tin wandte den Kopf „Was -“ Zu mehr kam er nicht. Das rotfellige Tierchen war auf seinem Kopf gelandet und wickelte in atemberaubender Geschwindigkeit seinen unglaublich langen Schwanz um Tins Kopf, daß dieser Haare schluckte.

„Bfffrffn“, schrie Tin, aber sein Leibdiener, der eigentlich *Baran* hieß, brauchte einige Zeit um das Rückengestell abzunehmen und seinem Herrn zu helfen. „Gleich, Herr... Moment noch.“

In diesen wenigen Augenblicken sprang Sehschija vom Dachbalken und landete auf Tins Schoß. Versehentlich löste sich dadurch der Bolzen der Armbrust und jagte mit einem sirrenden Geräusch durch ein Fenster. In dem Haus ertönten Schreie. Durch das zerbrochene Fenster sah nun das erzürnte Gesicht des Hauptmannes der Stadtwache - Larkur. „He - Tin von Erzfeld, was fällt euch ein?! Wartet nur, ich komme runter!“

„Verdammt.“

Nun sprangen Wiko und Sehschija gemeinsam auf den Boden und stoben um eine Ecke. Tin von Erzfeld trieb Baran an, ihn schnell wieder auf den Rücken zu schnallen, aber da war der Hauptmann schon bei ihm.

„Diesmal kommst du nicht ungestraft davon!“

„Was ist passiert?“ fragte Anjahk, als er zu Sehschija und Wiko ins Freie trat. Da Larkur sein Mensch war, war der Kater oft hier zu finden.

„Oh Schneemann, du wirst es nicht glauben! Wiko hat...“

Und dann hörte der weiße Kater ungläubig der Geschichte zu, die ihm die Samtpfote zu erzählen hatte.

Und auch Wiko lauschte staunend: Hatte er wirklich dies alles getan?

Alle Katzen die in Elek-Mantow lebten und es zu dieser Versammlung vor den Stadtmauern geschafft hatten, blickten liebevoll auf das fragile, rotpelzige Tier, das erhöht auf einem erhöhten Stein saß und verlegen seinen Schwanz um die Schultern gelegt hatte. Er wackelte mit seinem Näschen und starrte etwas ängstlich dem weißen Anjahnk entgegen, der nun feierlich auf ihn zutrat. Doch der Kater sah Wiko freundlich an, als er sagte: „Jedermann will einen



Freund haben, aber fast niemand gibt sich Mühe auch einer zu sein. Als du zu uns kamst, haben wir gelacht, aber du hast einer von uns das Leben gerettet! Du weißt nicht, was du bist und um dir ein bißchen Halt zu geben, verleihen wir dir heute den Titel: *Katze ehrenhalber!*“ Alle schnurrten und miauten zustimmend, als Anjahnk seine weißen Pfoten in eine Pfütze tunkte und Wiko zwei Abdrücke auf die Brust gab.

„Katze... ehrenhalber“, flüstert Wiko ehrfürchtig. Nach all dem, was er durchgemacht hatte, mußte er nun doch zumindest ein bißchen, wer er war...

Stolz rieb er seine Nase mit den Anwesenden - mit Sehschija etwas länger. Da fiel ihm auf einmal Ebrian ein. Er würde so stolz auf ihn sein, daß er wieder sein Freund sein würde - gar keine Frage. Immerhin war er Katze ehrenhalber. Also lief er so schnell er konnte nach Hause.



„Wiko taucht bestimmt wieder auf...“, tröstete Brianne den kleinen rothaarigen Jungen, der schon seit Stunden in ihrem Schoß lag und weinte. Seit Elrind ihn hier abgeliefert hatte und Ebrian festgestellt hatte, das Wiko nicht wie erwartet hier war, konnte er sich nicht beruhigen - er hatte Wiko verstoßen, er würde nie wiederkommen. „Er ist bestimmt tot!“

Brianne seufzte. Auch sie vermißte Wiko, aber sie konnte ihrem Sohn doch keinen Vorwurf machen! Plötzlich drang ein leises Keckern an ihr Ohr und ein leichtes Gewicht landete auf ihrer rechten Schulter. Brianne grinste breit und rieb ihre Nase an Wikos Kopf. Dann setzte sie das Tier neben Ebrian. Das schniefende Kind blickte fragend auf und erstarrte. Dann verwandelte sich sein ganzes Gesicht in ein Lachen und heftig drückte er seinen vermißten Freund an sich, überschüttete ihn mit Küssen und rief immer wieder seinen Namen. Wiko kam gar nicht dazu Ebrian seine Auszeichnung zu zeigen, aber das war jetzt auch nicht so wichtig. Sie waren wieder zusammen... und sie würden sich nie mehr trennen!

„Miau!“

Epilog

Torador und Melirae verbrachten die nächsten drei Tage, bis zum Wiederwahlfest der Richterin ins Triumvirat, damit das Tanzen zu üben. Melirae konnte sich auf dem Fest so einigermaßen behaupten, und auch Ebrian kam zu seinem Tanz. Torador hingegen ließ seine gewohnte Grazilität vermissen - zu oft war Melirae ihm auf die Füße getreten. Trotzdem tanzten sie zusammen und es geschah auch noch so manches Andere, aber das ist eine andere Geschichte, und soll ein andermal erzählt werden.

Janina Enders + André Wiesler

Mit Herz und Hand

32. Nontariell 167 n.G. (16 n.C.) - 20. Mittmond 168 n.G. (17 n.C.)

Multor, 32.Nontariell 16 n.C.

Geliebter!

Meine Hand zittert, während ich Dir diese Zeilen schreibe, doch bevor ich meine Gedanken und Gefühle zu Papier bringe, sei versichert, daß der Überbringer dieses Briefes mein vollstes Vertrauen besitzt und absolut verschwiegen ist. Falls Du mir einen Antwortbrief schreiben möchtest, wird Zwî-Bölln sich sofort auf den Weg zurück nach Multor machen, um ihn mir zu überbringen. Ich hoffe so sehr auf Antwort von Dir, mein Geliebter.

Bitte, vergib' mir, daß ich Dich damals in Unwissenheit über meine Herkunft ließ, es brachte Dich in Gefahr, die leicht in den Tod hätte führen können.

Verzeih' meine Unwissenheit über diese Welt. Ich hätte erwarten müssen, daß mein Vater alles daran setzen würde, seine Tochter wieder in sein Reich zu holen. Verzeih'!

Tatsächlich war mein Vater nur wenig erzürnt über mein Verschwinden und mein Leben am Hof läuft wieder in geordneten Bahnen. Aber ich spüre die unsichtbaren Blicke, die mir folgen, die niedergeschlagenen Augen, die mich fast nie alleine lassen.

Aber das alles läßt sich aushalten. Nur eines schmerzt mich, mehr als alles andere! Es ist ein Schmerz, tief in meinem Inneren, der brennt und mich zuerst glauben ließ, ich sei erkrankt. Doch schnell wurde mir bewußt, daß es keine Krankheit ist, die mich leiden läßt.

Es ist ein Schmerz, nach dem mich verlangt, den ich täglich, stündlich nähre, in dem ich mir

die Zeit mit Dir, mein geliebter Inigo, ins Gedächtnis rufe.

Nie hätte ich vermutet, daß mich die Trennung von einem Mann so fiebern ließe, oh, ich sehne mich so nach Dir. Und auch, wenn mir nichts weiter geteilt haben, als Küsse und zarte Berührungen, so hoffe weiß ich, daß Du ebenso denkst und fühlst.

Ach, das alles wäre nicht passiert, wenn ich Dir von Anfang an die Wahrheit gesagt hätte, aber ich habe mich nicht getraut! Wie sehr wünsche ich mir nun, Dein Gesicht betrachten zu können, Dein Lächeln, Deine grünen Augen.

Neulich habe ich fast einen ganzen Tag damit zugebracht, die Vorhänge meines Zimmers zu betrachten, die aus demselben Grün sind wie Deine wundervollen Augen. Das klingt sicher dumm und kindisch in Deinen Ohren, aber... nun, so ist es einmal.

Ich wünschte, ich könnte Dich in die Arme schließen, mich an Dich drücken. Ach, schon wieder beklage ich mich, dabei sollte ich froh sein, daß dieser schreckliche Artin Rebur Dich am Leben gelassen hat, ich hoffe, er hat es. Wenn nicht, wüßte ich nicht, was ich tun sollte. Wahrscheinlich würde ich Dir dann bald folgen!

Mein über alles geliebter Inigo, bitte lasse schnellstens von Dir hören, erleichtere mein Herz, das doch nur noch aus Dir besteht. Laß mich nicht lange warten, mein Leben hängt von Dir ab.

Mit Liebe

Deine Yesihja



Elek-Mantow, 12. Verle 168 n.G.

Geliebte

Gepriesen seien die Götter, oh Yesihja! Dein Brief füllt mein Herz mit Freude und Schmerz in einem. Freude, weil Du sicher und unversehrt in den Schoß Deiner Familie, in das Schloß Deines Vaters gelangtest, Schmerz, weil mir mit jedem Mal die Entfernung nach Multor größer erscheint. So viel ist passiert, oh so viel. Und doch verblaßt dies alles vor einer Zeile, einem Wort von Dir.

Bevor ich von den vielen Dingen berichte, die sich seit dem unglückseligen Tag Deiner Entführung aus meinen Armen ereignet haben, muß ich Deine Vergebung erflehen. Verzeih mir, daß die Worte, die Deine zarte, süße Hand mir schrieb, durch Auge und Sprache eines Dritten an mein Ohr gelangten, doch wie Du weißt, bin ich der Schrift nicht mächtig. Oh, wie verfluche ich meine Hand, die keine Silbe schreiben, mein Auge, das keine lesen will. So zwang mich die Not unsere geheimsten Worte, unsere Sprache der Liebe einem guten Freund zu offenbaren, dem treuen Torador Broschakal, Sohn der Richterin Broschakal. Es ist auch seine Hand, die nun gekonnt die Worte niederschreibt, die aus meinem Herzen stürmen. Oh, Yesihja, es geht Dir gut! Wie froh bin ich über diese Nachricht. Mein Herz rast so schnell, als wolle es im nächsten Moment zerspringen, ich will die ganze Welt umarmen. Entfernung kann uns nicht trennen, unsere Herzen schlagen in einem Takt. Cherindrasta spielt ihr Spiel mit uns, aber das Band unserer Liebe ist stärker. Mit Dir trotze ich sogar den Göttern.

Torador ermahnt mich nicht solche Reden zu führen und vielleicht hat er recht. Wie kann ich es wagen die Götter zu fordern, wenn ich nicht länger nur für mein Leben die Verantwortung trage? Ich gehöre zu Dir, wie die Wolken zum Himmel, wie der Tau zum Morgen.

Es geschah viel, seit man Dich mir entriß. Mit der Nacht in meiner Seele kam auch die verdammte ewige Nacht, die sich über Elek-Mantow legte wie eine Glocke des Schreckens. Es krochen Dinge in ihr herum, die niemals die Straßen hätten berühren dürfen, auf denen auch Menschen schreiten. Doch hab keine Furcht, die Nacht ist verschwunden, nach langen Monaten endlich und nun erreicht mich Dein Brief. Wie könnte es mir besser gehen? Nur Deine Anwesenheit würde mich jauchzen machen über alle Maße.

Die Nacht ging als Brianne, ich bin sicher, Du entsinnst Dich ihrer, zwei bezaubernden Kindern das Leben schenkte. Ein Junge und ein Mädchen, gesund und kräftig, Shamino ist der Vater. Ja, der junge, ungestüme Vigilant, der Rächer der Unterstadt wurde Vater. Die Last der Verantwortung wird sicher auch seine jungen Schultern beugen, doch wir,

die Freunde Briannes, wollen alles tun, daß der Rücken nicht bricht. Sie wurden Ebrian und Oshami genannt. Doch auch ihre Wege wurden getrennt, Kilian, der Sohn des grausamen Fürsten Agathon nahm sie mit sich, doch gräme Dich nicht. Er war es, der Brianne zur Flucht verhalf, es war sein Falke, der sie nach Elek-Mantow trug. Es war die Idee von Toradors Gefährtin die Kinder zu trennen, um es dem Fürsten unmöglich zu machen sie beide zu töten.

Doch bevor dies geschieht, lasse ich selber mein Leben. Der kleine Ebrian liegt eben jetzt in meinen Armen und ruht sanft. Oh, könntest Du ihn sehen, im Schlaf zuckt er mit seinen dicken Beinchen. Gefährtin, wie sehne ich den Tag herbei, an dem ich unser eigenes Kind auf dieses Weise wiegen werde und, so schwöre ich bei allem was mir heilig ist und bei meinem Leben, niemand wird mich daran hindern den Namen Bellodores mit Dir weiterzuführen. Wir werden ein ganzes Rudel Kinder haben und unser Haus wird nie still werden, so laut soll ihr Gelächter in ihm wider-schallen. Nun bin ich froh, daß nicht ich die Feder führe, denn meine heißen Tränen hätten wohl die Buchstaben zer-fließen lassen.

Der kleine Ebrian ist mir in den kaum zwei Vierteln¹⁰², die er jetzt die Luft Nontariells atmet, so sehr ans Herz ge-wachsen, fast als wäre er der Sohn meiner Schwester oder unser Sohn gar. Ich wünschte, Du könntest sehen wie schnell er wächst. Bei seiner Geburt kaum einen Tritt¹⁰³ groß, wuchs er schon um fast eine Hand¹⁰⁴ und wiegt nun fast acht Helm¹⁰⁵. Brianne berichtete mir, daß dies für A-rietiden nicht ungewöhnlich sei, wachsen sie doch nicht in einer bestimmten Zeit um ein bestimmtes Stück, sondern entwickeln sich nach ihren Erfahrungen. Der arme Ebrian weint oft in der Nacht, öfter noch als andere Kinder. Vielleicht quälen ihn seine Knochen, die dem Zug standhal-ten müssen, wenn er wächst. Auch dies sei normal, beruhigt mich Ebrian und doch leide ich mit dem kleinen Wurm. Nie-mals soll Agathon ihn bekommen, niemals. Eher füttere ich seine Hunde mit seinen eigenen Gedärmen.

Bitte verzeih mir, Geliebte. Dies sollte ein Brief der Freude und der Liebe werden und nun verkommt er zur Haßschrift. Doch dies ist es, was neben den Gedanken an Dich meinen Geist in diesen Tagen bewegt.

Erschrick´ nicht, süße Yesihja, aber auch ich mußte die Macht Agathons bereits spüren. Ich will Dir schildern, was

¹⁰² Jeder Monat umfaßt 44 Tage, die in vier Viertel zu je 11 Tagen zusammengefaßt werden.

¹⁰³ Ein Tritt = multorisch, 50 Zentimeter.

¹⁰⁴ Eine Hand = multorisch, 10 Zentimeter.

¹⁰⁵ Ein Helm = multorisch, 500 Gramm.

geschah, als wir die Kinder aus dem Hause der Broschakals in die kleine Hütte bringen wollten, die auch wir schon bewohnten. Logush wird wohl so bald nicht zurückkehren und selbst wenn, ich vertraue auf sein Verständnis und seine Freundschaft. Er wird sich mit einem Bett in einem Gasthaus gleichwohl zufriedengeben. Und in Shaminos unsäglich Behausung ist kaum Platz für ihn und sein großes Mundwerk, wie soll da eine ganze Familie Platz haben?

Als wir die Brücke erreichten, lauerten uns dort schreckliche Monster auf. Ich will Dir ihr grausiges Aussehen ersparen, es genügt, wenn sie mich in meinen Träumen jagen, aber ohne Zweifel waren sie von Agathon geschickt. Wir besiegten sie, aber nur um Haaresbreite. Wir alle wurden verletzt, die tapfere Melirae, der zähe Shamino, der friedliebende Torador, der hitzköpfige Shamino, der edle Kilian, der fromme Yanec d'Ibrisco, meine bescheidene Person, der ich von wenig Beistand sein konnte und Brianne. Wahrlich, vor allem Brianne! Geschwächt von der Geburt focht sie trotzdem wie es drei Männer nicht könnten. Der Angriff galt vornehmlich ihr, so wurde schon bald klar und so ging sie schwer getroffen nieder, fiel einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in einen Totenschlaf, aus dem sie aber schließlich, Astanace möge gepriesen sein, erwachte. Noch immer ist sie geschwächt, schläft viel, so daß ich mich gerne des Nachts um den kleinen Ebrian kümmere. Sein Vater besteht darauf in seiner Matte zu nächtigen. Sei's drum, in meine Hütte hätte ich ihn nur ungern gelassen.

Aber was tue ich, ich plaudere fast, anstatt diesen Brief so schnell wie möglich an Zwî-Bölln zu übergeben, daß er sich aufmacht ihn in deine wunderschönen Hände zu legen. Fast bin ich versucht ihm zu sagen, er möge Dich für mich küssen, doch könnte ich es nicht ertragen, wenn ein Anderer Dich berührt.

Oh Yesihja, könnte ich Dich doch bald wiedersehen. Bei den Göttern, ich würde mein Augenlicht geben, wenn ich Dir noch einmal in die Augen sehen dürfte. Mit Freuden würde ich meine Lippen den Göttern opfern, wenn sie die Deinen noch einmal küssen dürften.

Wär ich stumm und taub, nicht fähig mich zu regen und hätt', nur kurz, bevor ich starb, den Kopf in deinem Schoße liegend, meine Augen geöffnet, dein Haar gesehen, wie es sich im Wind bewegt, deine Haut gerochen, deine Hände in den meinen gespürt, so sagt' ich doch, ich hätt' gelebt.

Ich will, nein, muß schließen jetzt. Der kleine Ebrian regt sich, wird sicher bald erwachen und sich nach der Brust der Mutter sehnen. Oh wie ich seinen Drang verstehen

kann. Es zieht mich mit der selben Macht zu Dir, findet sich denn kein Gott, der mein Klagen erhört und mich zu Dir trägt?!

Toradors Hand wird schwer, auch wenn er's leugnet und auch diesen Satz schon nicht will schreiben. Yesihja, nimm mein Wort. Es kommt der Tag, nicht allzu fern, da wird der Segen der Götter uns zusammenbringen und Glück wir das einzige sein, das es für uns gibt.

Meine Gedanken und mein Herz sind bei Dir, wär' es von Nutzen, ich unterschriebe diesen Brief mit meinem eigenen Blute. Oh Liebe, leb wohl. Worte können nicht sagen, was ich Dir zu sagen habe.

Inigo



Multor, 10. Bri, 17 n.C.

Geliebter!

Ist es nicht die wahre Liebe, die für alle Zeiten gleich bleibt, auch wenn ihr alles versagt wird und nur Worte sie nähren? Früher dachte ich, Worte wären leer und nutzlos, doch Deine erfüllen mein Herz mit Freude und ich wappne mich mit Deiner heißen Liebe und überwinde E-lend, Zorn und Mißgeschick. Doch mein Herz war bekümmert und mein Mut sank ins multorische Steppengras, bis ich Deinen Brief in meinen zitternden Händen hielt! Oh, ich verfluche dieses Land, das mich hält, mich daran hindert in Deinen Armen zu schlafen, zu weinen, zu lachen... Man erzählt immer, Abwesenheit tötet den Liebenden oder die Liebe. Durch Deinen wundervollen Brief, der mich blühend macht, weiß ich diese Worte lügen zu strafen, die mir alle Hoffnung nahmen.

Ich bin so unsagbar glücklich, daß Du gesund und wohlauf bist, Geliebter! Oh, wieviel ist geschehen, in der seltsamen Stadt, in der Du lebst. Brianne und Shamino haben zwei Kindern

das Leben geschenkt? Das ist wunderbar, aber wie sehr muß es die Eltern geschmerzt haben, ihre Tochter sofort zu verlieren!

Glaube mir, Geliebter, der Tag ist nahe an dem ich unser eigenes Kind unter meinem liebenden Herzen tragen werde. Ich liebe Dich.

Hoffentlich ist keiner zu bleibenden Schäden gekommen bei diesem furchterregenden Kampf, den Du mir geschildert hast. Fürst Agathon muß ein mächtiger Magier sein! Wie gerne hätte ich an Deiner Seite gestanden und mit Dir gekämpft! Überbringe Brianne bitte meine besten Grüße und Wünsche!

Ach, bei allen Göttern, die über Nontariell herrschen, ich wünschte, ich könnte bei Dir sein. Wenn es auch nur für den Bruchteil einer Sekunde sei, ich würde aufschreien vor Glück und meine Tränen würden fließen und den Boden fruchtbar machen.

Könnte ich doch dem Hofleben entfliehen. Immer noch folgen mir unsichtbare Augen, mein Vater weiß zu jeder Stunde und Tageszeit, was ich mache und warum ich es mache. Es ist furchtbar... Doch ich will mich nicht bemitleiden. Aber langsam halte ich dieses dumme, hochnäsige Getue nicht mehr aus. Jeder, und ich glaube auch mein Vater, weiß, daß ich einen einfachen Bürger liebe... und ja, ich liebe, ich verehere ihn - Dich, süßer Inigo.

Ich hoffe, Vater wird mich nicht dazu zwingen jemanden zu heiraten. Er gibt des öfteren Bälle und in letzter Zeit gab es sie zu Hauf. Aber sei bitte nicht eifersüchtig, jeder der hohen Männer, mit denen ich tanzen mußte, erhielt nicht auch nur den kleinsten Blick meiner Augen. Ich hatte die ganze Zeit nur Dein Bild vor mir, Geliebter. Oh Götter, ich vermisse Dich so!!!

Unsere Leidenschaft ist so stark und die Trennung läßt sie wachsen, wie der Wind ein Feuer ernährt. Und schneller, als die Wellen des Meeres steigen und fallen werden wir uns wiedersehen, ich bin mir sicher.

Ich fühle den Schlag Deines Herzens. Geliebter.

Mit Liebe
Yesihja



Elek-Mantow, 6. Hamilé 168 n.G.
Süße Yesihja!

Wieder ist so viel passiert, so viel. In dieser Stadt scheint das Leben nie still zu stehen, nie eine Atempause zu brauchen. Fast scheint es mir, man hätte dieser Stadt besser die launische Cherindrasta, das verschleierte Schicksal, zur Stadtgöttin gegeben, statt Elek-Mantowin dafür zu bemühen. Glück und Unglück tanzen auf den Straßen einen wilden Reigen und machen vor nichts halt. Weder Reichtum, noch Klugheit, noch Geburtsrechte können das eine halten oder das andere bannen...

Stell Dir vor, kurz nach dem ich Zwî-Bölln mit meinem ersten Brief an Dich lossandte, brachte mir der treue Torador, dessen Hand auch jetzt wieder meine Worte auf das Pergament bannt, eine Schriftplatte in Altpirman, der fast verschollenen Sprache derer, die vor uns diese Länder bevölkerten. Sie gab Auskunft über die Lage der legendären Greifenkrone. Natürlich mußte Torador sie mir verlesen, damit ich sie ihm übersetzen konnte, das Letztere jedoch bereitete mir keine Schwierigkeiten. Die Greifenkrone, so heißt es in diesen Ländern hier, erfüllt ihrem Träger jeden Wunsch. Oh Yesihja, schellte mich dumm und kindisch, närrischer noch als Zwî, aber ich wollte sie suchen. Verstehst du, jeden Wunsch... jeden! Auch den, daß Du und ich zusammen, erneut vereint leben können. Doch obwohl mich mein Gedächtnis selten trügt, fand ich den Eingang in der Schlucht nicht, der zu dem begehrten Schatz führen sollte. So blieb mir nichts anderes übrig als mich mit dem Besitzer der Platte, Idomar Sabrin, zu einigen, es gemeinsam zu versuchen. Und wir fanden die Krone, fanden sie und ich zweifelte. Hätte ich mir doch nur das Eine, Wichtigste gewünscht... Dich! Doch ich zögerte, wähnte mich über den

Aberglauben erhaben. Melirae, die uns gefolgt war und im Kampf gegen die Angreifer... doch halt. Von jenen sprach ich noch gar nicht. Es folgten uns Gesandte aus dem Großimperischen Reich Helikot, des Dritten. Wenn ich früher - und auch heute noch, wenn ich aufrichtig bin - das Reich an sich verlachte, so waren doch seine Meuchler von ausgesuchter Qualität und Hinterlist. Dem armen Idomar gar, haben sie den Vater getötet. Melirae also rettete uns, in dem sie uns im Kampfe gegen die Helikoter beistand. Doch dann befreite sie mit ihrem Wunsch den Greifen der Krone. Ich verstehe, daß Du meinen Worten kaum glauben schenken wirst, doch trotzdem will ich Dir davon berichten: Die Krone nahm die Gestalt eines schrecklichen, grausamen Greifen an, wie ich ihn in den Geschichten der Alten am Feuer schon immer gefürchtet hatte, und floh. Durch pures Glück nur blieben wir verschont, unsere Bedränger hingegen fielen der Verwüstung zum Opfer. Die Schätze des Greifen wurden in der einstürzenden Höhle begraben. Nun wirst Du meine Enttäuschung und Trauer verstehen. Ich verschenkte die Gelegenheit mit einem bloßen Gedanken bei Dir zu sein und dann verliere ich auch noch die Reichtümer, die mich vor Deinem Vater hätten in Gnade erscheinen lassen, um ehrenvoll um Deine Hand anzuhalten. Wie grausam dünkt mich dies und wie sehr spricht es dafür, daß unser Leben nur Spielball der Götter ist. Der Zufall kann so grausam gar nicht sein, dahinter steckt das bösertige Planen einer höheren Macht.

Oh Yesihja, wie gern würde ich an Deinem Busen liegen, daß Du mir Pein und Ärger schnell vertreibst. Ich sehne mich nach Dir, nach dem Geruch deiner Haut, nach der Farbe deiner Augen, nach der Berührung deiner Finger. Ich fühle mich wie zerrissen. In den letzten Vierteln hatte ich so oft schon mein Bündel gepackt und war zum Stadttor hinaus, um zu Dir zu eilen, koste es, was es wolle. Doch was dann? Dein Vater würde mich nicht an seinem Hofe dulden, geschweige denn in den Armen einer seiner Töchter. Ich schrieb Dir dies noch nicht, um dich nicht zu erschrecken, doch Zwî-Bölln berichtete von einem Angriff bei seinem ersten Aufenthalt in Elek-Mantow. Ein anderer Multorer, so scheint es, wollte ihm ans Leder. Er konnte ihn besiegen - ich frage mich wie, er spielt den Narren wirklich überzeugend - doch besteht nur ein geringer Zweifel, daß Dein Vater den gedungenen Mörder schickte. Sei ohne Sorge, Geliebte, seitdem wurde Zwî-Bölln nicht mehr belästigt. Es scheint, als hätte Dein Vater sich mit unserer Liebe abgefunden. Was auch sonst soll er tun? Wenn es sein muß, nehme ich es mit seinem ganzen Heer auf!

In der Tat bewegt sich Zwî-Bölln sicher wie kaum jemand, sogar in der Unterstadt. Ihm scheint ein Ruf vorauszuellen, der sogar einem Kam Tak Ehre gemacht hätte. Bei der Stelle: Der einäugige Mörder ist wieder aufgetaucht, durch Brandwunden entstellt und seltsam unsicher streift er durch die Stadt, an Yanec d´Ibriscos Seite. Ein seltsamer und abstoßender Anblick. Wie es scheint, hat Melirae eine alte Rechnung mit ihm offen, denn wann immer das Gespräch trotz Toradors warnender Blicke auf ihn kommt, verläßt sie den Raum mit einem Fluch.

Vor kaum zwei Vierteln wurde eine mutmaßliche Mörderin durch die Heirat vor dem Tode gerettet. Wie es scheint, war sie unschuldig. Wenn das Schule macht, gibt es in Elek-Mantow wohl bald eine Menge begnadigter Verbrecher, die wie Sklaven bei ihren „Rettern“ leben. Ich hoffe, Richterin Broschakal wird darauf ein Auge halten, ich muß es einmal zur Sprache bringen. Die werthe Dame Broschakal beordert mich im Übrigen des öfteren in letzter Zeit zu sich, um mir die unterschiedlichsten Fragen zu diesem Land und jenem Brauch zu unterbreiten. Viele konnte ich ihr durch meine Reisen wohl zufriedenstellend beantworten, einige nicht. Just am gestrigen Tage musterte sie mich nachdenklich und murmelte: „Wenn ihr doch nur schreiben könntet, dann wäre es um so vieles leichter.“

Als ich mich aber erkundigte, was damit wohl gemeint sei, machte sie mir klar, daß das Gespräch beendet war. Sei´s drum, die Richterin ist manchesmal schon etwas wunderlich. Erschrick nicht, Torador nahm es nicht als Beleidigung, stimmt mir sogar lächelnd zu.

Der kleine Ebrian, was sag ich: der Junge Ebrian entwickelt sich prächtig - und so unsagbar schnell! Er wirkt nun schon wie über drei Jahre alt. Torador hat begonnen ihm ersten, zaghaften Schreibunterricht zu erteilen. Er versichert mir, daß ich meine Briefe in wenigen Vierteln wohl ihm in die Feder diktieren könne, wenn er sich weiter so schnell fortentwickelt.

Ebrian hat es sich zur Angewohnheit gemacht, Torador als ´Tante´ und Melirae als ´Onkel` zu bezeichnen. Es ist nicht aus ihm herauszukriegen, warum er dies tut, aber mittlerweile hat man sich daran gewöhnt. Melirae fühlt sich geschmeichelt und Torador - nun, erträgt es tapfer.

Oh Stern meines Himmels, ich fürchte der Augenblick zu schließen ist gekommen, viel zu schnell. Ich werde Torador beizeiten bitten, mir Deinen Brief erneut vorzulesen. Wann immer er ihn verliest, scheint mir seine Stimme zu Deiner zu werden und ich sehe Dich vor mir.

Ich fürchte meinen treuen Freund in den letzten Vierteln arg angestrengt zu haben. Jeden zweiten Tag mußte er Deine Zeilen lesen und doch glaube ich, er hat es gerne getan. Würde meinem tumben Geist doch endlich etwas einfallen, wie ich zu Dir gelangen und Dich zur Frau nehmen könnte. Wieviele Nächte noch soll ich wachliegen und mir den Kopf zerbrechen, alle Möglichkeiten um und um wenden? Oh Yesihja, ich fühle mich, als hätte ich versagt. Jeder andere wäre wohl längst bei Dir und liebte deine zarten Lippen mit sanften Küssen. Ich jedoch hänge in dieser gespaltenen Stadt fest...Trauer bemächtigt sich meines Herzens, Gefährtin.

Ich harre innig Deiner nächsten Zeilen. Mein Blut fließt mit Deinem, Yesihja, meine Königin der Welt, Herrscherin meines Geistes.

Inigo

Multor, 8. Bri 17 n.C.

Geliebter!

Es fällt mir schwer, diese Zeilen zu schreiben. Einerseits erfüllen Deine Briefe mich mit Freude und unendlicher Liebe. Aber andererseits muß ich mir selber eingestehen, wie eifersüchtig ich bin, da ich nicht weiß, was Du mir, wenn auch ungewollt, verschweigst. Bestimmt tue ich Dir unrecht, süßer Inigo, aber ich zweifle an mir. Ich, die ich so unscheinbar und gewöhnlich, soll Dich halten können? Dich? Du bist so ein wunderbarer Mann und gewiß nicht gezeichnet von Traurigkeit. Ich habe Angst, daß die Zweifel, unter denen meine Eifersucht wächst, irgendwann zur Gewißheit werden. Du weißt, ein Herz, welches sich mit Sorgen quält, hat selten frohe Stunden. Geliebter, bitte glaube nicht, daß ich Dir Vorwürfe machen will, aber all die schönen Frauen, die Dich täglich, sogar stündlich umschwärmen, treiben mich in den Wahn. Bedingungslos kannst Du mich nicht lieben, das sagtest Du bereits und nun muß ich mich damit abfinden.

Ich sehne den Tag herbei, an dem wir uns wieder in die Augen sehen können und Du mir sagst, daß Du mich liebst.

Ich liebe Dich so sehr, daß es an eine Zerstörung meiner selbst grenzt. Ich schlafe sehr wenig und esse kaum etwas. Meistens sitze ich am offenen Fenster und halte Ausschau nach Zwî-Bölln. Ich kann kaum glauben, was Du über ihn geschrieben hast! Wie es scheint, tut ihm Elek-Mantow sehr gut, denn hierzulande ist er ein Tolpatsch.

Es sieht meinem Vater wirklich ähnlich, einen Kopfgeldjäger hinter Zwî herzuschicken. Aber ich glaube, nun hat er sich tatsächlich damit abgefunden, daß ich Dich liebe. Er sah wohl etwas Schlechtes darin, daß ich Dir schreibe... aber was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse, nicht wahr?

Oh, wieviel ist Dir nur wieder widerfahren in Deiner seltsamen Stadt und wie sehr hätte ich mich gefreut, wenn Dein Wunsch in Erfüllung gegangen wäre - es wäre das schönste Wunder, das ich mir denken könnte.

So wunderschön!

Bitte paß' auf Dich auf und behalte mich in Erinnerung und schelte mich bitte nicht dumm aufgrund meiner bitteren Gedanken.

In treuer Liebe,
Deine Yesihja

Ich flehe Dich an, finde einen Weg, zu mir zu kommen und ich finde einen Weg, wie wir glücklich sein können.



Elek-Mantow, 20. Mittmond 168 n.G.
Kleine, süße Yesihja

Was habe ich getan, daß Du an meiner Liebe zweifelst? Ich schwöre Dir, bei dem Degen meines Vaters, daß in meinem Herzen allein dein Bild ist und es ausfüllt. Nur schwer

ist noch Raum für die wenigen Freunde, die ich hier fand und die doch auch einen Platz dort verdient haben. So also bringe ich Euch alle mit Mühe unter, und mein Herz ist übervoll.

Der Anblick der anderen Frauen findet den Weg in meine Augen, aber in mein Herz können sie nie gelangen. Geliebte, wenn ich dich jemals betrüge, sei es im Geiste oder Körper, so nimm meinen Degen und töte mich, stoß ihn mir durch das vergiftete Herz, das ich dann mein Eigen nennen müßte.

Ich bitte Dich, nimm meine Worte statt des einen Blickes, der doch soviel leichter beweisen könnte, wie sehr ich Dich liebe, und wie unwichtig die anderen Frauen sind. Neben deiner Schönheit verblässen sogar sie Monde. Du bist der Teil, der mir Zeit meines Lebens fehlte, mit Dir bin ich ein Ganzes!

Wenn Du es verlangst, Yesihja, so schere ich mir den Kopf und trage Lumpen, daß mich keiner - egal ob Frau oder Mann - mehr eines Blickes würdigt, und spreche nur noch in kurzen, schroffen Sätzen. Bedenke aber, ob ich dann noch der Inigo wäre, den Du liebst.

Ich hoffe so sehr, daß Du das Vertrauen in mich wiederfindest. Wenn Du zweifelst, lausche deinem Herzen. Fast glaube ich, die Intrigen und Ränke des multorischen Hofes finden den Weg in deinen Geist. Ich bitte Dich, widerstehe ihnen und vertraue mir!

Das Mittmondfest steht unmittelbar bevor, und wie es scheint, wird wohl Richterin Geral Broschakal wieder ein Mitglied des Triumvirats. Sie kündigte mir an, daß sie eine Aufgabe für mich hätte, eine Aufgabe, die zu erfüllen ich wohl sehr glücklich wäre. Ich kann mir keinen Reim darauf machen, aber ihre Stimme war mit Vergnügen gefüllt. Auch Torador kann nichts damit anfangen.

Yesihja, traue mir, denn ich lege mein Leben in Deine Hände. Wenn Dein Vertrauen in mich bricht, so wird es vergehen.

In Liebe,
Inigo

Janina Enders * André Wiesler

